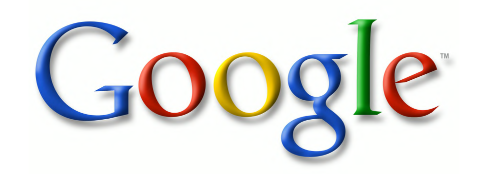
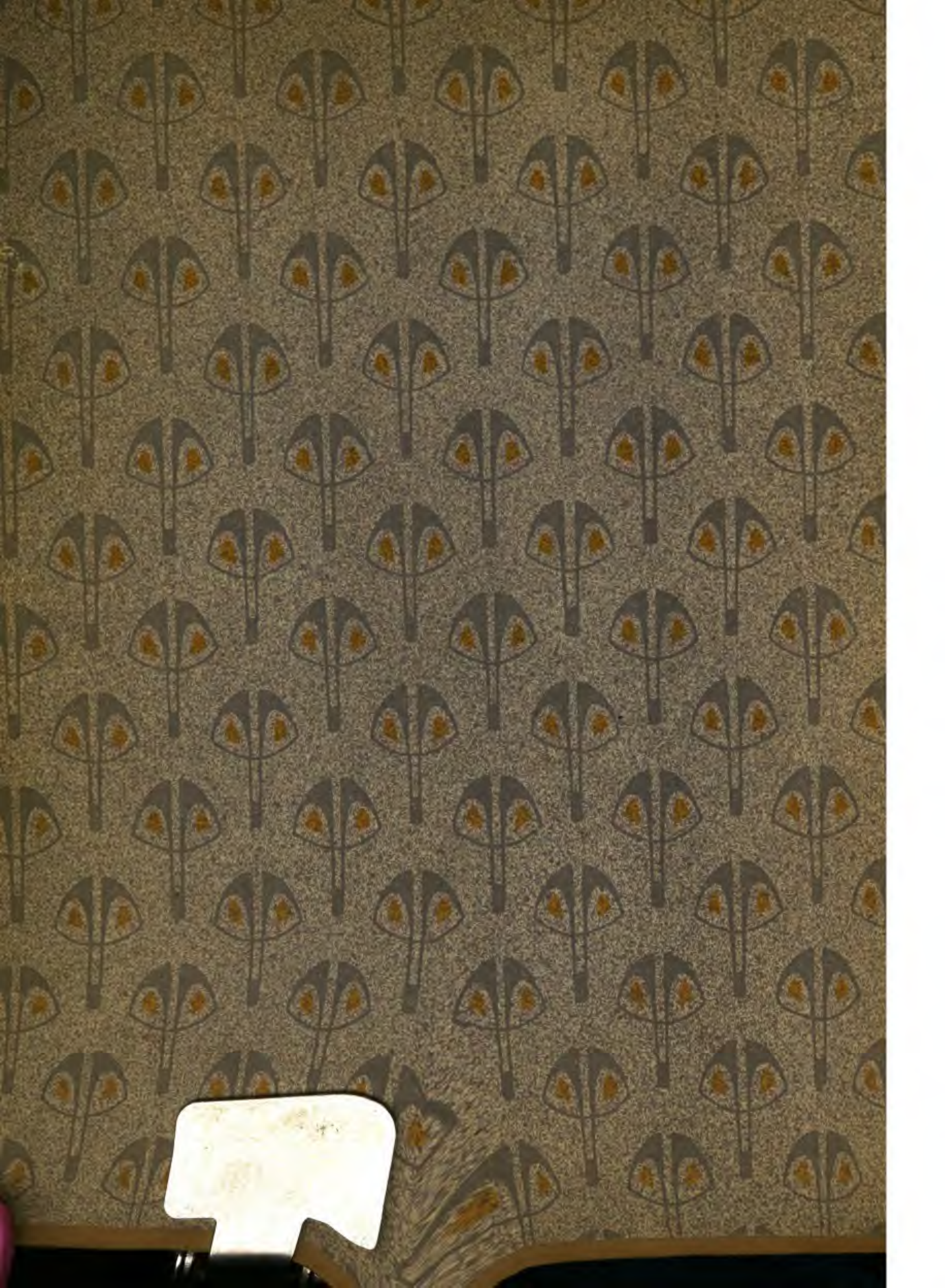




E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.





5,-

Margarethe v. Eckenbrecher

Was Afrika mir gab und nahm

Tafel 1.



T. v. E. aufgen.

Frau v. Eckenbrecher in der Veranda des Hauses zu Okombahe.

Was Afrika mir gab und nahm

Erlebnisse einer deutschen Ansiedlerfrau in Südwestafrika

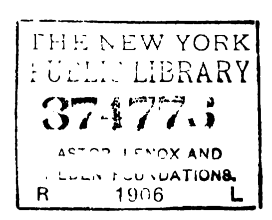
von

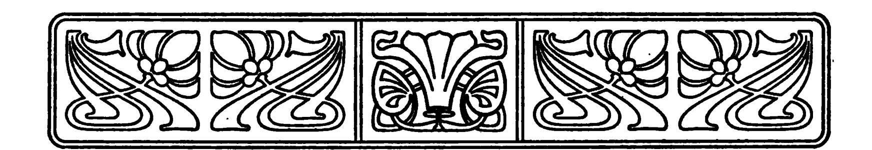
Margarethe v. Eckenbrecher



Mit 16 Bildertafeln und einer Karte

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
37477
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1906 L



Vorwort.

Schon als ganz kleines Ding bin ich viel in der Welt herumgekommen. Mein kleines Hirn mußte frühzeitig viele Eindrücke verschiedenster Art in sich aufnehmen. Mit zwölf Jahren gab man mich in ein adliges Damenstift. Da trat der Umschlag ein. Aus dem lachenden, sorglosen Kinde wurde ein gedankenvoller, ernster Backfisch, an dem nichts hübsch war außer den langen, blonden Zöpfen.

Das Leben erschien mir durch traurige Familienverhältnisse und die strenge, ernste Erziehung durchaus nicht rosig. Gar bald hatte ich, beeinflußt von meiner Mutter, nur noch den einen Wunsch: Arbeiten und lernen, um selbständig zu werden.

Aus dieser Stimmung heraus bestand ich, knapp achtzehn Jahre alt, mehrere Examina, unterrichtete vier Jahre an einer höheren Mädchenschule im Westen Berlins und ging nach England. Ich lernte und studierte. In die Heimat zurückgekehrt, hörte ich mit vielem Eifer philosophische und theologische Vorlesungen an der Berliner Universität.

Wie ein roter Faden zieht sich die Liebe zu Afrika durch mein Leben von Jugend auf. Mein ältester Bruder Hans und mein Vetter Themis, mein jetziger Mann, malten mir in glühenden Farben Afrika, das Land ihrer Träume.

Oft, wenn wir uns zur Ferienzeit trafen, rückten wir in der „Kadettenstube" im Dämmerlicht ganz dicht zusammen, und ein jeder überbot den anderen in neuen, phantastischen Berichten über den dunklen Erdteil. Und jeden Urlaub trennten wir uns mit dem Versprechen: Wir gehen alle drei nach Afrika.

Wenige Jahre später verließ Themis Deutschland, um in Südwest Farmerei zu betreiben.

Hans nahm den Abschied und schiffte sich nach Ostafrika ein. Er hatte ein schweres Dasein, und als er sich schließlich sieben lange, lange Jahre zum Erfolg durchgerungen, fiel er im August vorigen Jahres durch die Hand aufrührerischer Eingeborener.

Im Jahre 1900 kehrte Themis zurück. Unserer Verlobung stellten sich Hindernisse entgegen, und wir trennten uns. Er ging nach Schottland, um Schafzucht zu erlernen, ich blieb in Berlin und lernte weiter. Im Februar 1902 verlobten wir uns wieder, nachdem wir uns klar gemacht, daß wir ein gemeinsames Leben der Not und Entbehrung einer abermaligen Trennung aufs entschiedenste vorzögen. Sechs Wochen darauf heirateten wir und schifften uns wenige Tage später nach Südwest ein.

Ein größerer Gegensatz ist kaum möglich: Berlin, der Mittelpunkt deutscher Kultur und Wissenschaft, und eine einsame Farm in Damaraland. Und doch, wenn ich jetzt zurückdenke: würde ich nochmals vor die Wahl gestellt, ich würde mich wieder so entschließen und nicht anders. Dieser andauernde Kampf, dieses mühsame Ringen um Daseinsberechtigung allein hat etwas dermaßen Prickelndes, daß ich nicht tauschen möchte mit all denen, die in ihren engen vier Wänden sitzen und sich nicht hinauswagen an die Luft, in die Freiheit. Unser großer Lehrmeister Goethe hat ganz recht:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Ich hoffe, daß bald wieder die Zeit kommt, da wir uns rüsten dürfen zur Ausreise nach Südwest. Ich bin eingedenk des Versprechens, das ich seiner Zeit in Omaruru dem Oberstleutnant v. Estorff gab, als er sagte: „Die Kolonie braucht Frauen, kommen Sie wieder!"

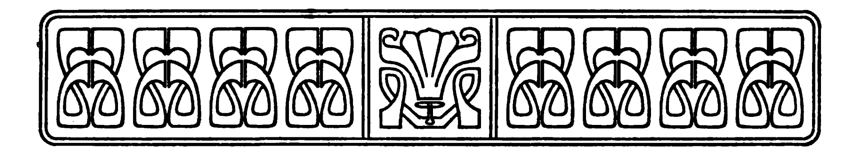
Diese Worte klingen fort und fort in mir nach: „Wir brauchen Frauen in der Kolonie." Ich möchte werben und bitten: Deutsche Frauen, laßt Euch nicht abhalten durch kleinliche Bedenken. Tritt die Frage an Euch heran, dem, den Ihr lieb habt, nach Afrika zu folgen, besinnt Euch nicht lange und tut es. Ihr gebt in der Heimat freilich manches auf, aber Ihr gewinnt viel, viel mehr da drüben. Ihr seid jung und stark und deutsch. Nur durch starke Frauen kann die Kolonie wieder aufblühen und gedeihen! Helft Ihr dem Vaterlande an dieser großen, schönen Aufgabe!

In diesem Sinne sind die nachfolgenden Seiten niedergeschrieben; möchten sie in diesem Sinne gelesen werden und werbend wirken.

Und noch eins: Ich komme aus Afrika. Schöne Floskeln und Wendungen sind mir fremd. Ich kann nur so schreiben, wie ich denke und fühle. Sollte hier und da etwas gesagt sein, das nicht gebilligt wird, so bitte ich um Nachsicht. Ich will nur wahr sein, niemanden kränken und niemandem nahe treten.

Berlin, im Sommer 1906.

Margarethe v. Eckenbrecher
geb. Hopfer.



Inhalt.

Erster Teil.

Die Ausreise.

Zweiter Teil.

Okombahe.

Dritter Teil.

Der Aufstand.



Verzeichnis der Beilagen.

Bildertafeln.

Karte.



Erster Teil.

Die Ausreise.

1. Die ersten zehn Tage.

bschied von Hamburg. Es war am letzten Tage im April des Jahres 1902. Dichter, feuchter Nebel lag über der alten Hansastadt Hamburg ausgebreitet. Ein feiner Sprühregen rieselte unaufhörlich vom grauen Himmel. Wer Hamburg so sieht, auf den macht es einen tristen Eindruck. Zwar versuchten wir im Ratskeller der öden Stimmung etwas entgegenzuwirken, doch mit wenig Erfolg. So schlichen die Stunden. Auf drei Uhr war die Abfahrt des Dampfers festgesetzt. Wir fuhren zum Hafen. Über der Elbe braute der Nebel. Verschwommen nur erschienen die tausend Masten und Schornsteine der Segler und Dampfer.

Vor dem Amerika-Kai lag die Pinasse, die uns zum „Eduard Bohlen" bringen sollte. Einige wenige Menschen hatten sich in der Wartehalle eingefunden, um den Scheidenden Lebewohl zu sagen, für den „Eduard" selber wenig Passagiere. Neugierig schweifte mein Blick über sie hin. Etliche hatten interessante Physiognomien. Afrika, das dunkle Land, das Land der Entbehrungen und Kämpfe, hatte schon manch einem der dorthin Zurückkehrenden den Stempel aufgedrückt. Jetzt schien die Hoffnung auf Zukunft, auf eine blühende, goldene, die Gesichter zu verschönen und den bitteren Abschiedsschmerz

zurückzudrängen. Wohl keiner von all den Ausreisenden ahnte, wie grausam das Geschick eingreifen würde, um alle Pläne zu zerstören.

Und jetzt, da ich dies schreibe, und die verschiedenen Gesichter in meiner Erinnerung aufleben, schlafen zwei Drittel aller bereits den ewigen Schlaf unter tropenglühender Sonne, und der Rest bemüht sich, gebrochen an Leib und Seele, ein aussichtsloses Dasein weiter zu kämpfen.

Die kleine Glocke der Pinasse läutete zum Einsteigen. Ein letzter Händedruck, ein Kuß, viele Tränen, und langsam schob sich der kleine Dampfer vorwärts. Weiße Tücher flatterten, eisiger Wind, Regen, Nebel lagerte sich zwischen die Zurückbleibenden und die Scheidenden. Nach viertelstündiger Fahrt langten wir beim „Eduard" an.

Ein Drängen und Schieben entstand. Mühsam kletterte man die steile, vom Regen glitschige Schiffstreppe hinan und befand sich an Bord des „Eduard Bohlen".

An Bord des „Eduard Bohlen". Der „Eduard" gehört zu den älteren Schiffen der Woermann-Linie. Nicht allzu luxuriös ausgestattet, etwas altmodisch und abgebraucht, ist er später vollständig umgebaut worden und vermittelt nun den Verkehr zwischen Kapstadt und Swakopmund.

Der Obersteward zeigte uns die für uns reservierte Kabine. Ein gelindes Grauen überkam mich, als es mir klar wurde, daß ich in diesem winzigen Dinge vier bis fünf Wochen hausen sollte. Zwei Kojen waren übereinander an der Längsseite angebracht. Durch einen schmalen Gang getrennt, befand sich in der Kabine noch eine Art Sofa, an dessen einem Ende ein verschließbarer, schmaler Schrank war. Zwischen Betten und Sofa stand der kastenähnliche Waschschrank zum Zuklappen. Über jeder Koje war ein Netz angebracht wie in den Eisenbahnen zum Aufnehmen aller möglichen Gegenstände. Das Schönste waren aber die beiden großen Bullaugen, von denen aus man auf das Wasser sehen konnte, wenn man auf dem Sofa stand oder in der oberen Koje lag. Um diese zu erreichen, mußte man einen ganz anständigen Klimmzug vollbringen oder eine kleine polierte Mahagonileiter erklettern. Bei hohem Seegang gehörte schon einige

Geschicklichkeit dazu. War man jedoch erst oben, so hatte man die angenehme Gewißheit, nach unten oft schneller, als man eigentlich beabsichtigte, zu gelangen.

In dieser Kabine also richteten wir uns sogleich häuslich ein. Unter die Koje kamen die beiden Kabinenkoffer, verschiedene Kasten und eine Kiste mit Apfelsinen unter das Sofa, das Staatsgewand, der schwarze Rock in den Kleiderschrank, Waffen, Geld zum Kapitän, Bücher und Toilettengegenstände in die Netze. Bald war alles erledigt. Alsdann begaben wir uns in den Speisesaal, um uns durch eine Flasche Sekt gegenseitig über den Abschiedsschmerz hinwegzuhelfen.

Dort ging es bereits hoch her. Minder wehmütig gestimmte Seelen feierten schon nach besten Kräften. Es wurde gelacht, gesungen und getrunken. Mitten hinein in den Lärm ertönte die Sirene. Die Anker rasselten in die Höhe. Der „Eduard" trat die Ausreise an.

Beim darauffolgenden Diner musterte man sich gegenseitig, stellte sich vor, machte sich mit dem Kapitän und den Offizieren bekannt und bemühte sich, tapfer und gleichmütig auszusehen.

Schon früh zogen wir uns zurück, und während draußen die Wellen an die Wände des Schiffes schlugen, der Regen unaufhörlich auf das Deck klatschte, wühlte ich mich in die feuchten, nach Schiff, Seewasser und Teer riechenden Kissen und versuchte einzuschlafen, was gegen Morgen gelang.

Ziemlich spät erwachte ich vom Schall der Frühstücksglocke. Erst mußte ich mich besinnen, wo ich war. Und dann sah ich auf das graugrüne, endlos wogende Wasser. Hohe Wellen, wie sie kamen und sich überschlugen und sich gegenseitig die weißen Schaumkronen aufsetzten. Dazu heulte der Wind, es war so feucht und so kalt. Der Kanal hat für mich von jeher etwas Unsympathisches gehabt.

Dieser schlechten Stimmung arbeitete ich entgegen. Ich zwang mich zum Aufstehen und bemühte mich redlich, dieses unbewußte Etwas zu bannen, das mich so elend machte.

Aber mit dem Aufstehen ging es absolut nicht nach Wunsch. Ich hatte Kopfschmerzen, fror sehr, war schwindlig, und meine Laune

verbesserte sich keineswegs. Mein Mann lächelte verständnisinnig, und ich legte mich wieder. Er redete mir gut zu und klingelte nach meinem Frühstück. Der Steward erschien gar bald und brachte es. (Eine Stewardeß leistete sich der „Eduard" nicht.) Aber schon mit dem Geruch der Hammelkoteletts und Bratkartoffeln brach es los mit elementarer Gewalt. Also das war sie, die Seekrankheit. So viele Male war ich nach England und zurückgefahren, bei jedem Wetter, und nie war mir der Gedanke an Seekrankheit gekommen. Und nun? Zwei Tage lang hielt sie mich fest. Nicht leben und nicht sterben konnte ich. Der alleinige Gedanke an Essen und Essensgeruch bereitete mir greuliche Qualen.

Draußen tobte der Wind. Die Wellen schlugen an die Bullaugen und wuschen über Deck. Die Maschine stampfte und dröhnte, und das ganze Schiff schien zu ächzen und zu zittern. In der Kabine rollten die Koffer bei jedem Stoß auf die Seite und rutschten dann wieder zurück. Die Apfelsinenkiste ging entzwei, überall kullerten Apfelsinen, ganze und zerquetschte, umher. Widerlich roch es nach der zerbrochenen Kognakflasche. Das Tablett mit meinem unangerührten Frühstück war gleichfalls vom Sofa geglitten, und in traulichem Verein wälzte sich alles auf dem Fußboden, bei jeder neuen Welle und dem damit verbundenen frischen Stoß neuen Lärm verursachend.

Wenn man aber seekrank ist, so ist einem bald alles gleichgültig, und kein Geklirr und ohrenzerreißender Lärm hätte mich bewegen können, mich auch nur einen Augenblick zu erheben. Ich hielt mich am Sturmbrett fest, das man vorgeschoben hatte, um mich bei dem Wetter vor dem Herausfallen zu schützen, und ließ poltern da unten, was nur immer poltern wollte.

Allmählich, am zweiten Tage, legte sich die Apathie, und mit dem Wunsche, an Deck zu sein und frische Seeluft zu genießen, ging es mir besser.

Ich schlich mich hinauf, mich innerlich schrecklich vor mir selber und den übrigen schämend. Doch siehe da, statt der, wie ich erwartet hatte, mitleidvoll oder spöttisch lächelnden Gesichter fand ich nur einige wenige Menschen dort, alle gleich mir mehr oder minder grünlich bleich aussehend. Die Mehrzahl verblieb überhaupt noch in den Kabinen.

Nach der Schiffskarte befanden wir uns etwa auf der Höhe von Dover. Am Nachmittage erschienen auch gar bald die weißen Felsen Englands. Der Dampfer drehte bei und ward von den Wellen getrieben. Die Maschinen arbeiteten nicht mehr. Nun erst ging es dem armen „Eduard" schlecht. Er schlingerte so sehr, daß wir von einer Seite des Decks zur anderen rollten, sobald wir uns nicht festhielten. Bei Tisch war es noch unangenehmer. Trotz der Schlingerleisten, die, in Viereckform auf den Tisch geklemmt, das Rutschen der Eßgeräte verhindern sollten, wurde der Tisch abgedeckt, und dem aufwartenden Steward sprang der gekochte Fisch, als er ihn von der Küche nach dem Speisesaal tragen wollte, über Bord.

Der Kanal sah aus, wie man ihn immer gemalt findet: grau in grau. Fernab erglänzte der Leuchtturm von Dover, und der „Eduard" schlingerte und rollte bis zum nächsten Morgen. Da kam der Lotse an Bord, um einen Leichter zu überbringen, den der „Eduard" bis Port Nolloth an der südwestafrikanischen Küste mitschleppen sollte. (Ein Leichter ist ein verdeckter Kahn von enormer Größe, der Frachten vom Dampfer aus an Land bringt und da in Tätigkeit tritt, wo die Häfen zu seicht sind, um vom großen Dampfer aus die Ladung unmittelbar an der Küste zu löschen.)

Dieser Leichter, er hieß „Agnes", wurde der Schrecken des Kapitäns auf der langen Fahrt. Das Tau, das ihn mit dem „Eduard" verband, riß des öfteren trotz beträchtlicher Länge, und die „Agnes" ging mehrmals auf hoher See verloren. Um sie wieder zu bekommen, mußten wir sie einen halben Tag und länger suchen. Und das kam öfters vor. Außerdem wurde sie leck während hohen Seeganges in der Biskaya, und zwei Matrosen vom „Eduard" mußten dort bleiben zum unausgesetzten Pumpen und Obacht geben, bis sie in Las Palmas wieder seetüchtig gemacht werden konnte. Durch die widerspenstige „Agnes" kamen wir vier Tage später an, als fahrplanmäßig festgesetzt.

Auf hoher See. Als wir die Biskaya hinter uns hatten, ward die See ruhiger, die Luft wärmer. Ich genoß aus voller Seele, auf See zu sein. Stunden auf Stunden und Tag auf Tag lag ich auf Deck. Zum Lesen irgend eines Romans konnte ich mich nicht ent-

schließen. Das Meer ist zu großartig schön, zu wunderbar. Nichts als Wasser, Wasser, so weit das Auge reicht. Wellen, die kommen und vergehen, mit hochaufschäumendem Strahlenkamm, mit blinkenden Tautropfen. Riesengroß, drohend rollen sie heran, grün, blau, lila. Sie wühlen und stöhnen und senden, hoch aufspritzend, ihren Gischt, oder sie teilen sich. Sie bilden kleine, schmeichlerische Wellchen, die, kaum angekommen, schon wieder in sich vergehen in der großen Wasserwüste.

Darüber weit ausgespannt das Himmelsgewölbe, bleifarben, endlos blau oder mit den weißen, zierlichen Schäfchen. Manchmal sieht es so aus, als rührten sie sich nicht von der Stelle, und dann wieder spielen sie „Kriegen" wie lustige, wilde Kinder. Die Maschine arbeitet und ächzt und stöhnt. Durch die gleißende Flut stampft schweratmend der Koloß, zielbewußt und unbeirrt. Ringsherum ein Wogen und Schwinden, immer neu, abwechslungsreich und doch immer wieder dasselbe.

Und so geht es tagaus, tagein. Und ich liege und träume. Meine Kindheit mit all den seligen Märchen wird wieder lebendig. Ist es nicht so, als ob dort in der Ferne das unglückliche Meerweibchen auf den Wogen schaukele, das aus Liebe zum Prinzen den scheußlichen Trank schluckte und Mensch ward. Aber unsterblich konnte es nicht werden; es konnte keine Seele gewinnen, weil es keine Liebe fand, und da zerging es zu Schaum.

Oder ich lehne an der Railing. Was gäbe ich nicht darum, könnte ich mal mit meinen Augen das Gewoge durchdringen und in die glänzende Tiefe schauen. Ich möchte die blassen, schimmernden Perlen finden, die regenbogenfarbigen Muscheln, die so kühl sind wie die Wellen, die sie gebaren. All die Tiere möchte ich sehen dort unten, wie sie leben und arbeiten, die Korallen, die Polypen mit ihren unzähligen Fangarmen. Vielleicht ging gerade an diesem Fleck, über den wir soeben fahren, ein Schiff unter, und tief unten ruhen sie nun, die lebten und kämpften und glücklich waren. Die Leichen Ertrunkener sind grausiger noch als andere. Ich sah einmal einen kleinen Knaben. Eiligst kam er daher getrieben. Weit offen hatte er die Augen, und sein Gesichtchen hatte den Ausdruck eines Menschen, der eine wichtige

Besorgung erledigen muß und fürchtet, nicht mehr zur Zeit zu kommen, so blaß und so alt.

Das Meer regt zum Denken an.

Dort spritzen die Walfische. Um den Vordersteven des Schiffes tanzen die Delphine, die vom Abfall der Vorräte des Schiffes leben und dasselbe tagelang begleiten. Rosige Quallen, wie Waschbecken groß, treiben nebenher, oder andere Tiere, die aussehen wie kleine Papierschiffchen mit buntgesäumten Segeln, **Spanish men-of-war** nennen sie die Seeleute.

Was ist dort das schwärzlich Lange, das plötzlich im Kielwasser des Dampfers zieht? Weiter nichts. Ein Balken und noch einer und wieder einer. Treibholz! Sie nähern sich, fluten eine Weile nebeneinander her, bis eine neue Welle sie trennt — auf immer. Wie mag das Holz wohl auf die See kommen? Einem untergegangenen Schiffe gehört es. Nun ist es in der Gewalt der Fluten. So ist das Leben.

Life is like a piece of driftwood, ever
Tossed in the restless main. —
We meet and touch, and then we sever
And never meet again.

Die Engländer haben übrigens eine praktische Verwendung für das Treibholz. Händler bereisen die Küsten und kaufen es auf. Von diesen erwerben es reiche Leute, um damit ihre Kamine zu heizen. Es brennt schwer, knisternd, mit bläulichen Flämmchen, und verbreitet einen eigenartigen Duft.

Fern am Horizont tauchen ab und zu die Masten eines anderen Schiffes auf. Kommt es nahe genug heran, dann senkt sich die Flagge zum Zeichen der Begrüßung. Ist es schon dunkel, so flammen bengalische Lichterchen auf, die zitternd auf der schwarzen Wasserwüste tanzen. Diese Lichterchen, die von der Kommandobrücke vom jeweilig wachthabenden Offizier abgebrannt werden, sind in den Farben der betreffenden Dampferlinie gehalten. Die Woermann-Linie hat grünblau. Das begegnende Schiff antwortet dann in seinen Farben. So

ein erleuchteter Koloß im Dunkel der Nacht und des Wassers hat etwas Gespenstisches. Wie ein sagenhaft riesiges Tier erscheint er mit seinen hundert glühenden Augen.

Mitunter kamen wir einander so nahe, daß wir deutlich die einzelnen Silhouetten unterscheiden konnten und die Kommandos auffingen. Dann grüßte man sich, wie liebe Freunde es tun, und bald verschwand das fremde Schiff am nächtlichen Horizonte.

An Bord herrscht reges und doch eintöniges Leben. Man langweilt sich. Immerzu essen oder lesen kann man nicht. Da wird zu den Karten gegriffen, der Würfel hervorgeholt, und die Gläser klingen hell aneinander. Im Übermut fliegt manch eins im hohen Bogen auf die See hinaus. Frische, sonnengebräunte Gesichter sind's, denen Lebensmut und Schaffensfreude aus den Augen lacht, oder auch trübe, sehnsüchtige Augen, die, müde vom Kampf des Lebens im alten Europa, nun hinausschauen nach einem Glück „da drüben", an das sie selbst nicht glauben. Vorwärts geht es. Nach rückwärts schauen, heißt, sich nach der Heimat sehnen, die verloren. Drum vorwärts, dem Süden zu!

Die Passagiere des „Eduard". Trotz des Sonnensegels herrscht große Hitze. Nur des Abends weht eine kühlere Brise. Müde und träge liegt ein jeder in den bequemen Stühlen. Feiner Zigarettenduft kräuselt durch die Lüfte. Man kennt sich nun schon genauer.

Dort der schwarze Doktor, der immer mit mausegrauen Handschuhen einhergeht, hat in seinen kolonialen Schwärmerideen seine Praxis, seine Villa verkauft. Eifrigst studiert er Herero und Namaqua. Frau und Kinder sollen nachkommen, sowie er festen Fuß gefaßt hat.

Der junge Tierarzt kann sich immer noch nicht gesund melden von der Seekrankheit. Wir versuchen, ihn durch eine Mastkur zu heilen. Doch vergebens:

Er opfert Neptun in die wogende See
Das Beefsteak, den Kognak, den Aal in Gelee.

Jener dicke angehende Farmer, ihm wird Südwest, das Land des Durstes, schwer fallen. Vom Glase „Echtem" lassen, scheint ihm bereits an Bord ein Ding der Unmöglichkeit.

Zwei Buren, der jüngere unglaublich unsauber, die auf Umwegen wieder in ihre alte Heimat gelangen wollen. Eine Bahnbaukommission. Wir sind um den alten Oberbaurat sehr besorgt, der die Hitze schlecht verträgt. Mehrere fidele, hochelegant gekleidete Jünglinge für die Geschäftshäuser in Swakopmund.

Die, die bereits dort waren, sind die Interessantesten: ein Geschäftsinhaber aus Swakopmund mit stets schweigsamem Kommis als Schatten, ein Pommer aus altem Geschlecht, der schon alles gewesen, was man verlangen kann: Zwischendecker, Streckenarbeiter, Schlächter, Lokomotivführer, Händler, endlich erfolgreicher Farmbesitzer. Und nun lacht ihm das Glück. Eine liebenswürdige, vornehme Frau führt er heim. Die beiden sind auf der Hochzeitsreise gleich uns. Wir schlossen uns sehr aneinander an.

Dann war da eine korpulente Dame aus Transvaal. Im Burenkriege hatte ihr Mann alles verloren. Nun versuchten sie es von neuem in Südwest. Das „Männeken" mußte dort die Kinder hüten, und sie, als der jedenfalls energischere Teil, war in Deutschland gewesen, um Gelder aufzutreiben.

Leid tat mir ein einsames, alterndes Mädchen, das sich geschunden hatte als Erzieherin von Jugend an. Nun wollte sie es dort drüben probieren. Mit einem Myrtenstöckchen, das sie sorgsam hütete, wanderte sie aus. Dies Blümchen war ihr Omen. „Bringe ich es heil hinüber, dann kann ich mir noch mal einen Kranz davon flechten, — geht es ein, so heirate ich nicht." Sie war unvorsichtig und harmlos genug, dies einstmals bei Tisch zu erzählen. Und es fanden sich taktlose Hände, die Seewasser auf das arme Blümchen gossen. Da fielen die Knospen ab, die Blätter wurden gelb — es ging ein. Bittere Tränen gab's und ein Tagebuchkapitel mehr. Und noch schweigsamer und elender zog sich das arme Ding in ihr Schneckenhäuschen zurück.

Sie heiratete übrigens doch. Aber auch sie fiel, eins der ersten Opfer im Aufstande, auf gemeinste, grausamste Weise ermordet.

Viel Heiterkeit erregte einer der Passagiere zweiter Klasse. Ein wohlbeleibter Herr, mit glänzend kahlem Schädel und bartlosem, rosigem Gesichte; er ging stets im schwarzen Überrock, aber kragenlos einher. Entweder trug er Tennisschuhe oder hohe Reiterstiefel und hatte stets außer dem Fernglas die wohlbekannte grüne Botanisiertrommel um, aus der er seine Zigaretten entnahm. Er war erst Pastor gewesen, dann Impresario für eine Damenkapelle. An Bord ward er der Beschützer zweier Bräute, die ihren Verlobten, Zollbeamten oder ehemaligen Schutztrupplern, nach Südwest folgten. Mit ihnen sah man ihn das Deck auf und ab chassieren, einen Walzertakt pfeifend oder singend. In Südwest ward der Impresario Brunnenbohrer. Der Ärmste ist auf der Namib verdurstet.

Der Kapitän, ein kleiner, trinkfester Herr, war niemals Spielverderber, und manch fidele Stunde haben wir mit ihm verbracht.

Faul und gelangweilt lag man auf Deck. Da, mit einem Male kam Leben in die ganze Gesellschaft, als der Kapitän verkündete, den nächsten Mittag hoffe er, in Las Palmas zu sein. Alle Hitze, Trägheit war vergessen. Man machte Pläne, beratschlagte, verabredete sich, zusammen „loszugehen“.

2. Las Palmas.

Dann kam der große Tag. Früher als sonst stand man auf. Sorgfältiger als sonst zog man sich an. Die Langeweile und Hitze hatten einen tatsächlich verleitet, in der Toilette etwas nachlässig zu werden. Am Frühstückstisch schimmerten die hellen Kleider der Damen um die Wette mit den weißen Tropenanzügen der Herren. Wie aus dem Ei gepellt, erschienen sie. Ein jeder wollte den anderen noch übertreffen. Wegrasiert waren all die häßlichen Bartstoppeln, die noch auf heimatlichem Boden gesproßt, und denen niemand das Wachstum versagte. Alle waren gehobener Stimmung. Nach zehn Tagen mal wieder an Land sein! „Runter von dem Kasten!“

Fern am Horizont erhob sich eine Dunstschicht, aus der langsam, allmählich, gewaltige Gipfel in die Höhe stiegen. Sie nahmen Form an, deutlich unterschied man sie. Schon sah man auf ihrer Höhe die beiden Leuchttürme erglänzen. Dann, mit einem Male, streckte sich

die schimmernde Stadt zu ihren Füßen aus. Vom tiefblauen Himmel hoben sich die Türme der Kathedrale ab, etwas davon entfernt die der Heilstätte für Lungenkranke. Ganz klar und fein lagen die weißen Häuser vor uns, so winzig klein, so niedlich aufgebaut wie die einer Spielzeugschachtel.

Nun kamen wir bei langsamer Fahrt in den Hafen. Dort war es verhältnismäßig ruhig, des Sonntags wegen. Schiffe aller Nationen lagen da vor Anker. Kaum hatten wir angelegt, so kam das Boot vom Hafenamt mit dem Arzt an Bord, der erst, ehe wir an Land durften, den Gesundheitszustand der Passagiere und Mannschaft prüfen mußte. Als er das Schiff frei gab, lösten sich einige Dutzend Boote vom Kai und ruderten in wilder Hast auf uns zu. Hier konnte man sie studieren, die braunen, armseligen Söhne des Südens. Spanier, Portugiesen, Inder, Neger, alles schrie und tobte durcheinander und suchte durch englische, deutsche oder französische Brocken die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, um irgend einen vorteilhaften Handel zu machen. Wunderlich geformte Körbe hatten sie in ihren Booten mit Bananen und Orangen. Piepsende Kanarienvögel in schmutzigen Holzkäfigen boten sie aus. (Diese Vögel zeichnen sich dadurch aus, daß sie niemals singen, dafür aber mindestens dreimal so teuer sind wie unsere einheimischen.)

Kleine, bronzefarbene Jungen, mit Gliedern wie aus Erz gegossen, standen nackend in den Booten und bettelten um Münzen, nach denen sie tauchen wollten. Warf man ein Nickelstück ins Wasser, so schossen sie aus den Booten in die Tiefe, alle auf die Stelle zu, wo das Geldstück langsam kreisend versank. Unter Wasser balgten sie sich, und strahlend kletterte der Sieger wieder in sein Boot zurück, das erbeutete Geldstück fest in der braunen Faust haltend.

Wie die Affen kletterten die Händler an Bord, an der Treppe, an Tauen und Strickleitern hingen sie. Ein wahrer Strom dieser Gauner ergoß sich über die Passagiere. Die unvermeidlichen Ansichtspostkarten, Photographien, Korallen, Filigranschmuck, Stickereien, alles wurde angeboten.

Dazwischen schrieen die Leute, die als Führer dienen wollten. Da sie mindestens viermal so viel verlangten, als ihnen zukam, so verlegte man sich aufs Handeln. Endlich waren die Preise genügend

heruntergedrückt: 4 Schilling die Fahrt im Boot vom Dampfer bis an den Kai und von da aus mit Wagen durch die Stadt. Der englische Einfluß ließ sich auch hier so recht erkennen. Englisches Geld nahm ein jeder, mit der englischen Sprache kam man überall durch.

Am Kai bestiegen wir einen jener charakteristischen zweirädrigen Karren, mit Pferden oder Maultieren bespannt. Im Trabe ging's die Vorstadt entlang.

Der erste Eindruck war der großer Armseligkeit. Kleine Häuserchen, einstöckig, mit grünen Läden, aber ohne Fenster, eins an das andere gereiht. Fast jedes dritte Haus war eine Estanza (Restaurant dritten oder vierten Ranges), wo schmierige Flaschen verlockend und unordentlich standen. Vor den Häusern hockten schwarzäugige Frauen, den eigentümlichen schwarzen oder weißen Kopfschal um. Auffällig war, daß die Frauen der ärmeren Schichten fast durchweg in Schwarz gingen trotz der Hitze. In den Fenstern lagen, schön frisiert, mit Blumen im Haar, am Mieder, die spanischen Schönen und flirteten mit den Soldaten, die, braun und schmutzig, in saloppen, aber malerischen Uniformen kühn die pechschwarzen Bärtchen drehten.

Am Wege standen Palmen, die ersten, die ich sah. Ruppig und verstaubt wie ein paar Bettelkinder. Übrigens gab's auch deren genug. Im Nu hatten sie uns als Deutsche erkannt. Radschlagend neben dem Wagen her brüllten sie etwas, was wohl „Heil Dir, im Siegerkranz" sein sollte, oder schrieen, sich im Straßenstaube wälzend: „Viva l'Allemania, viva l'Allemania!" Erst durch auf den Weg geworfene Münzen und Zigaretten wurden wir sie los.

Die Stadt liegt am Berge. Die Berge selbst sind öde und kahl, aber die Täler sind ein Paradies an Fruchtbarkeit. Zweimal im Jahre reifen dort die Früchte zur Ernte. Wir kamen zum Marktplatz. Dort steht zwischen blühenden Büschen und Bäumen die Kolossalstatue des Kolumbus. Das Leben hier ähnelt stark dem im Berliner Zoologischen Garten oder Tiergarten. Viele Bänke, Sandhaufen, Kinder, Kindermädchen und Soldaten.

Eng und geradlinig sind die Straßen. Das Bett des Flusses ist ganz ausgetrocknet. Dicht daneben liegen die Kasernen. Schmucke Kerlchen sind die Soldaten trotz ihrer Kleinheit und Schlappheit.

Wie auf der Knopfgabel geputzt, funkeln die Augen. Man sieht's: zum Lieben wie geschaffen. Ob sie aber auch im Kriege ihren Mann stehen werden, bleibe unerörtert.

Dicht am Markt liegt die Kathedrale, in maurischem Stile erbaut. Das Innere strotzt von Nischen, Seitenaltären, Heiligenbildern. Der Hauptaltar ist ganz aus gediegenem Silber, desgleichen die unzähligen Leuchter, Meß- und Weihgefäße. Zwischen all dieser Pracht erhebt sich ein einfaches, schwarzes, hölzernes lackiertes Postament wie ein riesiger Sarkophag. Es kam mir vor, als sei man auf der Bühne.

Schön sind auch die alten Kirchen- und Gesangbücher, in Schweinsleder gebunden, mit Juwelen verziert. Die Noten darin haben alle die altmodischen, viereckigen Köpfe.

In einem Beichtstuhl saß ein dicker Pater. Elfenbeinern leuchtete die Tonsur durch das schwarze Haar. Ein Mädchen mit dem weißen Kopftuch der Bäuerinnen kniete zur Seite des Stuhls. Durch unsere Schritte abgelenkt, blickte sie auf. Mein Mann schien ihr zu gefallen. Sie lächelte und nickte ihm zu, beichtete dabei aber ruhig weiter.

Gedämpfter Orgelklang ertönte. Weihrauchwolken zogen wie blaue Schleier durch die Kirche. An einem Altar amtierte ein Priester im bunten Ornate, ihm zur Seite die Chorknaben. Und das Muttergottesbild lächelte herab auf all die Andächtigen und Neugierigen in steifer Pracht, mit Kleinodien und wächsernen Zieraten behängt.

Nachdem wir die Kirche verlassen, fuhren wir vor Quineys English Hotel vor. Mit Recht führt es diesen Namen. Alles hatte stockenglischen Zuschnitt: die breite Halle mit den Madeirastühlen und bunten Kissen, die Kellner, der Wirt, die Gäste. Von der Halle aus gelangte man in den herrlichen, blühenden Garten. Also dies ist die vielbeschriebene Tropenpracht, der lockende Süden! Diese Blumen! Farben und Formen, die man nie gesehen! Wie sie dufteten! In Käfigen sangen exotische Vögel, bunte Papageien an blitzenden Ketten krächzten dazwischen.

Unter einem Baum, dessen Blüten große rosa Glocken waren, die wahrhaft balsamischen Duft ausströmten, wurde der Wein

serviert. Wie klangen die Gläser so lustig aneinander! Kling — klang — es lebe die Zukunft, die uns lacht wie dieser blühende Süden! Es lebe das Leben — die Jugend! Kling — klang.

Dann bestiegen wir wieder die kleinen Karren, und im Trabe ging's den Bergen zu. So kahl und trostlos sehen sie aus, und doch, wie schön sind sie, kommt man erst näher. In steilen Biegungen windet sich der Weg schlangenartig aufwärts. Herrliche Bananenfelder wechseln ab mit schlanken Palmen und Weingärten; dazu die flachen, weißen Dächer; der blaue Himmel, der sich über das Ganze spannt; in der Ferne ein blauer Dunststreifen, der übergeht in das herrlich blaue Meer. Himmel und Meer wetteifern an Tiefe. Sie scheinen ineinander überzugehen, zu verschmelzen, und doch wieder sind sie getrennt.

Auf den Landstraßen zieht wunderliches Volk daher. Braune Weiber und noch braunere Männer. Sie reiten fast alle auf Eseln oder Maultieren. Ich mußte immer an das alte biblische Bild denken, wie Maria mit dem Heiland auf dem Esel saß, als sie nach Ägypten fliehen mußte. Genau solcher Madonnen sah ich viele. Zu beiden Seiten des Sattels hingen wunderliche, strohgeflochtene Säcke, dickbäuchige Flaschen aus Ton, Krüge, Körbe mit Gemüse und blühenden Blumen. Kleine halbnackte Kinder tollten im Straßenstaub, ritten mit auf den Eseln oder ließen sich Huckepack tragen. Und alle die Frauen und Mädchen bis hinab zum kleinsten Baby hatten Blumen im Haar und an der Brust. Es gab keinen Menschen, der nicht welche getragen hätte.

Lustig anzusehen war die Gebirgspost, mit fünf Eseln bespannt, beladen mit Pfaffen, Bauern und glutäugigen Schönen. Wie die Tiere ausgriffen! Vor jeder Estanza wurde Halt gemacht, ein Tonkrug mit kühlem Landwein machte die Runde und dann ging's weiter immer lustiger.

Wir erreichten nach einstündiger Fahrt Monte, einen beliebten Ausflugsort. Die hohen Mauern, die sich längs des Weges hinziehen, sind bestanden mit großen Kakteen. Purpurn leuchten die sternförmigen großen Blüten aus dem stachlichtem Blattwerk. Die Häuser sind berankt mit lila Glyzinien und Klematis. In den Gärten

blüht und duftet es durcheinander. Ich bleibe stehen — hier Reseden, Levkojen, dort Pelargonien, Petunien, Nelken — was weiß ich, wie sie alle heißen. Und dann Rosen, so schön, so mannigfaltig, als sei König Laurin herabgestiegen aus seinen Tiroler Bergen und hätte sich hier noch einen Garten gezaubert. Hohe Akazien mit den weißen Blütentrauben, unzählige buntschillernde Falter und Käfer. Das zirpt und summt — und darüber der blaue Himmel und in weiter Ferne die blaue See. Weit unter uns im Tale liegt die schimmernde Stadt. Kein Lüftchen regt sich.

Und so stehe ich und bewundere andächtig die Schönheit der Natur, die ich das Glück habe, mit meinen Augen zu sehen, mit all meinen Sinnen zu empfinden. Da — tief unten ertönt Glockenklang. Feierlich, getragen ziehen die Töne durch die stille Luft. Sonntagsstille herrscht da draußen — wie ist die Welt so groß, so feierlich, so wunder-, wunderschön!

Es dauerte geraume Zeit, bis man sich wieder in die Wirklichkeit fand. Im Bella Vista-Hotel wurde der Tee getrunken auf echt englische Art, und bald darauf schon ging es bergab in großer Eile, da auf sieben Uhr abends die Abfahrt des „Eduard“ festgesetzt war. Vor einem Laden mit Las Palmas-Andenken machten wir Halt, erstanden einiges, schlecht und teuer. Am Kai lagen die Boote bereit, und zehn Minuten später waren wir wieder an Bord des Dampfers. Dort sah es toll aus. Er hatte Kohlen eingenommen. Alles war schwarz und staubig. Auf dem Achterdeck hatten indische Händler einen großen Store aufgeschlagen. War das ein Stimmengewirr! Man handelte und feilschte nach Kräften. Die Kerle schwuren bei all ihren Heiligen, daß sie auf der Stelle sterben wollten, wenn sie auch nur einen Cent verdienten. Trotzdem gaben sie ihre Herrlichkeiten unter vielem Gezeter weg, und ich bin fest überzeugt, daß sie im Grunde doch einen ganz anständigen Schnitt dabei gemacht hatten.

Im Hafen war es auch lebendig geworden. Auf den Masten aller Schiffe schwankten die Skylights und warfen zitternde Reflexe auf das schwarze Wasser. Die Häuser von Las Palmas sahen aus wie ein Schwarm kleiner Glühwürmchen. Dann erklang die Sirene des Dampfers. Schleunigst mußten die Händler das Achterdeck

räumen. Ein riesiges Schreien und Lärmen entstand. Der „Eduard" drehte sich. Die Glocke zum Diner ertönte, und fast alle Passagiere begaben sich in den Speisesaal.

An Deck war bald alles ruhig. Nur das gleichmäßige Stampfen der Maschine und das Rauschen der entlang eilenden Wogen tönte durch die Stille der Nacht. Las Palmas lag hinter uns.

3. Monrovia.

Pfingsten auf See! An Bord merkt man nicht viel davon. Es ist glühend heiß. Alles stöhnt. Tiefblau ist der Himmel, tiefblau das Meer. Die Luft zittert vor Hitze. In den Kabinen ist es nicht mehr zum Aushalten. In die Bullaugen sind längst die Wind- und Luftfänge geschoben, trotzdem regt sich kein Lüftchen. Wie ein einziger großer Backofen ist das ganze Schiff. Frühmorgens um 6½ Uhr schon 35 Grad Celsius. Zum Frühschoppen, um die Stimmung zu heben, ließ der Kapitän ein Faß Zacherl-Bräu auflegen. Selbst zum Trinken war man zu faul.

Wir befinden uns auf der Höhe von Sierra Leone. Am Horizont, über dem Festlande ballen sich die Wolken zusammen, schwarz und unheilvoll. Rot zucken die Blitze. Der ganze Himmel scheint in Flammen zu stehen. Wie die Feuerkugeln in das Meer schießen! Wie die Wellen hoch aufspritzen! Wir sind so nahe dem Lande, daß wir die Umrisse der Palmen unterscheiden können. Die Sonne sinkt ins Meer heut abend, ohne daß ich von ihr Abschied nehmen kann.

Wenn aber die dunkle Wolkenwand weicht, dann wird das Kreuz des Südens erstrahlen. Ich habe vom Kapitän ausnahmsweise die Erlaubnis erhalten, auf die Kommandobrücke zu gehen. Von da aus kann ich über die Masten und Taue hinwegschauen. Von den anderen ungestört, der wachthabende Matrose zählt nicht, will ich die Nacht genießen.

Noch immer zucken die roten Blitze. Kein Donner ertönt, kein Regen fällt. Endlich zerreißen die Wolken, und der Mond wagt sich hervor. Schon macht er ein anderes Gesicht wie in der Heimat. Er

ist blasser und größer. Nun verziehen sich die Wolken, und die Sterne blitzen auf. Erst vereinzelt, hier einer, dort einer — dann plötzlich sind es Myriaden. Sie funkeln wie Diamanten auf dunkelsamtnem Kissen.

Ich suche nach dem südlichen Kreuz, dem Wegweiser für Schiffe, die ihren Kurs verloren, für irrende Wanderer im tropischen Urwald, für einsame Reiter auf nimmer endender Fläche. Ich kann es nicht abwarten, es zu finden. Wie viele Dichter und Poeten schilderten nicht seinen Reiz, seine Macht, die es ausübe auf den Beschauer. Ich dachte, das Sternbild sei groß, gewaltig. Ich bildete mir ein, es beherrsche das ganze Firmament in fabelhaft leuchtendem Glanze. Doch vergebens! Nirgends konnte ich es entdecken. Und als nach langem, vergebenem Suchen der erste Offizier mir vier blasse, winzige Sternchen zeigte, nicht groß, nicht leuchtend, kaum daß man ein Gesamtbild davon entwerfen konnte, da war ich bitter enttäuscht. So bitter wie selten in meinem Leben. Mein großer Freund Goethe hat recht: „Und laß Dir raten, habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne."

Von Sierra Leone aus schiebt sich ein hohes Vorgebirge weit in die See: Cape Mount, die Nordgrenze von Liberia. Deutlich erkennt man die fächerartigen Wipfel der Palmen. An die Felsen schlägt die Brandung. Haushoch spritzt der weiße Schaum. Den ganzen Tag fahren wir an der Küste entlang. Plötzlich wird das Festland schwimmend undeutlich. Qualm und Rauch lagert darüber. Ein Savannenbrand! Wem ständen da nicht all die alten Indianerschmöker vor Augen mit ihren nervenprickelnden Bildern. Wie die Flammen lodern! Wie sich die Tiere der Prairie zu Tode hetzen, dem Verderben zu entfliehen. Wie der Indianer das weiße Mädchen aufs Pferd reißt und um die Wette reitet mit Feuer und Sturm!

Den ganzen Tag dasselbe Bild: Zitternde, glühend heiße Luft, in der Ferne gelber Sand, weiße Brandung, Felsen, Urwald. Gegen Abend kamen wir an die Halbinsel, auf der Monrovia, Liberias Hauptstadt, liegt.

Liberia ist eine von Amerikanern im Jahre 1821 gegründete Niederlassung freigelassener Negersklaven, die im Jahre 1847 von den

Vereinigten Staaten als selbständige Republik anerkannt wurde. Von der Zeit an hausen sie hier als eigener Staat, ein Ärgernis für die umliegenden Kolonien. Sie haben ihren schwarzen Präsidenten, genau nach amerikanischem Muster, desgleichen Verfassung, Abgaben, Postbetrieb und **last not least** Marine, d.h. ihre ganze Flotte bestand aus zwei alt gekauften Handelsschiffen. Ab und zu wurden damit große Fahrten unternommen zum Trutz und Schrecken der Nachbarn. Weiter wie bis zu den Kanarischen Inseln sind sie nie gekommen. Mit Mühe und Not gelangten sie in einen der dortigen Häfen aus Mangel an Kohlen. Und weil sie keine kaufen konnten und die Regierung selbst kein Geld hatte, ihrer Flotte welches zu bewilligen, so lagen sie in Teneriffa oder sonst wo sechs Monate und mehr, bis sie schließlich Kohlen unentgeltlich erhielten, bloß um die lästigen Gäste loszuwerden. Das eine von den famosen Schiffen sank im Hafen von Monrovia. Es war durchgerostet. Und als einer der Hauptbeamten gefragt wurde, warum denn das Schiff nicht ins Trockendock gekommen sei, meinte er: „Nonsens, Trockendock. Wir haben das Schiff jedes Jahr gestrichen vom Wasser aus. Ein Schiff gehört aufs Wasser. Unsinn, es aufs Land zu bringen. Es ist nun mal das Schicksal eines jeden Schiffes, daß es durchrosten muß. Das ist sein natürliches Ende!" Das andere Schiff liegt brav immer noch vor Monrovia vor Anker. Entweder es ist nicht mehr manövrierfähig, oder das freie Liberia hat keine Kohlen. Trotz alledem wirkt es aber ganz dekorativ.

Die Liberianer erfreuen sich an der Westküste keines besonders guten Rufes. Wehe dem Schiff, das der Sturm an ihre ungastliche Küste verschlägt, das aufläuft auf eins der zahllosen Riffe, die gerade dort in Unmengen dem Festlande vorgelagert sind. Statt ihm Hilfe angedeihen zu lassen, es zu erretten aus schwerer Seenot, wird von den Eingeborenen geraubt, was überhaupt transportabel ist. Die Passagiere können Gott danken, wenn sie mit leeren Taschen und dem nackten Leben davonkommen, und die Liberianischen Behörden stehen diesem Treiben machtlos gegenüber.

Kommt man nur besuchsweise nach Monrovia, so sind die Leute die Höflichkeit selbst, überschütten einen mit Liebenswürdigkeiten und versuchen einen in kindlicher Einfalt recht sicher zu machen, damit

man sich um so leichter bemogeln läßt. Der ganze Betrieb in Liberia überhaupt ähnelt dem Spiel der Kinder, die auf ihre Weise die Gewohnheiten der Erwachsenen nachahmen, ohne sich über den Zweck derselben klar zu sein.

Da wir spät am Abend vor Anker gingen, so konnten wir nicht mehr an Land. Ein mächtiger Böllerschuß meldete den freien Liberianern unsere Ankunft. Still war die Nacht. Hoch oben auf dem Berge, mitten im Urwald zwischen Palmen glühte ein winziges Lichtlein: der Leuchtturm. In den Kabinen war des Bleibens nicht mehr. Alles weilte an Deck, Herren sowohl wie Damen. Aber auch da war es so drückend heiß, daß an Schlafen nicht zu denken war.

Um vier Uhr ging groß und herrlich die Sonne auf. Bald danach bot sich unseren Augen ein selten malerisches Bild: Vom Ufer lösten sich Dutzende und aber Dutzende von Kanoes und ruderten mit großer Geschwindigkeit auf uns zu. Bei ihrem Anblick erinnerte ich mich der Verse von Busch:

Pegasus, mein edler Renner,
Trag mich jetzt nach Afrika,
Denn es gibt viel schwarze Männer
Und viel bunte Vögel da.
Kleider sind hier wenig Sitte,
Höchstens trägt man einen Hut
Und dann einen Schurz die Mitte,
Man ist schwarz und damit gut!

Monrovia ist für die Woermann-Linie ein äußerst wichtiger Platz. Nicht nur, daß der alte Woermann dort seine einträglichen Faktoreien hat, sondern aus Liberia stammen auch die bei schwierigen Landungsverhältnissen gänzlich unentbehrlichen Kruboys.

Soviel ich weiß, sind die Kruneger die Ureinwohner Liberias, zurückgedrängt und unterjocht von den amerikanischen Negern. Da sie seit Generationen an der Küste leben, so sind sie, ich möchte fast sagen, geborene Seeleute. Ihre Kanoes sollen weitaus die besten der ganzen Westküste sein, ihr Geschick beim Fischfang ist unerreichbar, und einzig stehen sie da, wenn es heißt, ein Boot sicher durch die Brandung zu bringen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit rudern sie auf die gewaltigen Brecher los und passen genau den Moment ab, um mit

ihnen zusammen, von ihnen getragen, vorwärts zu schießen. Ein ungeübter, verfehlter Ruderschlag brächte sicheres Verderben. Trifft die Riesenwelle seitlich das Boot, so kentert es mit tödlicher Sicherheit.

Da auch in Swakopmund die Landung sehr gefährlich ist, so werden von jedem Dampfer, der nach dort bestimmt ist, hier in Monrovia je nach Bedarf die Kruboys vom Kapitän angeworben. Ist das Löschen und Ausbooten der Ladung geschehen und fährt der Dampfer wieder zurück, so nimmt er alle von ihm angemusterten Leute an Bord und setzt sie auf der Heimreise wieder in Monrovia ab. Die Leute erhalten bis zu einer Mark für den Tag, der Headman, eine Art Oberaufseher, das Doppelte und pro Kopf der ihm untergebenen Leute Tantième.

Man hat, wohl hauptsächlich der Billigkeit halber, versucht, die Eingeborenen Südwestafrikas, Hereros, Hottentotten und vor allen Dingen Bergdamaras, bei der Landung der Frachten zu gebrauchen. Doch sind sie viel ungeschickter und auch viel anfälliger als die zähen, das Wasser, den Nebel, die ewige Feuchtigkeit gewohnten Krus. Unser Kapitän brauchte an die Hundert dieser Leute. Sie kamen in ihren Kanoes herbei, um sich anwerben zu lassen. Unglaublich gekleidet waren sie. Die meisten trugen eine Art Hose aus riesengroß karrierter Seide, Baumwolle oder Wolle. Es waren dies Beutel, in der Taille durch eine Schnur zusammengehalten, für die Beine zwei Löcher geschnitten. Großblumiger Kattun war auch sehr beliebt. Den Oberkörper bedeckte eine Flanellunterjacke, die meist aus Löchern bestand, ein Frottierhandtuch oder eine Decke mit schöner, möglichst ins Auge fallender Kante. Auf dem Kopf trugen sie schier Unmögliches. Jede Hutform, Stroh, Filz, war vertreten, dicke Flauschmützen, Sportkäppis, sogar eine rote Plüschmütze, wie sie die alten Großpapas tragen, war da.

Die jüngeren Leute dagegen hatten bedeutend weniger an, entweder einen Schurz an einer Schnur um die Hüften gebunden oder bloß eine Schnur. „Man ist schwarz und damit gut." Die Kinder besonders entsetzten mich durch abschreckende Häßlichkeit. Sie haben äußerst dünne Beine und sehr dicke Bäuche, genau wie die Frösche. Auch sie erschienen in ihren Kanoes und baten unter Händeklatschen

um „Money, Money“. Wir warfen ihnen Münzen zu, nach denen sie tauchten. Oben vom Dampfer sprangen sie herab.

Aller mögliche Abfall, Hammelkaldaunen, faule Zitronen, alte Konservenbüchsen, alles wurde aus dem Wasser aufgefischt, oder sie balgten sich darum. Wie die Fische zappelten sie im klaren Wasser und zerrten am glitschigen Hammeldarm.

Dann kam das Boot der Gesundheitspolizei mit dem schwarzen Arzt und desgleichen Postmeister. Beide hatten goldstrotzende Uniformen, oder besser gesagt, Livreen an. Stolz wehte ihre Flagge, genau wie die der Vereinigten Staaten, nur mit einem blauen Stern.

Der Herr Postmeister übrigens ist eine recht interessante Persönlichkeit. Er bot uns Postmarken zum Kauf an, aber weit unter ihrem Wert. Es wird ihm nachgesagt, daß er einen sehr schwungvollen Handel damit treibt und durch Spezialverkauf seinerseits den Staat, dem er dient, um ein Beträchtliches schädigt. Seine Haupttätigkeit soll auch darin bestehen, daß er die bei ihm im Hauptpostamt zur Abstempelung abgegebenen Briefe einfach unterschlägt, die Marken ablöst und wieder verkauft. Es ist daher das Geratenste, Marken von Monrovia zu kaufen, sie abstempeln zu lassen und dann das Kuvert in ein anderes zu stecken, mit der deutschen Marke zu frankieren und an der Woermann-Faktorei für die Seepost des nächsten deutschen Dampfers abzugeben.

Eine holländische Faktorei gibt's auch in Monrovia. Das Boot derselben brachte Unmengen kleiner Ananas und eigenartige Früchte, die Alligator-Pears. Sie haben die Form eines kleinen Kürbisses. In der Mitte sitzt ein harter Kern von der Größe eines Apfels. Das Fleisch um diesen Kern herum ist eßbar, d. h. für den, der's mag. Eigentlich schmeckt es nach gar nichts. Man streut Salz und Pfeffer darauf nebst einem tüchtigen Schuß Worcestershire-Sauce, und dann behauptet man als westafrikanischer Feinschmecker, nach ungefähr fünfzehnmaligem Versuch, etwas Großartigeres gäbe es gar nicht, die Dinger schmeckten einfach tadellos.

Mit dem Boot der Woermann-Faktorei kam noch Proviant, da unser Dampfer sehr viel Reis als Ration an die Kruboys zu ver-

abfolgen hatte. Auf der Rückfahrt nahm es etliche Herren mit, die Monrovia besuchen wollten.

Wir Damen blieben auf Wunsch des Kapitäns an Bord, weil Monrovia mit seinen Sümpfen ein böser Fieberherd ist und wir uns dem nicht aussetzen sollten. An Bord war es aber auch ganz interessant. Einige Weiber wagten sich auch in Kanoes heran. Sie sahen einfach toll aus. Sie gebrauchen weiße Schminke und haben eine ganz sonderbare Frisur: Der ganze Wollschädel ist in etwa sechzehn Parzellen geteilt, auf denen je eine längere ölige Locke mit viel Liebe und Sorgfalt gezüchtet wird.

Wir blieben einen ganzen Tag vor Monrovia. Der erste Offizier fuhr an Land, aber trotz hoher Versprechungen bekam der Kapitän nicht die nötige Menge Krus, weil kurz vor ihm zwei andere Dampfer die meisten angeworben hatten. So, meinte er, bliebe ihm nichts anderes übrig, als so lange die liberianische Küste abzufahren, bis er die gewünschte Anzahl der Leute beieinander hätte.

Die angeworbenen Leute machten es sich auf dem Vorderdeck bequem, d. h. sie packten ihre schmierigen Bündel aus und fingen an, Reis zu essen. Ihre Umgangssprache mit den Weißen ist eine Art Pigeon-Englisch, sogar für den Engländer schwer verständlich. So sagen sie z. B. statt: „I am hungry" (ich bin hungrig): „Hungry catch me so much" (hungrig fängt mich so sehr). Und als ein Kerl nach dem Schiffsarzt geschickt wurde und man ihn nachher fragte, wo er ihn gefunden hätte, meldete er: „Him — fight — box — belong — cry" (ihn — kämpft — Kasten — gehört — Geschrei = er kämpft mit dem Kasten, dem das Geschrei gehört = er spielt Klavier!). Man stelle sich die Technik unseres guten Doktorchens vor.

Die Leute staunten mich voller Verwunderung an. So eine blonde weiße Frau hatten sie wohl selten gesehen. Einer machte immer den anderen auf mich aufmerksam; mit den Fingern wiesen sie auf mich, was mir höchst unangenehm war.

Schon längst, als sich der Dampfer bereits wieder in voller Fahrt befand, versuchten einige Kanoes mit uns mitzufahren. Schließlich jedoch gaben sie den ungleichen Wettkampf auf. Wie die

Nußschalen tanzten sie auf den Wellen, immer kleiner und kleiner werdend, bis sie verschwanden.

Sehr kunstvoll sind die Kanoes gefertigt. Ein ausgehöhlter Baumstamm von der Form einer mächtig großen Banane, etwas schief und verbogen, dabei aber so schmal, daß die Kerle bloß darin knieen können, die Beine eng aneinander gedrückt. Die Ruder haben die Gestalt eines eckigen Schildes. Alle Augenblicke schlägt mal eine Welle in ein Kanoe, dann dient ein schmales Brett zum Herausschöpfen des Wassers. Kippt es mal um, was auch oft genug vorkommt, dann wälzt es der Insasse einfach wieder zurecht. Sieht man die Kruboys so im Wasser hantieren, so kommt einem das Gefühl, als sei es schier unmöglich, daß so ein Kerl anders als im Wasser leben oder daß er gar darin ertrinken könnte.

An Bord hat sich mit Ankunft der Leute viel verändert. Die schöne Ruhe ist dahin. Das schnattert und schreit durcheinander. Überall liegen sie herum, wo sie gerade Platz finden können. Für die Woermann-Linie haben sie entschieden große Anhänglichkeit, die sie auf die Personen des Kapitäns und der Offiziere übertragen.

Ich stand gerade beim ersten Offizier, als so ein Kerl strahlend auf ihn loskam und ihm die schmutzige Photographie einer korpulenten schwarzen Dame überbrachte. Es sei seine liebe Frau Zissa. Der Herr Offizier möchte doch so gut sein und ihm auf die Rückseite des Bildes eine Widmung schreiben. Er tat es und ließ sich diktieren: „Ihrem lieben Meyer seine liebe kleine Frau Zissa!“ Wirklich, der Kerl hieß Meyer. Die Kruboys haben die lächerlichsten Namen, die sie sich natürlich selber zulegen, da sie noch Heiden sind und das Christentum bis jetzt keinen Eingang bei ihnen gefunden hat: Hamburg, Glasgow, Zweimarkfünfzig, Erbssuppe, Teepott, Halbergentleman usw.

Auf dem Dampfer sind sie äußerst brauchbar. Jeden Morgen weckt uns ein wahrer Höllenlärm: Die Krus schruppen das Deck mit großen viereckigen Steinen. Sie sind sehr anstellig, ölen die Maschinen, helfen in der Küche, waschen mit ab, putzen Gemüse und putzen die blanken Messingteile am ganzen Schiff. Es gibt sogar

einen schwarzen Wäscher. Er wäscht sauber und gut, nur mit dem Plätteisen kann er sich nicht befreunden.

Nach den Worten des Kapitäns „klapperten" wir also weiter die Küste ab. Dies hatte die Unannehmlichkeit, daß wir sehr unter der Hitze zu leiden hatten. Auf hoher See wäre es bedeutend kühler gewesen.

4. Nifu.

Am 19. Mai gegen 3 Uhr wurden die Anker gelichtet und am 20. Mai frühmorgens um 6 Uhr fielen sie rasselnd und knarrend auf der Höhe von Nifu, einem Vasallenstaat Liberias.

Drei Seemeilen von der Küste entfernt, mußten wir liegen bleiben, weil viel gefährliche Riffe und Untiefen das Landen für einen größeren Dampfer äußerst schwierig machen. Vom „Eduard" aus sahen wir die weißen Wogen der Brandung viele Meter hoch an die Küste schlagen. Bleifarbig war der Himmel. Es goß in Strömen, aber der Regen brachte keine Erfrischung. Es war wie im Treibhaus. Der hohen Brandung und des schlechten Seegangs wegen durfte kein Passagier in Nifu an Land. In den Booten, die klar gemacht wurden, befanden sich nur der erste Offizier mit etlichen Matrosen sowie verschiedene Geschenke; eine Kiste mit ganz gewöhnlichem Schnaps als pièce de résistance, dazu bestimmt, das Herz des Beherrschers der Nifuaner zu rühren, damit er möglichst viele seiner Untertanen zum Anwerben schicken sollte.

Nach einundeinhalbstündiger, anstrengender Ruderfahrt sausten die Boote durch die Brandung und befanden sich an der Küste von Nifu. Es ist dies ein kleiner Ort, aus Lehm- und Schilfhütten erbaut, unter dem Zepter seiner schwarzen Majestät, des Königs von Nifu. Sobald die Boote landeten, wurden sie von gegen 300 Männern, Weibern und Kindern mit wüstem Geschrei umringt. Kein Wunder! Es waren über drei Jahre ins Land gegangen, seit zuletzt ein Weißer seinen Fuß dorthin gesetzt hatte.

Unter Johlen und Schreien geleitete die Menge den Offizier und seinen Dolmetscher bis nach der Mitte des Dorfes. Dort lag eine etwas größere Hütte. Vor derselben flatterte stolz an einer

Fahnenstange ein blauer Lappen Kattun — die Standarte Seiner Majestät. Alsbald versammelten sich dort die Würdenträger des nifuanischen Reiches, kenntlich an unglaublich schäbigen Zylindern. Der Minister des Äußern erschien, im Bewußtsein seiner Würde, im dicken Havelock. Durchschnittstemperatur 50 Grad Celsius.

Man nahm auf der Erde vor der Hütte Platz und starrte sich gegenseitig an, im tiefsten Schweigen. Schließlich, nach langem Warten, erschien Seine Majestät in blauem Sweater, ohne Hosen, aber mit dem obligaten Zylinder. Er war unglaublich fett und litt außerdem an Elephantiasis. (Es ist dies eine Krankheit, die in den Tropen unter den Eingeborenen häufig vorkommt. Ein Glied des Körpers oder vielmehr die Haut desselben und das Unterhautbindegewebe schwillt mehr und mehr an und verdickt, bis es schließlich zum unförmigen Klumpen wird.) So hatte also Seine bedauernswerte schwarze Majestät einen Elefantenfuß von ganz enormer Dicke, der ihn vollständig seiner Bewegungsfreiheit beraubte.

Der König war sehr gnädig und versprach gegen Dasch (Geschenke) alles zu tun, was in seiner Macht stände. Man tauschte Geschenke aus: Salzfleisch, Tabak, Branntwein gegen Felle und Amulette aus Löwenzähnen. Die Gegengeschenke waren aber nicht etwa in Bereitschaft gehalten, sondern wurden vor den Augen der Empfänger einfach irgend jemand aus dem versammelten Volke abgenommen. Seine Majestät sprach sein innigstes Bedauern aus, verhindert zu sein, seine schwarzen Untertanen bis an den Dampfer geleiten zu können, doch würde er nicht verfehlen, seinen Minister zu schicken. So trennte man sich in aller Freundschaft, und halb freiwillig, halb gezwungen machten sich die Leute zur Abfahrt bereit.

Bald sahen wir vom Schiffe aus, wie sich die Boote und Kanoes vom Strande löften und die Richtung nach dem Dampfer einschlugen. Wieder war es eine bunte Gesellschaft, die dort ankam. Das eine Boot wurde mit erschütternden Lachsalven begrüßt. Dort saß in der Mitte ein kleines, vertrocknetes Kerlchen, im ausgewachsenen blauen Hemd, Zylinder, in der Hand einen richtigen preußischen Tambourstock. Hinter ihm stand, mühsam das Gleichgewicht behauptend, ein Diener, der über Seiner Exzellenz dem Minister des Innern, denn das

war das Kerlchen, einen gewaltigen baumwollenen Regenschirm aufgespannt balanzierte. Bei dem Wind und Wellengang keine Kleinigkeit. Zur Rechten Seiner Exzellenz saß ein Jüngling mit einem Frottierhandtuch um die Hüften und einer Banane am Hinterkopf, zur Linken einer mit einem großen Löwenzahn an der Stirn. Beide gehörten zum Gefolge Seiner Exzellenz.

Der Kapitän hatte uns gebeten, unsere Heiterkeit zu zügeln und dem schwarzen Abgesandten mit Ehrfurcht zu begegnen, um ihn auch dadurch den Wünschen des Kapitäns geneigter zu machen. So standen wir alle in tiefster Devotion an der Railing und beobachteten, wie Seine Exzellenz bei dem hohen Seegange große Schwierigkeiten hatte, im kurzen Hemdchen, mit dem Zylinder auf dem Kopf und dem Tambourstab in der Rechten mit Eleganz und Würde an Bord zu kommen. Schließlich gelang es. Unsere Verbeugungen, regelrechte Hofknixe mit über der Brust gekreuzten Armen, wurden mit leutseligem Winken einer zweifelhaft sauberen Hand quittiert. Majestätisch schritt er an der Seite des Kapitäns „die Front" ab und folgte gnädigst einer Einladung desselben in seine Kajüte. Dort ward er sofort unter Rum gesetzt.

In der Zwischenzeit wurden die noch fehlenden Krus angemustert und vorsichtshalber gleich unter Deck gebracht, damit sie nicht, falls sie ihren Kontrakt bereuen sollten, über Bord springen und die sich langsam entfernenden Kanoes noch schwimmend erreichen konnten. Diese Maßregel war um so nötiger, als auch bei den Krus das Beispiel im höchsten Grade ansteckend wirkt und der Kapitän eventuell seine ganzen Leute losgeworden wäre.

Nachdem an Deck die Ruhe wiederhergestellt war, wurden die versprochenen Geschenke für Seine Majestät, verdorbenes Salzfleisch, Bruchreis, Niggertod (Rum), in Kanoes verladen, und alsdann erschien auch der Kapitän mit seinem hohen Gaste.

Der letztere war schon längst in der seligen Stimmung, da alle Menschen Brüder sind, und konnte sich durchaus nicht trennen. Auch war wohl der Hochmutsteufel in ihn gefahren, kurz und gut, er sah keineswegs ein, warum er nicht wieder in dem schönen weißen Boot

von den weißen Matrosen zurückgerudert werden sollte, wie es doch seiner Würde zukam.

Dem Kapitän wurde es schließlich zu langweilig, und auf seinen Wink trat der baumstarke Zimmermann herbei. Er spuckte sich in die Hände, und mit einem markigen: „Wüllst Du woll runer, Du swartes Swin", beförderte er Seine Exzellenz in die Tiefe. Er hatte gut gezielt. Das Hemdchen flatterte zwar hoch auf, der Zylinderhut rutschte verdächtig, aber wie eine reife Pflaume fiel Seine Exzellenz mit gewaltigem Krach in das schwankende Kanoe. Der Herr mit der Banane am Hinterkopf und der mit dem Löwenzahn auf der Stirn waren gewandter. Kaum hatten sie die Situation erfaßt, so verschwanden sie gleichfalls in der Tiefe. Zwei andere Kanoes nahmen sie auf. Wir riefen Hurra aus Leibeskräften.

Seine Exzellenz hatte den beschleunigten Abstieg auch nicht weiter übel genommen und grüßte huldreich hinauf. Ich wette, er wird des Lobes voll gewesen sein über all die Ehrenbezeugungen, die ihm zuteil wurden von seiten der Weißen. Es ist auch nicht ein jeder Minister des Innern im Vasallenstaat Nifu, das dem freien Liberia tributpflichtig ist!

Kein Windhauch kräuselt die Oberfläche der bleiern daliegenden See. Am azurblauen Himmel zeigt sich keine Wolke. Nur einige Möven umkreisen die Masten und verkünden mit heiserem Schrei die Nähe des Landes. Scharen kleiner fliegender Fische flüchten sich vor dem nahenden Schiffe. Behende streichen sie über die schweigende Wasserfläche hin.

Einige Tage darauf passierten wir den Äquator, im Seemannsdeutsch „die Linie". Unglaublicher Unsinn wurde da gemacht. Natürlich mußten die Neulinge getauft werden, und das Taufwasser dazu wurde eimerweise verabfolgt.

Den nicht allzu Begabten an Bord wurde weisgemacht, die Linie existiere tatsächlich. Unter die Gläser des Fernrohres wurde ein Haar gezogen, das die Betreffenden dann bewundernd anstaunten; sie schworen nachher Stein und Bein, sie hätten den Äquator gesehen.

Zur Feier des Tages ward eine schier unerschöpfliche Ananasbowle angesetzt, und bis zum frühen Morgen blieben die Herren in lustigen Gesprächen und Scherzen beieinander, während wir Damen uns frühzeitig zurückzogen.

Allmählich hörten die drückend schwülen Regenschauer auf, die uns am Äquator unerträglich erschienen. Es ward einigermaßen kühler. Da fing man wieder an, Mensch zu werden.

Voller Spannung sahen wir dem nächsten Küstenplatze entgegen, wo wir vor Anker gehen sollten.

5. Mossamedes.

Mossamedes ist die Hauptstadt der portugiesischen Kolonie Angola und erst seit kurzem in den Plan der Woermann-Linie aufgenommen.

Am 29. Mai langten wir dort an. Wundervoll blau war die See. Scharen von Fischen umlagerten den Dampfer.

Bald war die Bootstreppe heruntergelassen und befestigt, der Arzt und der Agent der Woermann-Linie kamen an Bord, das Gesundheitsattest wurde ausgestellt, und jubelnd stürzten wir auf die Boote zu, um endlich einmal wieder Land unter den Füßen zu haben.

Im Hafen war nichts zu sehen. Schwarz ragte die Landungsbrücke ins tiefblaue Meer hinaus. Dicht vor uns lag die Stadt. Der südliche Teil von Mossamedes ist auf Klippen gebaut und stark befestigt. Ins Meer hinein erstreckt sich das Fort. Ihm zu Füßen liegt das Wrack eines portugiesischen Kriegsschiffes. Viele Neugierige hatten sich am Strande versammelt, um die Ankunft des Dampfers zu beobachten.

Den ganzen Strand entlang zieht sich eine Allee herrlicher Kokospalmen, die, frisch und grün aussehend, im Gegensatz zu denen von Las Palmas, eine prachtvolle tropische Zierde des sonst langweiligen Platzes bilden. Die weißen Häuser, eins wie das andere, stehen alle mit der Front nach dem Meere zu. Hier und da ist ein schüchterner Versuch gemacht, ein kleines Gärtchen im Sande anzulegen; einige blühende Rhododendren, rankende Klematis und Granatblüten, auf

denen allen eine dicke Schicht grauen Staubes liegt. So sieht es in der Hauptstraße von Mossamedes aus. Dahinter ziehen sich noch etliche kleine Gassen und Gäßchen.

Und dann ohne jeglichen Baum oder Strauch dehnt sich endlos die Wüste aus. Gelber, feiner Sand, tiefblauer Himmel, so weit das Auge reicht.

Das Wasser ist knapp in Mossamedes. Es wird durch Motore gepumpt.

Wir lustwandelten die Allee entlang, als gute Deutsche hoffend, auf irgend ein Haus zu stoßen, das sich dem Äußern nach als Wirtshaus verriete, aber umsonst. Am allerentlegensten Ende kamen wir an einen Kramladen, in dem es Bananen gab. Wir durchstöberten ihn, um einige Raritäten aufzutreiben, aber vergebens. Außerdem war die Unterhaltung äußerst schwierig. Der Mann konnte nur Portugiesisch, und wir konnten es nicht, und so verlief der Handel dort höchst unbefriedigend für beide Teile. Umsonst bemühten wir uns, von ihm Lage und Namen irgend eines Restaurants zu erfahren. Wir mußten also weitersuchen und gelangten an eine Apotheke, wo ich Gelegenheit fand, mich in tadellosem Französisch nach einem Restaurant erkundigen zu können. Der Eigentümer, ein gelbes, vertrocknetes Männchen, verging fast vor Galanterie und gab uns einen seiner schwarzen Diener mit, der uns schließlich an den gewünschten Ort führte. Wir bestellten dort ein Diner, einschließlich Kaffee und Wein 2800 Reis. Dieser Preis klingt schauerlich für den Nichteingeweihten. Da aber in Angola, wie überall in Portugal, durch das Münzwesen ein Zug humorvollen Größenwahns geht, so beruhigten wir uns bald. In deutsches Geld umgerechnet, waren es ungefähr sieben Mark. Da in den Preis die Getränke miteingerechnet waren, so weiß ich wirklich nicht recht, wie die Leute auf ihre Kosten gekommen sind.

Während der Wartezeit besahen wir uns den Ort nach der anderen Seite hin. Trotz des Wochentags herrschte eine merkwürdige Stille in den Straßen. Die Menschen hatten alle etwas sonntäglich Herausgeputztes. Namentlich leisteten die Angola-Neger etwas im Sonntagsstaat.

Schließlich erfuhren wir, daß Fronleichnam war. Alsbald sahen wir auch die Prozession aus der Kirche kommen. Den Zug eröffnete ein verkommen aussehender Portugiese, der, zu welchem Zweck war mir unklar, alle fünf Schritt eine Rakete losließ, die natürlich ziemlich glanz- und effektlos in der klaren Luft verpuffte. Dann kam die ganze Priesterschaft, klein und gelb, hinter ihnen die Offiziere in goldstrotzenden Uniformen, die Brust bedeckt mit zahllosen Orden und Ehrenzeichen, baumwollene Handschuhe an den Händen, den Helm auf dem Säbelgriff tragend; die eingeborenen Soldaten in Khaki, das rote Fez am Seitengewehr, die Hautevolée von Mossamedes und zuletzt die schwarze Einwohnerschaft.

Den Botanischen Garten besahen wir auch, wunderschöne Blumen und Pflanzen, Zedern, Magnolien, Kakteen, Orchideen, viel unbekannte Bäume und Palmen verschiedenster Art. Aber ungepflegt war alles und furchtbar staubig. Grünlich-schlammig war das Wasser in den Springbrunnen, Unkraut wucherte überall auf den Wegen. Der Garten bot, wie die ganze Stadt, ein Bild der Verkommenheit.

Eine Eisenbahn gibt's auch, mit der man landeinwärts fahren kann. Jenseit des Küstengürtels soll es paradiesisch schön sein. Sie ging aber nicht an dem Tage.

Da kehrten wir ins Hotel zurück, wo uns nach portugiesischer Art eine recht einladende Tafel empfing.

Vor jedem Platz stand eine Karaffe mit Landwein. Auf jedem Teller lag ein noch dampfendes warmes Brötchen von der Größe eines Kinderkopfes. An Stelle der Servietten gab es größere Waschlappen aus Frottierstoff. Nur die Bestecke waren greulich, aus Stahl und ganz schwarz, die Gabeln mit verbogenen und abgenutzten Zinken und die Messer schartig.

Dann ward aufgetragen. Eine mächtige Negerdame, mit roter Schärpe um die unförmige Taille, kam watschelnd herein, hinter ihr drei schwarze Kinder. Das Essen war gut, wenn man sich an den Ölgeschmack gewöhnt hatte. Zehn kompakte Gänge gab's. Acht davon waren Fischgerichte. Unter anderen wurde eine riesengroße Schüssel mit Spinat serviert, turmartig festgemauert. Ringsherum lag

etwas Graues, das wie nicht ganz geratene Kotelettes aussah, die sechste Fischspeise.

Prachtvoll waren die Hähnchen. Wir versuchten zum zweiten Male davon zu bekommen, machten alle möglichen Zeichen, es half alles nichts. Schließlich zeigten wir auf unsere leeren Teller und riefen: „Kikeriki!" Aber vergebens. Als Antwort gab's ein liebenswürdiges Fletschen mit den Zähnen, und mit Windeseile wurde abgeräumt.

Der saure Rotwein machte bald Stimmung. Ein Klavier gab's auch, und nicht lange dauerte es, so wurde ein braver deutscher Walzer getanzt. Dabei überhörten wir ganz die Schüsse, die der „Eduard" abgab, um uns zu rufen. Schließlich dauerte es dem Kapitän zu lange, und mit der Barkasse ward der erste Offizier gesandt, uns zu holen. Der setzte auch seine feierlichste Miene auf, die aber gar keinen Eindruck machte. Es ging, wie es im alten Kinderliede heißt:

Der Herr, der schickt den Jochen aus, der soll den Hafer mähen,
Der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Haus. usw. usw.

Wir schlossen ihm einfach die Tür ab. Er mußte dableiben, mittrinken, mittanzen, und unterdessen tutete draußen der „Eduard" unaufhörlich.

Um zehn Uhr erschien der Kapitän selber. Er tat erst ärgerlich, gab's aber sofort auf, als er sah, daß absolut nichts zu erreichen war, und um elf Uhr endlich bequemten wir uns zur Rückfahrt zum Dampfer. Schade, daß sie so kurz war.

Es gab Meerleuchten. Die ganze See war eine sprühende Funkenmasse. Bei jedem Ruderschlag spritzten die Silbertropfen auf. Ich hielt die Hand ins Wasser. Da sah es aus, als ob ich Tausende und Abertausende blitzender Diamanten ausschüttete. Das Kielwasser war ein leuchtend heller Streif. Deutlich unterschied man die glänzenden Leiber der Fische. So fuhren wir durch die sternenklare tropische Nacht. Mir war ganz weh ums Herz, warum, weiß ich selbst nicht. Die lustige Stimmung der anderen, der Gesang alter Heimat-

lieder, — ich hätte allein sein mögen, weit weg von all den anderen, die mich quälten mit ihrer Lustigkeit.

Bald aber lag der Koloß des Dampfers vor uns mit den rotgrünen Lichterchen an den Masten und den erhellten Bullaugen. Auch dort ging's lustig her. Musik, Gesang, Gläserklingen tönten durch die Stille. Da schüttelte ich gewaltsam die sentimentale Anwandlung ab und hielt mich zu den übrigen.

An Bord war eine Gesellschaft Portugiesen gekommen, den Kapitän zu besuchen. Die Sektpfropfen knallten an allen Tischen. Trotzdem wir uns doch gegenseitig vollkommen fremd waren, regnete es Trinksprüche in bösem Französisch auf beiden Seiten. Wir wurden die lieben Leutchen gar nicht los, die sich so schrecklich wohl bei uns fühlten. Erst als der Kapitän sich nicht anders zu helfen wußte, und das elektrische Licht abstellte, brachen sie auf, nicht ohne einzelne der Herren, die ihnen gerade in die Quere kamen, zu umarmen und ihnen ewige Freundschaft zu schwören.

Von ihren Booten aus riefen sie noch so lange, bis es nur noch wie ein schwaches Echo klang: „Vive l'Allemagne", und die Unseren erwiderten bis zur Heiserkeit: „Vive le Portugal!"

Schon längst waren die Anker in die Höhe gerasselt, und die Flagge hatte sich gesenkt — da endlich kehrte die Ruhe ein.

Und ich lag schlaflos an Deck und richtete die Blicke zu den Sternen, die in so strahlend hellem Glanze leuchteten, wie ich ihn in unseren Breiten niemals sah. Über der stillen, dämmerigen Wasserfläche lag endloser Friede ausgebreitet, und mehr denn je empfand ich in dieser schweigenden Tropennacht die mächtige, bis in die tiefste Seele dringende Sprache des Meeres.

6. Port Alexander.

Den übernächsten Tag, am früheſten Morgen, sahen wir einen grauen Streifen sich abheben von dem blauen Meer: Port Negro. Das Wetter war umgeschlagen und der Wellengang sehr hoch.

Port Negro hat keinen Hafen, und so konnte die wenige Ladung, die der „Eduard" für Port Negro hatte, nicht gelöscht werden. Beim

Näherkommen sahen wir die kleinen, erbärmlichen Häuserchen liegen. Auf den größeren, wohl den Amtsgebäuden, wehte die portugiesische Flagge.

Auf dem Flaggenmast erschienen plötzlich viel bunte Fähnchen. Es ward signalisiert, daß das Landen der Brandung wegen nicht möglich sei. Um die Ladung in Empfang zu nehmen, sollte ein Leichter nach dem nächsten Hafen gesandt werden, den wir sowieso am folgenden Tage anlaufen mußten.

Da dampfte der „Eduard" weiter. Die Umrisse der Küste wurden immer schwächer, die Felsen immer kleiner. Schließlich verschwand alles im bläulichen Nebeldunste. Nur einige wenige Vögel folgten noch der Kiellinie des Schiffes.

Am nächsten Tage langten wir am Grenzhafen Angolas an, in Port Alexander.

In neuerer Zeit, und namentlich in englischen kolonialen Blättern, liest man häufig diesen Namen. Dabei weiß vielleicht die Hälfte aller Leser nicht einmal, wo sich dies Port Alexander befindet, und welche Bedeutung ihm für kommende Zeiten zugedacht ist.

Port Alexander ist einer der schönsten Häfen der südlichen Westküste Afrikas. Die größten Schiffe können dort vor Anker gehen, das Ausbooten bietet so gut wie keine Schwierigkeiten.

Deshalb hat man daran gedacht, diesen Hafen auszunutzen für den Innenhandel. Es soll, abzweigend von der Kap—Kairo-Bahn, eine Trace nach dort gelegt werden. Auf diese Weise können die Produkte schneller ausgeschifft werden, und umgekehrt könnte von dort aus vieles bequem ins Innere kommen. Aber dieser Plan scheiterte bis jetzt an der Indolenz der wenig kapitalkräftigen, unternehmungsunlustigen Portugiesen.

Ja, wenn Angola englisch wäre! Dann würde Port Alexander binnen kurzem aufblühen! Man tröste sich. Portugal soll England so verschuldet sein, daß schon vor längerer Zeit die verschiedensten Stimmen laut wurden, es sei nur noch eine Frage der Zeit, daß Angola an England abgetreten werden müsse, um Portugals Schulden

zu decken. England ist im Besitz von Südafrika, hat den Schlüssel von Südwest, die Walfisch-Bay, und könnte Angola so nebenher ganz gut gebrauchen. Fatal, daß wir Deutschen uns wie ein Keil dazwischen geschoben haben.

Wenn wir nur einen guten Hafen in Südwest besäßen, wenn Port Alexander in Südwest läge! Dann hätten wir einen Hafen, wie ihn die Natur nicht besser hätte schaffen können, statt Swakopmund mit der versandeten Mole. Dann könnten wir auf Walfisch-Bay still lächelnd herabsehen, statt jetzt neidisch darauf zu sein und uns über seine Nachbarschaft zu ärgern.

Doch es ist nun einmal nicht. Und so wollen wir hoffen, daß Portugal noch andere Mittel und Wege finden wird, seine Verbindlichkeiten England gegenüber zu lösen. Und Port Alexander möge noch recht lange das bleiben, was es jetzt ist, ein winzig kleiner Hafen, wo alle drei Monate einmal ein portugiesisches Schiff anlegt. Eine große Begebenheit ist es, zeigt sich dort ein anderer Dampfer.

Wunderbar blau war die See. Der ganz halbkreisförmige Hafen läuft zu beiden Seiten in schmale Landzungen aus, auf denen Tausende und Abertausende von Flamingos saßen.

Zuerst waren wir uns nicht klar darüber, was wohl der endlos lange und, wie es schien, ab und zu bewegliche schwarze Streifen zu bedeuten habe. Mit dem Fernrohr entdeckten wir dann diese kolossale Menge Vögel, die aussahen, als ob sie Parade abhielten, so standen sie in Reih und Glied.

Port Alexander besteht aus höchstens zehn Häusern, einigen Eingeborenenhütten und mehreren riesengroßen Scheunen und Schuppen, die, bloß mit Ried überdeckt, auf Pfählen errichtet sind. „Der Hafen ist einer der fischreichsten der Westküste." Schon überzeugte uns eine kräftige Brise, die von Land her wehte, von der Wahrheit dieser Worte. Der Wind brachte den Geruch von Fisch und Tran höchst intensiv mit sich. Die ganze Bevölkerung, weiß wie farbig, lebt vom Fischfange. Ungefähr dreißig Fischerboote waren dabei, am frühen Morgen die Netze einzuziehen. Den ganzen Hafen mit seinem Fischreichtum hat eine belgische Fischerei-Gesellschaft gepachtet, für die der „Eduard"

dort anlegte, um eine große eiserne Landungsbrücke abzusetzen. Im Besitz dieser Gesellschaft befinden sich all die Scheunen und Schuppen; von ihr lebt, atmet, existiert ganz Port Alexander.

Ein schmuckes Regierungsboot, von farbigen Matrosen in tadellos weißen Anzügen gerudert, begrüßte uns.

Da wir hier 36 Stunden zu liegen hatten, dank der Langsamkeit der Portugiesen, so baten wir den Kapitän, uns an Land zu lassen. So geschah es. Und bald ruderten uns die Kru-Jungen, der dicke „Glasgow", mein spezieller Freund, am Steuer, in festlich rotseidenkarrierter Pluderhose, an den Strand. Dieser ist so flach, daß man ein gutes Stück weit draußen halten muß. Die Kruboys springen ins Wasser, nehmen einen auf die Schulter, und im Trabe geht's an Land. Ohne einige gehörige Spritzer kommt man natürlich nicht davon. Wen die Kerle nicht mögen, den lassen sie dabei ins Wasser rutschen. Mich ergriff grinsend Freund Glasgow und brachte mich sicher hin.

Am Strande wurde uns beinahe elend von dem Fischgeruch. Wohin man blickte, lagen Fischskelette und Gräten, Walfischflossen und -Wirbel, perlmutterartig schillernde faule Fische, Schuppen, — große, kleine —, überall Fisch, Fisch und wieder Fisch.

Die Gegend gottverlassen, trostlos öde. Nichts, nichts, auf dem das Auge ruhen konnte, kein Baum, kein winziges Hälmchen Grünes in der endlos riesigen Ebene. Alles blauer Himmel, trostloser Sand.

Die Bewohner essen Zeit ihres Lebens Fisch. Ihr ganzes Dasein besteht darin.

In den Schuppen saßen die Eingeborenen und präparierten den Fang des Morgens. Dies geschah mit unglaublicher Geschwindigkeit und Einfachheit. Sie hockten vor einem Brett im Sande. Neben ihnen türmten sich Haufen frisch gefangener Fische auf. Sie langten sich einen her, schnitten ihm den Bauch auf, daß er voneinander klappte, und warfen ihn auf den nächsten Haufen.

Die Weiber breiteten die also fertiggemachten Fische auf dem niedrigen Rieddach der Scheune aus, wo sie von der Sonne beliebig ausgedörrt wurden und je nach Bedarf und Witterung stanken.

Wir besahen uns auch einen dieser Schuppen, in denen die getrockneten Fische lagen. In dem riesengroßen Raume waren sie aufgeschichtet in endlosen Reihen und Haufen bis unter die Decke. Und so stand ein Schuppen neben dem anderen. Interessant war's. Einen Gorki hätte es zu einer neuen „Malwa" begeistern können, wenn nur der Geruch nicht gewesen wäre.

Im Orte gab's auch einen Kramladen. Dort tranken die Herren Rosenlikör mit Fischgeruch und Sand. Ich kann es einfach nicht fassen, wie die Menschen überhaupt da leben können. Mir krampft sich jetzt noch das Herz zusammen, wenn ich an diese hoffnungslose Einsamkeit denke.

Auch den Doktor des Platzes lernten wir kennen. Es war ein sonderbarer älterer Herr, der mir einen rosaroten Flamingoflügel verehrte und einige Dutzend seltener Muscheln von großem Werte, weil sie „Augen" enthielten. Ich freute mich ordnungsmäßig und bedankte mich sehr. Ich habe die Dinger aufgehoben, aber verstehen tue ich nichts davon.

Aus der Wüste kam gerade ein Kameltreiber mit einem jammervoll dürren Tiere. Es schien von weither gekommen zu sein, denn sein Herr klappte zusammen vor Ermattung. Interessant war die Bepackung des Kamels. Ein Wasserschlauch, ein eigenartiger Sattel mit mächtigen Taschen und sonst noch viel sonderbare Beutel und Päckchen. Der Treiber war in malerische Fetzen gehüllt, mit einer langen Gerte in der Hand. Lackiert schwarz glänzte seine Haut. Tief in den Höhlen lagen ein Paar brennend schwarzer, melancholischer Augen, aus denen die ganze Trostlosigkeit sprach, die auch dem Lande eigen ist.

Sonderbar überhaupt sind die Eingeborenen dort. Sie tragen bis an die Kniee reichende Kittel aus einem eigentümlichen Gewebe. Wie weiche, flockige Sackleinwand sieht es aus, mit roten Streifen durchwirkt. Der Doktor, mit dem ich mich auf Französisch verständigte, erzählte mir, daß der Stoff von der Fischerei-Gesellschaft aus Belgien importiert und besonders für die Port Alexander-Neger angefertigt würde.

Die Leute haben Wollköpfe, die von dem feinen Sande ganz grau sind. Sie sind sehr schweigsam und halten es beinahe für eine Strafe,

angesprochen zu werden und darauf antworten zu müssen. Viel Albinos kommen unter ihnen vor. Ich sah ein solches Kind und erschrak. Mein Gott, wie scheußlich! Weiß, fast rosa, der ganze Körper mit brandroten Flechten bedeckt, schneeweißes, wolliges Haar, rote blinzelnde Augen. Dazu den eckigen Schädel, den dicken Bauch und die spindeldürren Beine der Negerkinder.

Die meisten der Eingeborenen von Port Alexander sind noch Heiden. Sie beten zu einem Holzgebilde, das seinen Platz in einer Ecke der Hütte hat. Dieser Götze hat die Größe eines etwa vierjährigen Kindes und ist um so wundertätiger, je älter er ist. Ist irgend ein Glied der Familie erkrankt, so schlägt man je nach Art und Sitz der Krankheit einen kleinen oder großen Nagel in ihn hinein. Und mit dem Nagel übernimmt er die Krankheit, und der Mensch ist davon befreit.

Diese Götzen sind äußerst selten und werden von den Museen außerordentlich gut bezahlt. Die meisten, die man zu sehen bekommt, sollen imitiert sein. Einige sehr gute, echte Exemplare weist das Museum für Völkerkunde in Berlin auf. Wir hätten gar zu gern einen solchen Götzen mal gesehen oder, noch kühner gewünscht, besessen. Wir stöberten jede Hütte durch, gingen auch noch ein gutes Stück unter Führung des Doktors landeinwärts, um ein solches Götzenbild zu finden.

Schließlich kamen wir an einer einsamen Hütte an, zwischen zwei gewaltigen Dünen erbaut. Wir bückten uns durch die niedrige Tür und befanden uns im Innern. Richtig! In der einen Ecke lehnte der gesuchte Götze. Es war eine unförmige Holzpuppe mit roh geschnitztem Gesicht, so voller Nägel, daß er aussah wie ein verrostetes Stachelschwein. Gar bald erschienen auch die Bewohner der Hütte. Nachdem wir ihnen mit Hilfe des Doktors klar gemacht, daß wir gern den Götzen haben wollten, fing ein furchtbares Wutgeheul an. Sie schüttelten die Fäuste, rollten die Augen und stellten sich schützend vor ihren Heiligen. Doch nicht lange. Ein Herr nahm ein funkelndes Zehnmarkstück aus der Tasche und hielt es ihnen hin. Da ließen sie ab mit Schreien und Toben, in ihren Augen zeigte sich die Gier — das blitzende Gold übte seinen alten Zauber aus.

Die Männer waren die ersten, die sich auf Unterhandlungen einließen. Als aber noch ein zweites Goldstück hinzukam, da wurde ihr Wille schwach. Auch dort siegte das Gold, dieser mächtigste aller Götzen. Der älteste riß die zwanzig Mark nur so an sich und stürzte sich dann in die Ecke, wo der Hausgötze stand. Doch nicht, um ihn, wie zuerst, zu verteidigen gegen die fremden Eindringlinge, sondern um ihn auszuliefern. Da waren die Weiber wie von Sinnen. Sie warfen sich auf den Mann, umklammerten den Götzen mit ihren Armen und versuchten ihn festzuhalten. Sie rissen sich blutig an den zahllosen Nägeln und schrieen und heulten. Das Idol selbst ward um Hilfe angefleht. Es solle alle Krankheiten schicken, die es in seinem Leibe habe, es solle die Frevler auf der Stelle töten, es solle sofort seine Wunderkraft beweisen. Aber der Götze blieb stumm und steif, und seine rostigen Nägel wurden naß von ihren Tränen und rot von ihrem Blute. Nun waren wir es, die den Handel gern rückgängig gemacht hätten. Aber der Kerl bestand darauf. Da die Sucht nach dem Golde erwacht war, war er unerbittlich. Er schüttelte die Weiber ab und überreichte uns den Götzen. Mich packte ein gelindes Grauen. Der Jammer der Weiber rührte mich. Gern hätte ich ihnen den armseligen Fetisch gelassen, an dem sie so sehr hingen, aber das Familienoberhaupt war unbeugsam in seinem Willen, und ziemlich bedrückt zogen wir ab, den Götzen im Arm.

Wir besahen uns noch die Wasserstelle, ein ekles Loch, grünglibberig und schlammig. Darin wurde ganz unglaubliche Wäsche gewaschen, und zu gleicher Zeit schöpften andere ihr Trinkwasser daraus.

Nach zweistündigem Aufenthalt hatten wir reichlich genug und signalisierten nach dem Boote, das uns holen sollte. Die Zeit bis dahin vertrieben wir uns mit aktuellen kindlichen Spielen. Die Flut kam gerade herein. Die Wellen waren die Buren; wir waren die Engländer und liefen ihnen mutig entgegen bis tief in den nassen Sand hinein. Sobald sie aber von neuem heranrollten und uns einzuholen drohten, rissen wir unter mächtigem Geschrei: Die Buren kommen! Die Buren kommen! aus und versuchten, vor ihnen das Trockene zu erreichen.

Wir waren froh, als wir wieder an Bord waren. Die Ankunft des Götzen wurde mit Sekt gefeiert. In der Mitte des Eßsaals wurde er aufgestellt.

Und draußen in der traurigen Wüste saßen um dieselbe Zeit vielleicht ein paar Weiber und starrten stumpfsinnig in die Ecke der Hütte, da er gestanden, in den sie all ihre Schmerzen und Krankheiten hineinnageln konnten, der sie geduldig auf sich nahm. Die Geschichte verfolgte mich lange Zeit.

Die ganze Nacht wurden wir von dem fauligen Fischgeruch gepeinigt.

Einige der Matrosen hatten in ihrer Freizeit geangelt und so viel gefangen, daß für sämtliche an Bord Anwesende genug Fisch für eine Mahlzeit da war. Viele unter uns, darunter auch ich, waren aber nicht imstande, auch nur das geringste anzurühren.

Am Abend kam die Hautevolee von Port Alexander an Bord mit Mandolinen, spielte und betrank sich. Alsobald wurden sie vom Kapitän an die frische Luft gesetzt, was sie auch nicht weiter übel aufzufassen schienen. Zu ihrer Entschuldigung muß man allerdings annehmen, daß sie allmählich in ihrer gottverlassenen Einöde den Maßstab verlieren, wie es ist, wenn man sich anständig benimmt, trotzdem man über den Durst getrunken hat.

Endlich hatten wir Port Alexander hinter uns und sahen mit Ungeduld den nächsten Tagen entgegen. Sollten wir doch da endlich am Bestimmungsort anlangen. Allmählich wurde auch das Leben an Bord langweilig, das Essen schlechter, und wir sehnten uns danach, endlich wieder festen Boden unter uns zu fühlen. Aber gleich hinter Port Alexander bekamen wir wieder schlechte See. Grau in grau lag die Welt; grau war der Himmel, grünlich-grau das Meer, dunkelgrau der schleppende Rauchschweif der Schornsteine. Die haushohen Wellen trugen weiße Schaumkronen und spritzten wütend zu den Seiten des Schiffes hinan. Oft wuschen sie über Deck und nahmen mit sich, was nicht ganz niet- und nagelfest war. Sogar einige Luftschächte rissen sie hinweg. Mit Mühe nur konnte man stehen und gehen, und die Gesetze eines vernünftigen Gleichgewichtes schienen Hypothesen zu sein.

Trotz der Schlingerleisten wurden die Tische mehrmals abgedeckt, und selbst auf den am Fußboden festgeschraubten Stühlen saß man nicht immer gemütlich. Manchmal war es so schlimm, daß wir nicht an Deck bleiben durften, und in den Kabinen wurden die Bullaugen festgeschlossen gehalten, der gewaltigen Sturzseen wegen. Der „Eduard" schlingerte und rollte, die Schraubenflügel arbeiteten knatternd in der Luft. Viele der Passagiere wurden wieder seekrank, und Neptun erfreute sich manch eiliger Opfer.

Ungefähr kann man ermessen, wie sehr wir uns nach Swakopmund sehnten.

Zwar ließ der Sturm nach drei Tagen nach. Dafür setzte aber Nebel ein, so dicht und undurchdringlich, daß nicht die Hand vor Augen zu sehen war. Fortwährend ertönte die Sirene, und der Kapitän hatte große Angst, wir könnten an Swakopmund vorbeifahren. Da auf einmal hob sich der Nebel, und im Sonnenschein lag Swakopmund vor uns, und wir an Bord waren wie von Sinnen. Man umarmte einander, tanzte, schrie und lachte. Natürlich wollten wir alle sofort an Land. Aber von Swakopmund kam das Signal, die Landung sei unmöglich der Brandung wegen. Bis zu uns klang ihr Donnern und Tosen.

Damals geschah noch die Landung in der alten Weise mit Hilfe der Kruboys in den kleinen Brandungsbooten. Die Mole war noch nicht fertig.

Noch ehe ihr Bau beendet war, gab es bereits viele Stimmen, die an ihrer Tüchtigkeit von vornherein zweifelten. Manche Versehen und Fehler suchte man damals schon ihren verschiedenen Erbauern zu beweisen.

7. Swakopmund.

Swakopmund im Sonnenschein sah freundlich und verheißungsvoll aus. Zur Bewillkommnung unseres Dampfers wehten Flaggen auf vielen Häusern. Hell hoben sie sich von den dunklen Dünen ab. Freudig gestimmten Herzens warteten wir darauf, an Land zu kommen. Lange mußten wir warten. Wir standen an der Railing und

sahen hinüber nach unserem Lande der Verheißung, und heiß wallte es in uns auf: Dort drüben winkt Dir die neue Heimat! Wirst Du da glücklich sein? Was steht Dir bevor?

Und der Tag verging, und die See wurde immer schlechter. Am Abend feierten wir Abschied voneinander bis tief in die Nacht hinein. Der Morgen kam, und wieder brachte er den Nebel mit. Unsere Ungeduld stieg. Da, gegen Mittag, erbarmte sich der Himmel unser. Er vertrieb den Nebel und glättete die Wogen. Heißes, zitterndes Sonnenlicht lag über Swakopmund. Da begann die Landung.

Schleunigst packten wir unsere Sachen und machten uns reisefertig, das heißt, wir zogen uns die schlechtesten Sachen an, die wir hatten, weil wir naß werden würden durch die Spritzwellen der Brandung. Nach herzlichstem Abschied von dem Kapitän und den Offizieren wurden wir auf primitive Art in das tief unten auf der See beim „Eduard" schaukelnde Brandungsboot verladen. Nacheinander setzte man sich in einen Korbstuhl, der an einer Kette hing. Vermittels eines Krans wurde der Korb dann in das Boot herabgelassen, einer der bereits anwesenden Kruboys riß einen jeden heraus, und der Korb ward wieder in die Höhe gewunden.

Ich muß offen gestehen, ich habe schon angenehmere Augenblicke in meinem Dasein erlebt als den, in diesem knackenden Korbstuhl zwischen Himmel und Wasser zu schweben und schließlich mit einem Ruck in dem lebhaft auf und nieder gehenden Boote anzukommen.

Gerade als wir darin saßen, kam von der Küste das Warnungssignal, kein Boot dürfe mehr abgelassen werden. Da wurden wir wieder in die Höhe gedreht und hatten das Vergnügen, noch zwei Stunden an Bord zu warten.

Nötig war diese Vorsicht, denn mit einem Schlage kam wieder der gefürchtete Nebel, der jede Bewegung unmöglich machte. Das Boot, das vor uns landete, war nur mit knapper Not dem Kentern entgangen, weil die Brecher in dem Nebel nicht berechnet werden konnten. Durch die Brandung kommt überhaupt nur der ganz ungefährdet hindurch, der sie kennt. Fast jedesmal beim Landen kentern mehrere Boote, Menschenleben sind zu beklagen, und viele Gepäckstücke,

Ballen, Kisten, Eisenschienen gehen dabei verloren, weil sie sofort versanden.

Wir waren in großer Ungeduld, fortzukommen, weil der Zollschuppen nur bis drei Uhr offen ist, wir sonst noch viel zu erledigen hatten und am nächsten Tage mit dem Personenzug landeinwärts wollten. Verpaßten wir ihn, so hieß das, nach drei Tagen mit dem Güterzug fahren und doppelte Taxe bezahlen oder acht Tage auf den nächsten Personenzug warten. Angenehme Aussichten!

Endlich erschien das Signal, das Landen könne fortgesetzt werden. Da wurden wir abermals im Korbstuhl heruntergelassen und gelangten glücklich ins Boot mitsamt unserem zahlreichen Gepäck. Nach längerer Fahrt auf mäßig bewegtem Wasser kamen wir den gewaltigen Brechern näher und näher.

Ich bewunderte die Geschicklichkeit der Kruboys, die mit größter Sicherheit und Kaltblütigkeit ihre Ruder in die Wellen tauchten und schnell vorwärts kamen. Als ich aber die kolossalen Brecher aus allernächster Nähe sah, die sich entweder haushoch aufzutürmen schienen oder einen tiefen Abgrund schufen, konnte ich mich einer Gänsehaut nicht erwehren. Also dahinein sollten wir! Dies winzige Boot sollte den Kampf mit diesen Elementen aufnehmen! Ich kann nicht sagen, daß ich mich fürchtete, aber ich empfand jenes Prickeln, das mich befällt in Augenblicken großer Gefahr, wenn alle Nerven arbeiten müssen, um den Kopf klar und den Verstand hell zu erhalten, und das ich später, ach, noch so manches Mal erfahren sollte.

Die Spannung und Aufregung war so groß, daß ich gar nicht dazu kam, Angst zu empfinden. Pfeilschnell schossen wir mit den Brechern dahin, und mit gewaltigem Ruck fuhr das Vorderteil des Bootes auf den Sand, während es sich hinten hoch in die Höhe hob. Vom Lande aus waren uns schon einige Kaffern entgegengelaufen, und ehe ich über ihre Absicht klar sein konnte, hatte mich schon einer auf den Rücken genommen und im Trabe aufs Trockene getragen.

Dort angekommen, sah ich mich nach meinem Mann um. Er war zu groß und schwer, als daß ihn einer hätte allein tragen können. Daher balgten sich verschiedene um diese „süße Last" (fast 2 Zentner),

und da keiner dem anderen den Verdienst, der an Land klingend gezahlt wurde, gönnte, und ein jeder den anderen fortzustoßen suchte, so war das Endergebnis, daß mein Mann mit gewaltigem Fall in der Brandung versank. Er tauchte indes bald wieder auf, schüttelte sich und mußte allmählich in der Sonne trocknen.

An Umziehen war gar nicht zu denken, denn wir mußten erst all unsere Sachen der Zollrevision unterziehen. Und das war damals in Südwest ganz gewiß keine Kleinigkeit. Wie im letzten Kriege die Offiziere, die frisch ins Land kamen, alle ihre Waffen verzollen mußten, die sie zum Gebrauch mitgenommen hatten, und erst nach tagelangem Verhandeln, soviel ich mich besinne, der Oberst Dürr ihnen Zollfreiheit verschaffte, so wurde auch schon bei unserer Ankunft die Revision mit größter Gründlichkeit vollzogen.

Wir persönlich kamen gut durch den Zoll. Ich kann nicht anders sagen, als daß der Zollinspektor gerade uns mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete. Seine Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen, als ich ihm anbot, mit „lecken" zu helfen, damit das „zollamtlich abgefertigt" um so schneller auf unserem Gepäck prangte.

Nahezu zwei Stunden hatte aber trotzdem das Geschäft gedauert, und nach mühseligem Durchwaten von tiefem Dünensand gelangten wir an unser Hotel. Es war der „Fürst Bismarck", das damals keineswegs dem Prachtbau glich, als den es sich heute dem erstaunten Auge des Fremden darbietet.

Damals war es noch eine langgestreckte schwärzliche Holzbaracke. Über einen Hof von zweifelhafter Sauberkeit, wo verschiedene nützliche Haustiere quiekend und grunzend umherliefen, wand man sich an Mistgrube usw. usw. vorbei, kroch unter Wäscheleinen voll triefender Wäsche hindurch und kam zu den Fremdenzimmern. Wenig schön, aber zweckentsprechend. In einer Holzbaracke lagen aneinandergereiht winzige Käfterchen. Zwei Feldbettstellen, eine umgedrehte Kiste, an deren einem Ende eine winzige Emailleschüssel stand — das Waschbecken, ein Handtuch; Fußboden: reiner, unverfälschter Dünensand, grundlos. Bettdecken, Kiste, Schüssel, alles bedeckt mit einer dünnen Schicht Sand. Kostenpunkt für jede Nacht: zwanzig Mark.

Da bis zur Table d'hote noch Zeit war, besahen wir uns Swakopmund. In dieser Einöde haben Menschenfleiß und Ausdauer Unglaubliches geleistet. Windmotore sind in voller Tätigkeit, um das Wasser zu pumpen; die größeren Straßen haben gepflasterte Fußwege und Beleuchtung. Vor vielen Häusern sind kleine Gärtchen, die, mit unendlicher Sorgfalt gepflegt, spärlich mit kümmerlichen Blümchen die Mühe lohnen. Auch einige recht stattliche Gebäude sind vorhanden. Die Häuser, in denen die verschiedenen Gesellschaften ihre Stores aufgeschlagen haben: die Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, die Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, Erhardt & Schultz, Rascher & Thielecke, Wecke & Voigts, und wie sie alle heißen. Viele Restaurants zweiten, dritten, vierten Ranges, die Wohnhäuser der Privatleute, des Hafendirektors, der im Kolonialdienste stehenden Beamten und last not least der pompöse Bahnhof, von dem aus das „Bähnle" seine Fahrt ins Innere antritt.

In den letzten Jahren natürlich hat sich Swakopmund sehr vergrößert und ist seit Ausbruch des Krieges unheimlich schnell emporgeblüht. Dies Aufblühen ist teilweise bedingt durch die gesteigerten Bedürfnisse im Innenlande, teilweise durch die neue Bahnlinie Swakopmund—Otavi und dann auch durch den regen Verkehr, den der Krieg hier am Hafenplatz mit sich bringt.

Anderseits wieder gereicht diese schnelle Vergrößerung Swakopmund sehr zum Nachteil. Es gibt dort augenblicklich Elemente, die nicht gerade zur Crême der Gesellschaft gehören; allerhand lichtscheues Gesindel treibt sein Wesen. Wird jemandem der Boden unter den Füßen zu heiß, so ist es eine Kleinigkeit, im gewöhnlichen Spaziergängerschritt die englische Walfisch-Bay binnen 20 Minuten zu erreichen. Kein Polizeiposten hindert den Übertritt ins fremde Gebiet. Das Wachthäuschen selbst diente manch dunklem Ehrenmann als Nachtquartier, und nun ist es seit längerer Zeit überhaupt verschwunden.

Wir hatten in Swakopmund mancherlei zu erledigen, mußten Geld von der Bank abheben, unser Gepäck aufgeben, notwendige Einkäufe, einige Besuche machen usw., und die Zeit bis zum Essen war schnell ausgefüllt.

Die erste Mahlzeit auf südwestafrikanischem Boden sagte mir durchaus nicht zu. Der Treckochse war gar zu zäh, Lazarettkaviar (Backpflaumen) war niemals meine Schwärmerei, und in bezug auf Sauberkeit war ich damals noch etwas verwöhnt. Die Gerichte der ganzen Woche konnte man von dem Tischtuche ablesen.

Am Abend gab's Extrablätter. Der Friede zwischen Buren und Engländern ward proklamiert. Damals litten wir wie alle Neuankömmlinge noch an der in Deutschland üblichen Burenverhimmelung und Idealisierung. Doch das gibt sich bald, lernt man sie erst genauer kennen. Im Hotel entwickelte sich bald eine Kneiperei, die anfing, recht sehr auszuarten, deshalb begaben wir uns früh zur Ruhe.

Doch die Kälte ließ uns nicht schlafen. Wie kann es hier an der Küste Afrikas, des heißesten aller Erdteile, so bitter kalt sein, wird so mancher fragen. Die Ursache ist ein kalter Strom, der, aus antarktischen Gewässern kommend, sich nordwärts wendet und die Südwestküste Afrikas entlang fließt.

Das Donnern und Toben der Brandung schlug an mein Ohr. Durch die Fugen des dünnen Holzwerks drang die empfindliche Kälte, ich vermißte das schaukelnde Aufundnieder des Schiffes, an das ich mich so sehr gewöhnt hatte, und ruhelos wälzte ich mich auf den feuchten Kissen.

Und dann, dann wurden sie wach, die sechsbeinigen Peiniger, die Plage Swakopmunds. Blutgierig stürzten sie sich auf mich. Ihre Schar mußte Legion sein. Als ich mich am nächsten Morgen beim rotflackernden schwelenden Kerzenlichte anzog, war ich im Zweifel, ob ich nicht über Nacht die Masern bekommen hatte.

Ohne jegliches Frühstück (in Swakopmund steht man spät auf, auch wenn man Hotelbesitzer ist), mit steifen Gliedern und vor Kälte klappernden Zähnen stampften wir um 5½ Uhr quersandein nach dem Bahnhof; dort gab's prachtvoll heißen Kaffee und Gebäck. Ganz dunkel war's noch. Der Mond schien hell, und hoch und kalt schimmerten die Sterne. Da plötzlich machte sich ein eiskalter Wind auf und hüllte alles in tiefen dunklen Nebel. Das Abfahrtssignal ertönte, und der Zug fuhr in den grauen Morgen hinein.

8. Auf der Reise nach Karibib.

Wir standen auf dem Vorderperron des Wagens. Allmählich lichtete sich der Nebel, so daß man anfing, die einzelnen Gegenstände deutlicher zu unterscheiden. Was man sah, war allerdings nicht viel. Sand und Dünen und Dünen und Sand. Hin und wieder erheben sich Felsen von gleichgültiger Form und einzelne, vom Sand fast verwehte und durch den hineingewehten Sand gestürzte Strandbüsche.

Mühsam klomm der Zug eine kleine Erhebung hinan. Zur Linken entdeckten wir grünes Buschwerk, Bäume und Sträucher, auf denen das Auge in dieser Öde wohlgefällig ruhen konnte. Es war das Swakoprivier. In der trockenen Zeit befindet sich im Flußbett des Swakop an der Oberfläche kein Wasser, aber während der Regenzeit kommt der Swakop in so gewaltigen Mengen herab, daß er gefährlich wird. Augenblicklich war er gänzlich ausgetrocknet, aber die grünen Büsche müssen doch Grundwasser haben, das sie speist. Und wenn man in ihrer Nähe sachgemäß gräbt, stößt man bald auf Wasser.

Südwestafrika ist nicht so wasserarm, wie es immer geschildert wird. Freilich, an der Oberfläche des Landes ist äußerst wenig Wasser zu finden; es ist selten, daß es zutage tritt. Aber unterirdische Flußläufe sind in Menge vorhanden. Die Eingeborenen richten sich nach dem Flug der Vögel, der sie morgens und abends zum Wasser führt, und gehen ihnen nach. Finden sie kein offenes Wasser oder sind sie zu durstig, lange danach zu wandern, so sehen sie sich die Vegetation des betreffenden Ortes genau an. Ihnen sind die Büsche und Pflanzen, die auf Grundwasser schließen lassen, genau bekannt. Kommen sie nun an einen unterirdischen Flußlauf, so graben sie nicht etwa aufs Geratewohl in dem sandigen Bett, sondern gehen in ihm entlang, bis er irgendwo eine Krümmung macht, oder bis sich Felsen im Flußbett zeigen. Dort staut sich naturgemäß das Wasser und wird daher in größerer Menge vorhanden sein, als wenn sich ihm beim Abfließen keine Hindernisse vorlegen. Dementsprechend wird man auch an solch einer Stelle am ehesten Wasser finden.

In letzter Zeit liest man des öfteren: der oder jener ist drüben verdurstet, verschollen, versprengt, vermißt. Welch traurige Sprache reden diese paar Worte. Wie inhaltreich für den, der sie versteht. Die Qual des Verdurstens ist die größte, die überhaupt denkbar sein soll. Wie gnädig waltet die Natur, indem sie sie kürzt. Dem entsetzlichen Tode geht die Nacht des Wahnsinns voraus. Ich habe verschiedene Leute gekannt, die an der Grenze des Verdurstens gewesen waren und schauerliche Schilderungen davon gaben. —

Auch mein Mann war nahe daran, einstmals auf diese Weise den Tod zu finden.

Es war Ende des Jahres 1897, als er nach Franzfontein, im Norden des Schutzgebiets, ziehen mußte. Damals war er noch nicht im Besitze eines Pferdes, geschweige eines Ochsengespannes und Wagens, und wartete lange Zeit vergeblich, ob er sich nicht einem Wagentransport nach dorthin anschließen könne. Die Zeit drängte, und da blieb ihm nichts anderes übrig, als sich allein auf den Weg zu machen. Mit ihm ging ein Hottentott, der sein drei Jahre altes Kind trug nebst dem Proviant. Mein Mann bepackte sich mit seinen Schlafdecken, dem Gewehr und Wassersack. Von Okombahe aus gingen sie erst nach Ais, wo damals viele Hereros ihre Werften hatten. Um den Hottentotten nicht unnötig anzustrengen, ließ mein Mann ihn mitsamt dem Gepäck dort zurück und begab sich allein nach Sorris-Sorris, um den Engländer Sabatta aufzusuchen, der daselbst seine Viehposten kontrollierte. Er wollte versuchen, ob er von ihm nicht wenigstens einen Reitochsen bekommen könne. Aber Sabatta hatte kein verfügbares Tier. Er tröstete ihn damit, daß auf der Pad nach Franzfontein Wasser in Menge vorhanden sei, weil gerade in dem Strich viel Regen gefallen sei. Unverrichteter Sache mußte mein Mann wieder zurück. Er wählte den Weg im Bett des Ugabriviers und holte in Ais den Hottenotten ab. Die Hereros zwar schüttelten die Köpfe und wußten nichts von gefallenem Regen, doch blieb meinem Mann nichts weiter übrig, als sofort aufzubrechen, wollte er zur bestimmten Zeit pünktlich in Franzfontein sein.

Nach einem ziemlich öden Heiligabend brachen sie am ersten Feiertag um drei Uhr früh auf und marschierten querfeldein, um am Nachmittag gegen vier Uhr Dawib-Urib zu erreichen. Da sie bestimmt erwarteten, dort Wasser zu finden, so hatten sie den mitgenommenen spärlichen Vorrat bereits am Vormittag verbraucht. Je näher sie nach Dawib-Urib kamen, desto bedenklicher sah die Gegend aus. Umsonst spähten sie nach grünen Halmen und frischem Blattwerk, dem Kennzeichen kürzlich gefallenen Regens. Als sie dann die Pütz erreichten, war sie ausgetrocknet, und erst nach etwa einstündigem Graben gelangten sie an ein wenig feuchten Sand. Da war nichts zu machen. Brot hatten sie keins, Wasser zum Abkochen gab's nicht und zum Trinken erst recht nicht. So gingen sie nach kurzer Rast weiter in der Hoffnung, im Gebirge, in den Vleys, Wasser zu finden. Kurz vor Mitternacht langten sie dort an. Aber auch die waren gänzlich ausgetrocknet. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als das vor Durst gänzlich ermattete Kind, dem bereits die Lippen aufsprangen und die Zunge braun und rissig wurde, zu beruhigen, so gut es ging, und hungrig, wegmüde und über alle Begriffe durstig schliefen sie endlich ein nach zwanzigstündigem Marsche.

Den nächsten Morgen machten sie sich wieder längst vor Sonnenaufgang auf den Weg und hofften, wenigstens am Abend nach Chorichas, der nächsten Wasserstelle, zu kommen. Solange sie noch durch den Schlaf gestärkt waren und die Kühle anhielt, ging es; aber mit der Sonne stieg der Durst und die Glieder brannten, so daß sie sich kaum weiter zu schleppen vermochten. Nur langsam kamen sie vorwärts. Der Hottentott war so schlapp, daß er das Kind nicht mehr tragen konnte, sondern es in seiner Verzweiflung zurücklassen wollte. Da erbarmte sich mein Mann seiner und band es sich in seinen Schlafdecken auf den Rücken. Es hing aber wie Blei an ihm und hinderte ihn sehr am Weiterkommen.

Den ganzen Tag gingen sie auf der Fläche vor Chorichas vorwärts; aber um die Mittagszeit, bis vier Uhr, mußten sie lange Rast machen, weil sie in der Hitze nicht mehr fähig waren, auch nur eine Meile weiter zu marschieren. Erst spät am Abend erreichten sie die Vorläufer des Gebirges, in dem Chorichas liegt. Nach dem Wasser



T. v. E. aufgen.

Freundschaft zwischen unserem Affen und den Hühnern.
Er liest einem Huhn das Ungeziefer ab.



T. v. E. aufgen.

Isaak mit seinen Unterbambusen.

Weg noch fort, instinktiv an den einen Wunsch sich anklammernd: Nur noch Kraft behalten bis zum Wasser, sonst sind wir alle verloren.

Schließlich, als die Sonne im Mittag stand, langten sie an der Pütz an. Mit einem Jubelruf, als würde ihnen das kostbarste, seltenste Geschenk, stürzten sie sich auf das ekle Loch mit dem trüben, schlammigen Wasser. Sie nahmen sich nicht Zeit, es zu schöpfen. Lang streckten sie sich nieder und schlürften es gierig. Aber der Magen versagte den Dienst. Themis trank dreimal und dreimal kam es wieder, und erst beim viertenmal behielt er die vorsichtig genossenen spärlichen Tropfen bei sich.

Sowie sie sich satt getrunken hatten, legten sie sich nieder, und tiefer traumloser Schlaf umfing sie. So fand sie eine Patrouille, die, von Franzfontein kommend, Befehl hatte, die Wasserstelle abzusuchen nach feindlichen Swartbois; denn es war gerade während des Swartboi-Orlogs. Sie nahmen sich meines Mannes an, und auf einem ihrer Reservepferde erreichte er wohlbehalten Franzfontein. Der Hottentott kam auch bald nach ihm dort an. Das Kind hat lange Zeit schwerkrank danieder gelegen. —

Dies Weihnachtsfest bleibt uns unvergeßlich. Ich möchte es keinem wünschen, es durchzumachen. Und doch, ging es unseren braven Truppen da unten anders? Wir trinken noch jetzt mit Genuß schönes klares Wasser, und wünschen uns oft, wenn wir sehen, wie nichtachtend in der Heimat mit dem kostbarsten aller Getränke umgegangen wird, aus tiefster Seele: Könnten wir doch den Tapferen da draußen allen nur ein Glas voll bringen, auf den Knieen würden sie es uns danken! —

Ein anderes Bild:

Unser Freund Ertmann befand sich einst mit seinem Bambusen auf der Jagd, als sie in ziemlicher Entfernung ein Geschöpf bemerkten, das in rasender Eile um einen Dornbusch herumlief. Zuerst konnten sie nicht erkennen, ob es ein Mensch oder ein Tier sei, bis sie beim Näherkommen einen Mann unterschieden, der mit schäumendem Munde ein Wutgeheul ausstieß und unausgesetzt mit dem Kopfe in den Dornbusch tauchte. Es war ein Engländer, der, vor Durstes-

qual von Sinnen, den Busch für einen Quell hielt, bald jauchzend darin untertauchte, bald wütend um sich schlug und brüllte, nichtachtend der Dornen und des warmen roten Blutes, das in Strömen aus Gesicht, Hals und Brust quoll. Ertmann wollte ihm helfen und ihm Wasser geben, er aber hielt ihn für einen Feind, der gekommen sei, ihn vom Quell fortzujagen, und wie ein gereiztes Tier setzte er sich mit Riesenkräften zur Wehr. In einem Augenblick der Ermattung gelang es, ihm, der wie leblos im Busch lag, einige Tropfen Wassers einzuflößen. Aber es war zu spät. Ein letztes Mal noch wandte er sich in verzweifeltem Kampfe gegen den vermeintlichen Feind, dann setzte das Schicksal seinen Leiden ein Ende. Sie brachten ihn nach dem nächstgelegenen Orte, wo er begraben wurde, dicht bei mehreren anderen, die gleich ihm den Tod durch Verdursten gefunden hatten.

Wie manchen unserer braven Krieger erreicht das gleiche Geschick. Elendiglich geht er zugrunde aus Mangel an Ortskenntnis. Wie viele fand man tot, verschmachtet, und vielleicht eine Viertelstunde davon gab's Wasser, aber sie wußten es nicht.

Von den Eingeborenen kommen verhältnismäßig wenig um durch Verdursten. Ich spreche natürlich von normalen Verhältnissen, wo sie sich nicht auf der Flucht vor dem Feinde in die ödesten, unwirtlichen Gegenden retten müssen. Gibt es für den Kaffern wirklich kein Wasser, so gräbt er nach saftigen Wurzeln und Pflanzen, die seinen Durst zu löschen vermögen. Diese kennen zu lernen und zu erfahren, wo man sie finden kann, ist für den Weißen unendlich schwer. Der Kaffer hütet sein Geheimnis. Er verschwindet plötzlich und erscheint dann wieder mit der bewußten Pflanze. Da heißt es für uns Deutsche, die Augen offen halten, aufpassen, beobachten. Der Soldat dort drüben hat viel zu lernen, wozu ihm keine Instruktion und kein Unteroffizier verhelfen kann. — —

Doch zurück zu unserer Reise!

Mit der zunehmenden Helligkeit erkannten wir die Büsche und Sträucher, die für die Namib charakteristisch sind. Den ersten Hackidorns wurde zugejubelt. Eigentümlich sahen kleine, goldgelbe

waren es noch Stunden, die sie gehen mußten. Der Hottentott warf sich verzweifelt auf die Erde und weigerte sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen ohne abermalige Rast. Matt und wimmernd hing das Kind auf Themis' Rücken. Da überlegte er, was tun. Die Nacht war finster; er selbst des Weges unkundig; den Hottentotten liegen lassen, verbot die Christenpflicht, an die man sich im entscheidenden Augenblick immer wieder erinnert. Der Durst war schier unerträglich, der Hunger quälend und die Mattigkeit übergroß. Er unterhandelte mit seinem Begleiter: „Wenn ich eine Wage hier hätte, und ich legte den Durst in die eine Schale und die Müdigkeit in die andere, ich frage Dich, welches wird die schwerere sein?" Da stöhnte er: „O Herr, gleich schwer sind die Schalen. Aber bedenke: Unser Körper verlangt die Ruhe, die können wir ihm gleich geben; er schreit nach Wasser — da müssen wir noch viele Stunden laufen, um es zu bekommen. So laß uns ruhen!" So blieben sie über Nacht am Rande des Gebirges, und was die Wirklichkeit versagte, das spendete ihnen ein gütiger Traumgott im Schlafe. Themis träumte so schön wie selten in seinem Leben: Er läge im frischen Waldesgrün an murmelnder Quelle. Und er brauche nur den Mund aufzumachen, dann könne er das köstlichste klare Wasser trinken; nur sich zu rühren, und das Wasser würde seinen brennenden Körper kühlen und ihm Erquickung bringen. Er sah sich am reichbesetzten Tische im Hause seines geliebten Vaters, und die Gläser klangen, und die Ananasbowle war unerschöpflich.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, da wachten sie auf. Und im Fieber schlugen die Glieder aneinander, die Füße bluteten, und die Sprache war nur mehr ein leises, heiseres Krächzen. Das Kind jammerte leise vor sich hin, und der Hottentott mußte mit Kolbenstößen vorwärts getrieben werden. Er warf sich ins Gras, umklammerte Themis' Kniee und bat ihn winselnd, er möge doch Mitleid mit ihm haben und ihn totschießen, um seine Qualen zu beenden. Und mein Mann schlich vorwärts mit dem zeitweise bewußtlosen und dann wieder tobenden Kinde. Seine Gedanken verließen ihn, rot schwamm es ihm vor den Augen, und rein mechanisch setzte er seinen

Weg noch fort, instinktiv an den einen Wunsch sich anklammernd: Nur noch Kraft behalten bis zum Wasser, sonst sind wir alle verloren.

Schließlich, als die Sonne im Mittag stand, langten sie an der Pütz an. Mit einem Jubelruf, als würde ihnen das kostbarste, seltenste Geschenk, stürzten sie sich auf das ekle Loch mit dem trüben, schlammigen Wasser. Sie nahmen sich nicht Zeit, es zu schöpfen. Lang streckten sie sich nieder und schlürften es gierig. Aber der Magen versagte den Dienst. Themis trank dreimal und dreimal kam es wieder, und erst beim viertenmal behielt er die vorsichtig genossenen spärlichen Tropfen bei sich.

Sowie sie sich satt getrunken hatten, legten sie sich nieder, und tiefer traumloser Schlaf umfing sie. So fand sie eine Patrouille, die, von Franzfontein kommend, Befehl hatte, die Wasserstelle abzusuchen nach feindlichen Swartbois; denn es war gerade während des Swartboi-Orlogs. Sie nahmen sich meines Mannes an, und auf einem ihrer Reservepferde erreichte er wohlbehalten Franzfontein. Der Hottentott kam auch bald nach ihm dort an. Das Kind hat lange Zeit schwerkrank danieder gelegen. —

Dies Weihnachtsfest bleibt uns unvergeßlich. Ich möchte es keinem wünschen, es durchzumachen. Und doch, ging es unseren braven Truppen da unten anders? Wir trinken noch jetzt mit Genuß schönes klares Wasser, und wünschen uns oft, wenn wir sehen, wie nichtachtend in der Heimat mit dem kostbarsten aller Getränke umgegangen wird, aus tiefster Seele: Könnten wir doch den Tapferen da draußen allen nur ein Glas voll bringen, auf den Knieen würden sie es uns danken! —

Ein anderes Bild:

Unser Freund Ertmann befand sich einst mit seinem Bambusen auf der Jagd, als sie in ziemlicher Entfernung ein Geschöpf bemerkten, das in rasender Eile um einen Dornbusch herumlief. Zuerst konnten sie nicht erkennen, ob es ein Mensch oder ein Tier sei, bis sie beim Näherkommen einen Mann unterschieden, der mit schäumendem Munde ein Wutgeheul ausstieß und unausgesetzt mit dem Kopfe in den Dornbusch tauchte. Es war ein Engländer, der, vor Durstes-

qual von Sinnen, den Busch für einen Quell hielt, bald jauchzend darin untertauchte, bald wütend um sich schlug und brüllte, nichtachtend der Dornen und des warmen roten Blutes, das in Strömen aus Gesicht, Hals und Brust quoll. Ertmann wollte ihm helfen und ihm Wasser geben, er aber hielt ihn für einen Feind, der gekommen sei, ihn vom Quell fortzujagen, und wie ein gereiztes Tier setzte er sich mit Riesenkräften zur Wehr. In einem Augenblick der Ermattung gelang es, ihm, der wie leblos im Busch lag, einige Tropfen Wassers einzuflößen. Aber es war zu spät. Ein letztes Mal noch wandte er sich in verzweifeltem Kampfe gegen den vermeintlichen Feind, dann setzte das Schicksal seinen Leiden ein Ende. Sie brachten ihn nach dem nächstgelegenen Orte, wo er begraben wurde, dicht bei mehreren anderen, die gleich ihm den Tod durch Verdursten gefunden hatten.

Wie manchen unserer braven Krieger erreicht das gleiche Geschick. Elendiglich geht er zugrunde aus Mangel an Ortskenntnis. Wie viele fand man tot, verschmachtet, und vielleicht eine Viertelstunde davon gab's Wasser, aber sie wußten es nicht.

Von den Eingeborenen kommen verhältnismäßig wenig um durch Verdursten. Ich spreche natürlich von normalen Verhältnissen, wo sie sich nicht auf der Flucht vor dem Feinde in die ödesten, unwirtlichen Gegenden retten müssen. Gibt es für den Kaffern wirklich kein Wasser, so gräbt er nach saftigen Wurzeln und Pflanzen, die seinen Durst zu löschen vermögen. Diese kennen zu lernen und zu erfahren, wo man sie finden kann, ist für den Weißen unendlich schwer. Der Kaffer hütet sein Geheimnis. Er verschwindet plötzlich und erscheint dann wieder mit der bewußten Pflanze. Da heißt es für uns Deutsche, die Augen offen halten, aufpassen, beobachten. Der Soldat dort drüben hat viel zu lernen, wozu ihm keine Instruktion und kein Unteroffizier verhelfen kann. — —

Doch zurück zu unserer Reise!

Mit der zunehmenden Helligkeit erkannten wir die Büsche und Sträucher, die für die Namib charakteristisch sind. Den ersten Hackidorns wurde zugejubelt. Eigentümlich sahen kleine, goldgelbe

Kürbisse aus, die sich streckenweise in großen Mengen fanden. Wie gelbe Kugeln, mit denen Kinder gespielt, und die sie nun achtlos hierhin und dorthin geworfen haben. Ihre Ranken trocknen schnell ab, und die Früchte allein bleiben noch liegen. Sie schmecken bitter und enthalten viel Flüssigkeit. Diese Pampunen sind die Rettung des Frachtfahrers und Ochsentreibers. Wenn gar kein Wasser zu finden ist, wenn es kein noch so mageres Hälmchen Gras gibt, dann werden sie von den verschmachtenden Tieren in höchster Not gefressen. Sie ersetzen Nahrung und Wasser zugleich und erhalten die Tiere so dem Leben. Außerdem sind sie eine Lieblingsnahrung der Straußen.

Dicht an der Trace sahen wir auf einmal einen schwarzen Gegenstand gespenstisch unbeweglich, eisenstarrend. Es war der Troostsche Dampfkraftwagen, der vor Jahren hier einstmals stecken blieb und sich weder vor- noch rückwärts bringen läßt. So wie heute steht er schon seit langer Zeit, allen Bemühungen gewaltigen passiven Widerstand entgegensetzend. So wird er stehen, bis der Rost ihn zerfressen und der Dünensand ihn verweht hat.

Mühsam schnaufte das Bähnchen (es hat nur 60 cm Spurweite) vorwärts, an der großen, schwarzen Klippe vorbei, die die Grenze zwischen dem deutschen Gebiet und der englischen Walfischbay bildet.

Dann plötzlich lag eine steile, dunkle Gebirgsmasse vor uns: das Hanoas-Gebirge. Unter vielem Gestöhn wand sich die Maschine hindurch, und gerade, als wir auf der Höhe angekommen waren, stieg strahlend der Sonnenball empor. Mit einem Schlage war es hell und warm.

Um die Mittagszeit passierten wir das Khan-Gebirge, ganz kahl, aber malerisch durch die grotesken Formen der Felsen. Hier befindet sich das Gleise im Bette des Khan-Riviers. Zur Regenzeit, wenn der Fluß stark angeschwollen ist, soll es oft vorkommen, daß er ganze Strecken weit die überfluteten Schienen aufreißt und fortschwemmt und somit den Verkehr nach dem Innern auf Tage und Wochen hemmt. Bei dem Otavi-Bahnbau war viel davon die Rede, ob es angebracht sei, die beiden Tracen nebeneinander laufen zu lassen oder nicht. Schließlich aber entschloß man sich, soviel ich weiß, sie um das

Khan-Gebirge herumzulegen. Wenngleich die Anlage kostspieliger wurde, so entgingen dadurch doch die Gleise der Gefahr des Hinweggespültwerdens durch den abkommenden Fluß.

In Jakalswater, das wir gegen 2 Uhr erreichten, gab's die ersehnte Mittagspause und ein leidlich gutes, telegraphisch vorher bestelltes Essen.

Das Reisen hatte allmählich aufgehört, ein Genuß zu sein. Glühend heiß, staubig, daß die Augen brannten, durstig, ohne Erquickung erlangen zu können, die Maschine sehr geräuschvoll klappernd, und dabei hin und her gerüttelt, daß man Gefahr lief, irgend jemand anderem auf den Schoß zu fallen, so ging's stundenlang vorwärts.

Die ganze Gegend, die wir durcheilten, erinnerte an ein Hochgebirge mit Schluchten, Felsen, Klüften, die eines Menschen Fuß kaum zu betreten wagt. Im Vorbeifahren sahen wir eine Herde Straußen, Springböcke, auf einem Felsen eine Pavianfamilie. Dann plötzlich mit purpurnem Schimmer senkte sich die afrikanische Nacht hernieder. In lichtem Glanze flimmerten die Sterne und schienen viel näher und viel größer zu sein als in der Heimat.

Kurz nach 9 Uhr hielten wir in Karibib, der Endstation unserer Reise. Wir waren froh, den ermüdenden Reisetag hinter uns zu haben. Hungrig, durstig, über alle Begriffe staubig, wie gerädert, mit dröhnendem Kopfe war ich froh, als ich in dem schmalen Bett im Hotel Kahl mein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte.

9. Karibib.

Karibib ist der bedeutendste Ort auf der Strecke Swakopmund—Windhuk. Auch dieser Platz ist sehr schnell entstanden. Noch im Jahre 1899 war der Grund und Boden der heutigen Stadt gänzlich Wildnis. Versteckt unter Kameldornbäumen stand nur ein einziges Farmhaus, das Eigentum des ehemaligen Missionshandwerkers Hälbich war und von dessen Sohn bewohnt wurde. Zu dieser Farm gehört meilenweit die Umgegend von Karibib.

Dies ungeheure Gebiet hatte der alte Hälbich seinerzeit spottbillig von den Hereros gekauft. Die Leute waren nämlich diesem Hälbich stark verschuldet, und statt baren Geldes bezahlte der Hererokapitän Zacharias von Otjimbingue seine und der schwarzen Brüder Schulden mit der großen Fläche Landes.

Es war Ende des Jahres 1899, als mein Mann sich gerade bei einem großen Burentreck von vierzehn Wagen befand. Sie kamen aus dem Norden des Landes, von Grootfontein, und hatten eine beschwerliche Reise von über vier Wochen hinter sich. Die zahlreichen Wildherden auf der Fläche von Karibib veranlaßten sie, ihr Lager für zehn Tage bei einem Vleywasser aufzuschlagen und sich der Jagd zu widmen, zumal nach von Kaffern überbrachten Nachrichten der Dampfer, der Fracht bringen sollte, noch nicht in Swakopmund eingetroffen war.

Solch Jagdlager, ich habe es später mehrmals mitgemacht, ist höchst interessant. In dem damaligen Lager befanden sich gegen 20 Weiße, meist Buren, mit einem Troß von ungefähr 50 Kaffern aller Stämme (Hottentotten, Bergdamaras, Hereros). Außerdem hatten sie 5 Pferde, 6 Hunde und ungefähr 275 Zugochsen bei sich.

Früh, noch vor Sonnenaufgang, stehen die Jäger auf. Einige Eingeborene und zwei bis drei ältere Buren bleiben im Lager zurück, um auf das Vieh aufzupassen und auch sonst nach dem Rechten zu sehen. Rüstig geht's in die Wildnis hinaus. Noch schläft die Natur. Nur ab und zu hört man im Gebüsch der schmalen Flußläufe einen Spottvogel, der verschlafen sein hämisches „Narr! Narr!" erklingen läßt.

Schnellen, aber leisen Schrittes wird das Dickicht durcheilt. Klippige und zerklüftete Gebirgszüge mußten überschritten werden, und schließlich ward die Fläche erreicht, wo das Wild steht. Bis an den Horizont hin kann man die verschiedenen Rudel zählen. Ein möglichst großes Gebiet wird umstellt. Man verteilt sich nach verschiedenen Richtungen hin und versucht, möglichst zwei Rudel in den Kreis zu bekommen.

Die Springböcke, die vielleicht von einer Seite her Wind bekommen haben, setzen sich nach einer anderen Seite hin in Galopp und werden von dort sofort mit Schüssen empfangen. Einige Tiere fallen, und entsetzt springt das Rudel um und flieht nach einer anderen Richtung.

Doch jede Bewegung der Tiere wird aus der Ferne von den Jägern genau beobachtet, und im Nu ist ihnen wieder der Weg verlegt. Schüsse krachen, und zu Tode getroffen brechen abermals einige Tiere zusammen. Bei diesem zweiten Feuer wird das Rudel gewöhnlich zersprengt, und die Antilopen durchbrechen in panikartiger Flucht die Linie der Jäger.

Diese Art Jagd kann natürlich nur auf der Savanne, also auf einer Fläche ausgeführt werden, wo man immensen Raum und genügend Schützen hat.

Mein Mann sowohl wie ich sind große Gegner von dergleichen Massenmorden. Waidgerechte Jagden sind schöner und menschenwürdiger. Wenn es sich aber darum handelt, Nahrung zu beschaffen für so und so viele Leute, wenn anderer Proviant vollständig aufgezehrt und nicht zu beschaffen ist, da muß man dann, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", diese Art Jagd gutheißen.

Das Fleisch der erlegten Tiere wird zum Teil in Streifen geschnitten, gesalzen, und in den Ästen der Lagerbäume getrocknet. Dieses so gedörrte Fleisch hält sich monatelang und heißt „Bülltong".

Bülltong spielte auch in unserem Farmerleben eine große Rolle. In erster Linie braucht man es als Nahrung für die Leute, denen eine Handvoll Trockenfleisch eine angenehme Zuspeise zur täglichen Ration an Mehl oder Reis ist. Außerdem kann man aber auch Bülltong für sich in mannigfaltiger Art zubereiten und genießen. Die trockenen Fleischstreifen werden z. B. zwischen Steinen zerrieben, mit Reis gemischt, unter Zusatz von Cayennepfeffer oder Currie (Fleischpudding), oder man verwendet es zu Suppen, mit Gemüse und Kürbiswürfelchen (statt der Kartoffeln) verkocht. Auch schmecken Fleischklöße, aus diesem Fleischpulver bereitet, recht gut, vorausgesetzt natürlich, daß man nichts Besseres hat.

Als nun feststand, daß die Bahn über Karibib gehen sollte, kauften einige spekulative Köpfe dem alten Hälbich dort Baustellen ab. Hotels, Kneipen, Kaufläden, sogar eine Weißbierbrauerei, schossen wie Pilze aus dem Boden, ein Bezirksamt, Beamtenhäuser, ein Bahnhof mit elektrischem Licht, ein der Neuzeit entsprechend eingerichtetes Lazarett wurden gebaut, und dort, wo sich einst die flüchtige Antilope und der Strauß tummelten, pfeift jetzt die Lokomotive, und ein reges Geschäfts- und Handwerksleben hat Platz gewonnen. Das Wild hat sich zurückgezogen in Gegenden, die noch nicht von der Kultur beleckt sind, und mit ihm die Poesie der damaligen Zeit.

Karibib hat auch sonst noch Bedeutung. Von dort aus geht eine große Verkehrsstraße (Pad) nach Norden über Omaruru nach Outjo und weiter nach den Otavi-Minen und Grootfontein. Dies war mit ein Grund des schnellen Aufblühens von Karibib, denn aller Handel und Frachtverkehr von und nach dem Norden der Kolonie nimmt von hier seinen Ausgangspunkt.

Wenn ich hier von südwestafrikanischen Verkehrsstraßen rede, so darf man sich nicht deutsche Chausseen vorstellen. Es handelt sich lediglich um einfache, oft nur mit großer Gefahr passierbare Pfade, die entweder das Wild, namentlich Zebras, getreten hat, und die nun der menschliche Fuß benutzt, oder sie sind dadurch entstanden, daß jahrelang hindurch der Treiber des einen Ochsenwagens sich bemüht, in den Spuren zu fahren, die sein Vorgänger hinterlassen hat, mit bewundernswertem Optimismus denkend: Wo der durchgekommen ist, komme ich auch durch!

Am nächsten Morgen besah ich mir Karibib näher. Hübsch zusammengepfercht liegen die Häuserchen, so daß einer den anderen recht gut beobachten kann. Dort blüht der Klatsch! Auch trank man reichlich, und der Lärm, der des Nachts den Platz erfüllte, hätte wahrscheinlich im Westen Berlins nicht gemacht werden dürfen. Der gegenseitige Wettbewerb der Hotels und Stores übt die Wirkung, daß der unerfahrene Neuling hier manches Lehrgeld zahlen muß. Auch fielen mir manche recht zweifelhaft aussehende Existenzen auf.

Da traf man die sogenannten Prospektors, von denen viele durch ihr schlechtes Äußere, ihre rötlich glänzenden Nasen und gedunsenen

Gesichter einen verkommenen Eindruck machen. In ein schmutziges, buntes Taschentuch eingeknotet, haben sie irgend einen wertlosen Stein. Und nun wird auf einen Dummen gefahndet. Haben sie glücklich einen gefunden, und das geschieht sehr oft, denn auch drüben gibt's viele von der Kategorie derer, „die nicht alle werden", so wird er ins Vertrauen gezogen. Natürlich radebrechen sie Englisch: „See this stone. Excellent stone. Nobody knows the place but me. I only want to enter into companionship with some one, who has just a little bit of money. Tell you, an enormous business at hand etc. etc."

Ist der Betreffende dumm oder unternehmungslustig genug, so läßt er sich überreden, geht mit dem Kerl mit und wird elendiglich gerupft. Wir lernten solch armen, dummen Teufel kennen, dem der Prospektor noch die zynische Lehre mit auf den Weg gab: „Du hast jetzt gesehen, wie man's hier macht, um mühelos zu Gelde zu kommen. So gehe hin, und tue desgleichen."

Diese Prospektors suchen auch Farmen heim, wo sie dasselbe Manöver machen und sich einführen mit der Bitte, auf dem Grund und Boden des betreffenden Farmers Untersuchungen anstellen zu dürfen, natürlich unentgeltlich. Fällt man darauf herein und erlaubt es, so liegen sie oft monatelang bei einem herum und futtern sich durch. Ab und zu verschwinden sie mit wichtigem Gesicht und kommen mit noch wichtigerer Miene wieder. Fragt man, wo sie gewesen seien, so antworten sie höchst geheimnisvoll: „I have been out prospecting." In Wahrheit aber lagen sie hinter irgend einem Busch und schliefen den Schlaf des braven Mannes.

Noch eine höchst interessante Klasse von Leuten gibt es, deren Eigenart es ist, einen des Abends spät mit mystischen Bestellungen herausrufen zu lassen. Erscheint man, dann heißt es: „Ich habe gehört, Sie wollen Proviant kaufen. Ich kann Ihnen denselben billig verschaffen gegen kleines Entgelt (dasselbe natürlich pränumerando zu bezahlen). Kommen Sie morgen in aller Frühe da und da hin." Tut man's, so ist man sein Geld los, und entweder wartet man am nächsten Tage überhaupt vergebens, oder man bekommt Ware, die

gestohlen oder an irgend einer Proviantkammer „gespart“ ist. Unfreiwillig wird man zuerst der Hehler. Man mag nicht denunzieren, fürchtet das Gerede oder auch die Rache dieser Leute. Und damit rechnen sie. Sie haben einen in Händen und pressen aus einem heraus, was eben möglich ist.

Der eine Geschäftsinhaber wollte uns monatlich sechs Prozent aufschlagen, falls wir nicht alles gleich bar bezahlten, denn er witterte Geld bei uns. Folglich mußte gerupft werden. Ein anderer hätte uns für sein Leben gern einen alten, aufgefrischten Ochsenwagen für 2400 Mark verkauft, und der dritte wollte gern seine alten Ochsen bei uns los werden. Da wir aber sehr auf der Hut waren, kamen wir bei unseren Einkäufen im großen und ganzen ohne Schaden davon.

Wir kauften bei Redecker, dem Wagenbauer, eine Karre zu 1100 Mark mit allem Zubehör nebst Treckgut für vierzehn Ochsen. Zubehör waren die beiden Wasserfässer, die Vorkiste, Handwerkszeug, einschließlich Beil und Eimer, und die Kattel, eine Art primitiver Matratze, Holzrahmen mit kreuzweis geflochtenen Ochsenriemen bespannt, auf der es sich ganz gut ruhen ließ. Unter Treckgut versteht man die Kette, an der die Ochsen angespannt sind, die Joche, Jochscheite, Riemen und Stroppen, die man zum Anspannen braucht, nebst Peitsche, Swip genannt. Ferner erstanden wir genügend Lebensmittel für einige Monate, einige Tauschwaren für die Eingeborenen und Feld- und Küchengerät.

Der geschäftliche Teil war bald erledigt. Wir hatten aber noch unfreiwilligen, längeren Aufenthalt, weil unsere Koffer irrtümlicherweise nach Capenoussëu weiter gegangen waren und es Schwierigkeiten machte, sie schnell zurückzuerhalten. Nach mehrtägigem Warten gelangten wir glücklich wieder in ihren Besitz, ohne daß sie den geringsten Schaden genommen hatten.

Endlich konnten wir an die Abreise denken. Hochbepackt war die Karre. An Riemen hingen die Kochtöpfe mit den Dreifüßen und der Wasser- und Kaffeekessel. Hinten drauf standen, wohlgefüllt, die Wasserfässer. Zu beiden Seiten der Karre hingen die Wassersäcke aus wasserdichtem Segeltuch. Dicht an der Vorkiste steckte das Gewehr. In der Vorkiste gab's Emaillebecher, Schüsseln und Teller, Zinnlöffel

und greuliche Stahlbestecks. Zur dicken Rolle gewickelt, lagen unsere Decken oben auf.

Noch eine letzte Schwierigkeit war zu überwinden. Wir mußten Eingeborene zum Treiben der Karre, Bewachen der Ochsen und einen Diener für uns zur persönlichen Aufwartung anwerben. Dies war in Karibib recht schwierig. Die meisten dort lebenden Kaffern gehören als Arbeiter zur Bahn und der Regierung oder stehen bei den Hotels, Kaufhäusern und Handwerkern in Dienst. Schließlich gelang es meinem Manne, nach langem Verhandeln drei solcher Kerle leihweise von einem Bekannten zu erhalten. Nur mußte er versprechen, sie sobald als möglich wieder zurückzuschicken.

Und nun ging's los! Auf der Vorkiste thronten mein Mann und ich. Vorn auf dem Reissack, der auf die Deichsel gebunden war, saß der Ochsenwächter, dessen Amt es war, auf die Ochsen während der Nacht aufzupassen. Nebenher ging Matheus, der Treiber, ein Swartboi-Hottentott. Bespannt war die Karre mit vierzehn Ochsen, die alle ihre Namen hatten und darauf hörten, wenn sie angerufen wurden.

Es ist gar nicht so leicht, einem Ochsen seinen Namen beizubringen. Noch als junges Kalb wird er an einen Baum gebunden, dann bekommt er mit der Peitsche einen Schlag, und man ruft seinen Namen. So tut man es ungefähr eine halbe Stunde lang. Den nächsten Tag wiederholt man es, und so geht es einige Wochen lang. Dann wird der Ochse mit den bereits eingelernten Treckochsen eingespannt, und wieder schlägt man ihn, indem man ihn ruft. Allmählich lernt er auf diese Weise, daß, sobald der Ruf, der seinen Namen bedeutet, ertönt, auch ein Schlag folgt. Instinktiv sucht er dem Schlage zu entgehen, indem er anzieht. Und bald hat er auch erfaßt, daß, wenn er zieht, der Schlag nicht fällt. Bei gut eingefahrenen Ochsen hilft der alleinige Anruf. Natürlich muß aber der Treiber, der die Ochsen einfährt, Geduld haben. Vor allen Dingen dürfen sie nicht verprügelt werden, sonst werden sie abgestumpft gegen die Schläge und reagieren absolut nicht auf die Peitsche.

Wir hatten in späterer Zeit ein tadelloses Gespann, das beim geringsten Zuruf gehorchte. Kaum, daß die Swip angewendet werden mußte.

Die Namen der Ochsen sind meist dem Holländischen entlehnt; so hießen einige der unseren: Dunker (der Dunkle), Bloemveldt, Swarter, Whitsand, Twelführ usw.

Vor den Ochsen ging Michael, der Tauleiter, der den Ochsen die Pad zeigen mußte. Haben sich die Ochsen erst aneinander gewöhnt, so halten sie den Weg inne auch ohne Führer, und nur bei ganz gefährlichen Stellen wird dann das Tau erfaßt.

Unter „Tau" versteht man die zwei Riemen, die den beiden Vorderochsen um die Hörner geschlungen sind. Sie werden zusammengeknotet und ergeben auf diese Weise eine Art Zügel. Der Tauleiter erfaßt ihn und geht vor den Ochsen her, die Hände mit dem Riemen auf dem Rücken.

So also sah unsere Karre aus, als sie sich Donnerstag, den 12. Juni, unter dem Abschiedswinken der Bekannten in Bewegung setzte. Wir waren nur zu froh, Karibib den Rücken kehren zu können. Das ewige Auf-der-Hut-sein, Sich-vorsehen-müssen, hatte unsere Nerven angegriffen. Außerdem sorgten wir uns, ob wir's wohl richtig angefangen hätten, ob es so, wie wir alles unternahmen, das Praktischste, Billigste sei. Nun lag alles hinter uns. Das Geschehene war nicht ungetan zu machen, deshalb Zähne zusammenbeißen und fest in die Zukunft blicken. Zwar hatten wir die Pad vor uns mit ihren Anstrengungen, den kalten Nächten und Dursttouren, doch dies waren alles nur körperliche Unannehmlichkeiten. Wir waren guten Mutes und sahen sehnsüchtig in die schwimmende Ferne, aus der blau und dunstig, wie mit feinen Schleiern verhüllt, die Höhen des herrlichen Erongo-Gebirges emporragten, an dessen Fuße wir entlang ziehen mußten.

10. Auf der Ochsenkarre von Karibib nach Okombahe.

Das Ziel unserer ersten Reise sollte Okombahe am Omaruru-Fluß sein, meines Mannes Lieblingsaufenthalt aus früherer Zeit, wo er auch noch ein winziges Häuschen und einigen Grundbesitz hatte. Dort beabsichtigten wir, uns dauernd niederzulassen und Farmerei zu betreiben.

Anfangs wand sich die Pad die Ebene entlang und war ausgezeichnet. Zu Seiten des Weges standen Dornbüsche aller Art, mit langen grünen, grauen und weißen Dornen. Oft mußte man sich weit zurückbiegen, um nicht daran hängen zu bleiben. Blau und zitternd klar war die Luft. Das Erongo-Gebirge blieb uns immer gleich weit entfernt in seinem dunstigen Schimmer.

Um 3 Uhr nachmittags ward zuerst ausgespannt, als wir gutes, wenngleich trockenes Gras fanden. In der Umgegend von Karibib gibt es keins, weil es sehr bald weggeweidet ist. Entweder die Tiere müssen hungern, oder man muß sehr schlechtes für teures Geld kaufen. Mich berührte es ganz wunderbar, dies trockene Gras zu sehen. Unwillkürlich denkt man, wenn man soeben aus Deutschland kommt, noch an unsere saftig grünen Wiesen, und da will es einem gar nicht in den Sinn, daß es auch Gras gibt, das, dem trockensten Heu vergleichbar, in spärlichen Büscheln auf sandiger Fläche wächst, gelb, saftlos, und dennoch die geschätzte Nahrung unserer Zugtiere drüben, seien es Ochsen oder Pferde, bildet. Denn für letztere, ich meine damit die einheimischen, nicht die importierten, ist die kärgliche Ration Hafer nicht zu rechnen.

Es wurde bald wieder eingespannt, denn wir wollten am Abend Ongoati, die nächste Wasserstelle, noch erreichen. Die Gegend veränderte sich wenig. Es war fast immer dasselbe reizvolle Bild, das sich den Augen des Beschauers darbot, das echt afrikanische Veldt.

Wir treckten bis kurz nach Sonnenuntergang und kamen nach Ongoati. Dort wohnt ein alter Engländer in einem winzigen Steinhaus. Diese Art Häuser trifft man öfters. Die Mauern sind aus aufeinandergelegten Feldsteinen, ohne jegliches Bindemittel, aufgeführt. Das Dach wird meist durch Baumstämmchen und große Äste hergestellt, die durch dünne Büsche und Strauchwerk miteinander verflochten und dann mit Lehm beworfen werden. Über das hier erwähnte Haus war einfach ein altes Segeltuch von einer Wagenplane oder einem Zelt an Stelle eines Daches gelegt.

Ein halbes Dutzend nackter Kinder balgte sich vor der Tür. Der alte Herr, ein Sonderling, schickte uns durch ein lächerlich zusammengetrocknetes Hottentottenweiblein einen Becher Ziegenmilch als Willkommensgruß, verbat sich aber unseren Besuch.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Ein wundervoller Mond ergoß seine Strahlen über die Dawib-Bäume mit ihren langen, zitternden, feinen Blättern. Unter einem solchen hatten wir ausgespannt. Mein Mann tränkte mit dem Treiber die Ochsen. Der Wächter bekam seine Befehle für die Nacht und zog mit seinen Decken los. Michael, der Tauleiter, hatte einen großen Haufen dürres Holz zusammengetragen und bald ein hochaufprasselndes Feuer angemacht. Etwas Malerischeres läßt sich kaum denken. Die wunderbare Nacht mit dem flimmernden Mondschein und den Myriaden Sternen, die großen, gespenstischen Bäume mit den lang herabhängenden, im Nachtwind sich hin und her wiegenden Ästen. Dann wieder die leuchtend rote Glut des Feuers und die auf und ab tanzenden Flammen. Ich war bezaubert von dem Anblick, so schön war er. Ich habe in den folgenden Jahren unzählige Abende und Nächte am Lagerfeuer verbracht, und stets übten sie auf mich denselben geheimnisvollen Reiz aus. Ich sehne die Zeiten herbei, wo es mir einstmals wieder vergönnt sein wird, den Mond durch die Hackidorns scheinen zu sehen oder über die Savanne zu reiten, wenn der Kameldorn blüht.

Es wurden zwei Töpfe ans Feuer gerückt. Einer für die Leute, die ihre Abendmahlzeit kochten, bestehend aus Mehlbrei mit Salz, und einer für uns, gleichfalls Mehlpapp mit etwas amerikanischem Schweineschmalz. Dazu gab's Brot und Tee aus Blechbechern, an die ich mich langsam gewöhnen mußte.

Die Nacht war bitterkalt, was man nach der Hitze des Tages doppelt unangenehm empfand. Dann wurde das Lager für die Nacht zurechtgemacht. Auf die Seite, gegen die Windrichtung, kamen zwei Säcke, um den kalten Wind abzufangen. Ein Segeltuch schützte gegen Ameisen, Skorpione und Dornen. Darüber kamen unsere unzähligen Decken und Kissen, die wir redlich teilten. Wir legten uns, die Füße dem Feuer zugekehrt.

Auf der anderen Seite des Feuers schliefen die beiden Kerle so dicht an der Glut, daß dem einen während der Nacht die Decken ansengten.

Ich lag wach und ließ den ganzen Zauber einer afrikanischen Nacht auf mich wirken. Das Mondlicht stahl sich durch die Zweige. Das Feuer prasselte und knisterte. War es herabgebrannt, dann erhob sich eine malerisch in lichte Felle gekleidete Gestalt, um es von frischem anzufachen. Tiefe Stille herrschte, und doch schien die Nacht lebendig mit ihren tausend Stimmen. Der Nachtwind rauschte so eigen in den Bäumen, die kleinen Hälmchen und Gräser ringsumher nickten und wehten. Ein Spottvogel schrie sein „Narr! Narr!", Eulen und anderes Nachtgevögel flatterte auf, und ganz aus der Ferne erklang das Bellen der Schakale. Ich konnte und konnte keinen Schlaf finden, das alles war so neu, so eigenartig. Endlich tat mir der Mond den Gefallen, herumzurücken, und da vergaß ich Afrika und alles um mich her und schlief sanft und süß bis in den Morgen hinein. Da weckte mich mein Mann. Golden flutete das Sonnenlicht über die Spitzen der Felsen, aber so kalt war's, daß er ganz blau gefroren war und auch die Kerle vor Kälte zitterten.

Die Karre war bis auf die Decken schon wieder fertig bepackt, die Ochsen frisch getränkt, und für mich stand ein großer Becher gewärmter Ziegenmilch bereit, die das alte Weiblein wiederum gebracht.

Toilette machen gab's nicht, und fort ging's, ins Erongo hinein. Der Weg war steil und sandig. Tief mahlten die Räder in den Sand. Mit weit nach unten gebeugten Hälsen zogen die Ochsen mühsam vorwärts, immer von frischem sich wieder anstrengend durch die Zurufe des Treibers.

Bis die große Hitze kam, gingen wir zu Fuß nebenher. So in den frischen Morgen hinein zu wandern, ist auch gar nicht anstrengend. Ich hatte auch bald überwunden, daß ich ungewaschen war, und besah mir meine Hände nicht mehr, die in den Riefen ganz allmählich eine tief schwärzliche Färbung angenommen hatten. Die Luft war unglaublich trocken, so trocken, daß uns Lippen, Gesichter und Hände aufsprangen wie zu Hause bei scharfer Luft im Winter, wenn man sich nicht gut abtrocknet.

Der Hottentott hatte Augen wie ein Luchs. Bald zeigte er uns Springbockspuren, bald die vom Steinbock und Kudu. Auf einmal,

ehe ich mich's versah, hatte ich die lange Peitsche im Arm, die er mir ohne weiteres und in höchster Eile übergab, er selbst riß sein Gewehr aus der Karre, und schon setzte er in langen Sprüngen übers Feld. Gleich darauf fiel ein Schuß, und er brachte mir triumphierend zwei Perlhühner. Wir freuten uns sehr, denn nun gab's Fleisch für den Mittag.

Die Perlhühner sind so groß wie Fasanen und haben ganz entzückende Federn. Sie wurden an den Wagen gehängt und weiter ging's bis zur Mittagsrast. Da zeigte sich ein Steinbock zwischen den Klippen. Wieder war der Treiber hinter ihm her, aber das Tierchen war doch noch flinker und entkam. Nach dem Ausspannen mußte Michael, der Tauleiter, die Hühner rupfen. Das ging sehr schnell. Ihnen wurde das Fell abgezogen, im Umsehen waren sie ausgenommen und schmorten auch schon. Aber trotz langen Bratens waren sie zäh wie Schuhleder und blieben es. Es kam wohl daher, daß sie frisch geschossen waren. Wir quälten uns mit ihnen; ein jeder behauptete, sie schmeckten tadellos. Schließlich lachten wir uns gegenseitig an, und im Bogen flogen die zähen Überreste dem Treiber vor die Füße. Der hob sie grinsend auf und verzehrte sie mit Genuß. Als er nichts mehr abbekam, schenkte er sie weiter an Michael, dem sie gleichfalls noch vorzüglich zu schmecken schienen. Reis hatten wir auch dazu gekocht, ungewaschen, im unausgescheuerten, neuen eisernen Topf. Goldgelb sah er nachher aus und schmeckte stark eisenhaltig.

Leider hatten wir vergessen, in Karibib eine Kaffeemühle zu kaufen. Zwar mahlten ihn die Leute zwischen zwei flachen Steinen, doch es hatte seine Schwierigkeiten. Deshalb gab's Tee. Der knirschte aber zwischen den Zähnen und zog Fäden, weil das Wasser stagnierte, aber er war zu trinken.

Wir reisten weiter und befanden uns bald mitten im Erongo. Auf den Klippen der Felsen trieben die munteren Klippdächse ihr Spiel. Sie sind den Murmeltieren verwandt. Ihr Fleisch wird von manchen als Leckerbissen gegessen.

Wir passierten gerade eine Schlucht, die durch ihre märchenhafte Schönheit wohl einen Böcklin hätte begeistern können. Plötzlich



T. v. E. aufgen.

Unsere Bambusen bei der Morgentoilette im Omarurufluß.



An den Ufern des Okavango.

standen sämtliche Ochsen still im Joch, und weder Zureden noch Peitschenhiebe vermochten sie von der Stelle zu bringen. Dies geschah in der Nähe eines dichten Gebüsches. Auf einmal jedoch schienen sie sich zu besinnen und rannten in panikartiger Flucht davon. Nur mit Mühe gelang es mir, mich auf der Vorkiste festzuhalten. Die rasenden Ochsen schleiften das Gefährt über Felsen und Steingeröll und durch die Dornbüsche. Sekundenlang dachte ich, die Karre würde umfallen, dann überlegte ich die Chancen des Abspringens, und dann wieder hielt ich es für vorteilhafter, so fest wie möglich sitzen zu bleiben, komme, was da wolle. Mit großer Anstrengung hielten mein Mann und der Treiber mit der Karriere der Ochsen Schritt. Schließlich kamen die Tiere jedoch zum Stehen, da die Karre wie eingekeilt zwischen zwei Bäumen steckte. Meine Kleidung hatte bei der beschleunigten Fahrt durch die Dornen stark gelitten, Gesicht und Hände waren arg geritzt, aber ich saß doch noch. Die Deichsel war allerdings halb gebrochen und mußte später durch Schrauben wieder in Ordnung gebracht werden. Ein Joch war zertrümmert, das Treckgut arg beschädigt. Ein Ochse hatte sich im Geschirr verfangen, und da er von den anderen Tieren mitgeschleift wurde, wäre er bei der wilden Hetzjagd beinahe ums Leben gekommen. Das arme Tier war dermaßen erschlafft, daß es mit seinem Partner sofort ausgespannt werden mußte. Den folgenden Tag noch ließen wir beide frei hinter der Karre herlaufen, damit sie sich erholen konnten.

Als alles nun wieder in Ordnung gebracht war, interessierte es uns, zu wissen, was wohl der Grund zu dieser plötzlichen Flucht der Ochsen gewesen sein konnte. Themis und der Treiber gingen bis an den Busch zurück, an dem die Tiere zuerst nicht vorbei gewollt hatten. Ganz in seiner Nähe entdeckten sie plötzlich frische Leopardenspuren. Sie liefen auf denselben entlang und siehe da, die Spur endete in dem schon erwähnten Gebüsch. Die Dunkelheit war schnell hereingebrochen, und da sie kein Büchsenlicht mehr hatten, wollten sie umkehren. Noch als sie sich beredeten, stieß plötzlich der Hottentott einen Schrei aus, und zwischen ihnen hindurch sprang ein gewaltiger Leopard. Im Rachen trug er irgend ein kleines Tier. Augenschein-

lich war er beim leckeren Abendmahl gestört worden. Instinktiv riß mein Mann das Gewehr hoch, schoß und fehlte leider bei der Dunkelheit der Nacht. Die einzige Wirkung des Schusses war ein gewaltiges Echo in den Bergen. Dann war alles wieder still, und über der Natur lag der rätselhafte Zauber der Wildnis.

Sie gingen zur Karre zurück. Dort hatte ich mittlerweile ausspannen lassen und einen der Boys beordert, die Tiere in der Nähe des Lagers zu hüten. Der andere Kaffer machte Feuer, und dampfender Kaffee empfing die beiden. Natürlich waren sie höchst aufgeregt, der Hottentott dehnte und reckte sich und meinte schließlich mit blitzenden Augen: „Der Leopard ist ganz in der Nähe, ich fühle es daran, daß es mir eiskalt den Rücken herunterläuft. So fühle ich jedesmal, wenn ein Raubtier in der Nähe ist.“

Die Nacht war kalt. Unser kärgliches Mahl bestand in Kaffee, Käse und Brot. Wir warteten nur das Aufgehen des Mondes ab, um wieder einzuspannen, da wir noch in derselben Nacht Ameib, ein im Erongo gelegenes Hererodorf, erreichen mußten, um die armen durstigen Ochsen tränken zu können.

Ameib (= das grüne Gesicht) lag sehr friedlich da. Ich sah zum ersten Male die Hereropontoks, sie glichen großen, grauen Maulwurfshaufen. In den Verhaus, aus Dornbusch hergestellten Krals, stand schönes Vieh, und am Wasser waren Gärten angelegt, mit Melonen, Kürbis und Weizen bestanden. Eine zerfallene Missionsstation zeugte von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Die Hereros waren zum Teil noch wach, als wir ankamen, und namentlich ich wurde mit großer Neugier begrüßt, weil seit langer Zeit keine weiße Frau mehr bei ihnen eingekehrt war. Ihr Kapitän Theophilus schickte mir einen niedrigen Stuhl zum Sitzen, und seine Frau Marie brachte große Mengen gegorener Milch, Omeire, herbei. Wir erwiderten die Gaben durch Tabak und Zucker. Darauf kamen auch die anderen und brachten ihre Geschenke: Milch von Kuh, Schaf und Ziege. Wir nahmen sie natürlich alle an, trotzdem es viel zu viel war, und gaben reichlich Gegengeschenke.

Ich war sehr müde und angegriffen infolge des anstrengenden Tages und daher herzlich froh, als mein Mann mir ein Lager unter

der Karre bereitete. Dort war es geschützter als unter einem Baum. Es herrschte empfindliche Kälte, ein dicker, feuchter Nebel lagerte auf der Erde, und ich fror sehr. Es war noch im Monat Juni, und bekanntlich bilden Juni, Juli und August bei uns in Südwest die kälteste Jahreszeit.

Mein Mann saß noch lange am Feuer und unterhielt sich mit dem Häuptling des Platzes und einigen anderen Hereros. Da sie ihn von früher her kannten, so fragten sie ihn aus über seinen Aufenthalt in Deutschland und Schottland. Er erzählte ihnen alles Mögliche, und über vieles sprachen sie laut ihre Verwunderung aus. Aber so rechten Glauben schienen sie ihm nicht zu schenken. Schließlich sagte er zu ihnen: „Es hat eigentlich gar keinen Zweck, daß ich Euch von dem Leben und Treiben der Völker jenseits des Salzwassers erzähle, denn Ihr sagt doch, es kann nicht wahr sein." Da meinten sie: „Amei (= das ist wahr), aber als Du in Deiner Heimat warst, warst Du sicher betrunken und hast alles doppelt und dreifach, oder sogar zehnfach gesehen, und nun denkst Du, daß es so ist. So viel Soldaten, wie Du sagst, daß der Deutsche Kaiser hat, gibt es ja gar nicht. Aber erzähle nur, es schadet nichts, wenn es auch nicht wahr ist. Wenn wir so beieinander sind, dann erzählen wir uns auch gegenseitig große Dinge, und die Unterhaltung ist schön und interessant. Was tut's, wenn wir lügen? Ein Herero muß lügen, daß ihm das Blut aus der Zunge spritzt!"

Von Osten her wehte schon der eisigkalte Wind, der Vorbote des kommenden Tages; jetzt erst verabschiedete Themis die Hereros und legte sich nieder. Viel Ruhe hatte er allerdings nicht, denn bei Tagesanbruch, als ich aufwachte, hörte ich ein Stimmengesumm, dem allemal das langgezogene „i i i" folgte, das Ja der höchsten Zustimmung. Ein Dutzend Hereros und mehr saß schon wieder am Feuer, und es mußte wohl etwas sehr Interessantes sein, das sie da verhandelten, denn alle Augenblicke ertönte das „i i i".

Über Nacht war auch der Leopard am Wasser gewesen. Seine Spuren führten dicht an der Karre vorbei, und mehrmals wurden wir gefragt, ob wir ihn denn nicht pfauchen gehört hätten. Er hatte

aus einem ganz in der Nähe gelegenen Kral ein Schaf geholt und war mit ihm verschwunden.

Wir eilten uns sehr mit der Toilette, d. h. wir machten keine. Die Karre war bald wieder bepackt und wartete auf die Ochsen, die jeden Augenblick herangetrieben werden mußten. Wir hatten Eile, so früh wegzukommen, weil wir eine zweitägige Durststrecke vor uns hatten, wo es überhaupt kein Wasser gab. Die Ochsen sollten darum nur während der kühlen Zeit trecken und des Mittags lange Rast halten. Es wurde 7, 8, 9 Uhr. Kein Ochse war zu sehen. Mein Mann sucht, der Treiber sucht, die Hereros helfen. Endlich, endlich waren sie gefunden. Gegen ½11 Uhr brachte sie der Treiber an. Der Wächter hatte sich in der Nacht heimlich aus dem Staube gemacht und die Ochsen ihrem Schicksal überlassen. Nun hatten die Tiere schlechtes Gras und ungenügend gefressen. Sie waren so weit weg gewesen, daß sie schon abgetrieben waren, ehe sie eingespannt wurden. Es half aber nicht, wir mußten weiter. In der Sonnenglut war es zweifelhaft, ob wir mit den matten Tieren überhaupt Okombahe erreichen würden.

Der Weg wurde schlecht. Es ging über Klippen und Büsche, durch tiefen Sand und trockene Riviere. Einige Male war er so steil, daß die Gefahr des Umgeworfenwerdens groß war. Dann wieder krachten und knackten die Räder so verdächtig, aber merkwürdigerweise ging alles besser, als man zu hoffen wagte.

Den ersten Teil des Abends treckten wir im Mondschein; es war kalt, aber wunderbar schön. Sonderbar, wie das Mondlicht alle Gegenstände vergrößert. Ich hätte darauf schwören können, ich sähe gespenstische Gestalten, die von Busch zu Busch huschten, und doch, wenn man näher kam, waren es die Büsche selber, die sich im Nachtwinde so seltsam bewegten, oder die Felsen, durch deren Schatten sich der Mondschein stahl und zitternde bleiche Reflexe auf den Sand zeichnete. So hell war der Mond, daß mein Mann in seinem Lichte ganz plötzlich einen stark getretenen Wildpfad entdeckte, der auf die Felsmasse des Erongo zuführte. Mit dem Lande vertraut, schloß er auf das Vorhandensein von Wasser in den Felsen. Wir hielten, und er ging

mit dem Treiber der Spur nach, und richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Das Wasser lag zwar tief in den Klippen drin und mußte mühselig vierteleimerweise geschöpft werden. Aber es gab doch welches, und binnen drei Stunden waren die Ochsen getränkt.

Dicht am Wasser lag auch eine Hererowerft. Die Leute sagten uns nachher ganz ruhig, sie hätten uns zwar bemerkt und auch gewußt, daß wir dringend des Wassers bedurften, sie hätten sich aber nicht gerührt, um es uns nicht zeigen zu müssen. Die Wasserstelle hieß Aub-Pfütze. Die Unliebenswürdigkeit der Leute hinderte sie aber keineswegs, von uns Geschenke zu erbetteln und anzunehmen.

An dem Abend waren wir so froh über das unerwartet gefundene Wasser, daß mein Mann die Ziehharmonika, drüben Treckorgel genannt, hervorholte. Die Musik in der stillen Nacht lockte natürlich die im Felde sich verstreut aufhaltenden Kaffern herbei, und ein Dutzend oder mehr von ihnen hockte am Feuer. Schließlich wurden wir sie los. Sie erhielten in den Zipfel ihrer Gewänder, meist Felle, ein Treckfel (Handvoll) Kaffee; lautlos, wie sie gekommen, verschwanden sie wieder, und das Dunkel nahm sie auf. Nur Hyänen und Paviane störten uns noch in unserer Nachtruhe.

Beim Weitertrecken am Morgen beobachtete ich, daß wir auf der Pad ganz ums Erongo herumgekommen waren. Die Berge und Felsen erschienen auf dieser Seite ganz anders, viel großartiger noch. Auf halber Höhe sahen wir kleinere Blöcke, wie Mauern aufgesetzt auf die Felskolosse, als ob in grauer Vorzeit dort eine gewaltige Feste, von gigantischen Händen erbaut, gestanden hätte. Um das ganze Gebirge zog sich diese natürliche Mauer herum, immer in derselben Höhe.

Und höher stieg die Sonne, und weiter ging's der neuen Heimat zu. Aus dem flachen Lande mächtig emporragend, erhob sich jetzt der Doppelkegel von Spitzkoppjes, und endlich sahen wir vor uns den Okombahe-Berg, aber wieder so blau und dunstig, ein Zeichen, daß wir noch viele, viele Meilen von ihm entfernt waren. In der nebligen Ferne wand sich ein dunkelgrün schimmernder breiter Streifen durch die Ebene und brachte Abwechslung in das eintönige Bild: der Omaruru-Fluß.

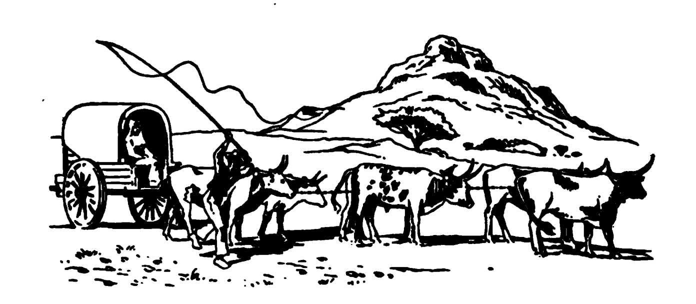
Wir waren alle sehr durstig von der anstrengenden Reise, und das Wasser war so knapp, daß am Abend nicht mehr daran gedacht werden konnte, das Geschirr zu reinigen. Das Wasser wurde rationenweise an die Leute verteilt, und auch die beiden Wassersäcke zeigten eine große Schlappheit. Da wir im Laufe des nächsten Tages Okombahe bestimmt zu erreichen hofften und trotzdem die müden Ochsen nicht zu sehr anstrengen wollten, so brachen wir früh auf.

Mein Mann bot mir als Erfrischung eine Tasse Tee an. Dieser war aber aus dem letzten Wasser vom Faß bereitet, das sowieso in der letzten Pfütze glibberig und schleimig und dabei höchst übelriechend war. Ich versuchte, tapfer zu sein, und setzte das eigenartige Gebräu, das grünlichbraun aussah, an die Lippen, aber es ging nicht, beim besten Willen. Dreimal setzte ich den Trank an, und dreimal kam er erbarmungslos wieder. Da gab ich es auf und mußte bis Okombahe dursten.

Der Weg spottete jeder Beschreibung. Hohe Klippen, daß der Wagen mit einem Krach hinaufsprang, um sich dann ächzend auf die andere Seite zu legen. Zu beiden Seiten greuliche Dornbüsche, die mir bei einer unvorhergesehenen Wendung der Ochsen das Kleid zerfetzten, so wanden wir uns langsam vorwärts. Die armen Tiere waren so fußlahm, daß sie unzählige Male Halt machen mußten. Mir war das Gesicht ganz aufgesprungen, über alle Begriffe schmutzig, verwahrlost kam ich mir vor. Und dabei so müde und durstig. Wir waren ganz unbeschreiblich froh, als wir die hochgelegene Station und das Haus des Kapitäns Cornelius erblickten.

Endlich am Ziel! Wir hielten vor der Station. Der Unteroffizier nahm uns gastlich auf und gab mir gleich einen Literbecher mit kaltem Kaffee. Nie hat mir etwas so gut getan wie das. Ich lebte ordentlich wieder auf danach. Ich blieb auf der Station, während Themis in den Platz hineinfuhr, um zu sehen, ob sein altes Haus noch in bewohnbarem Zustande sei. Nach einiger Zeit kam er wieder. Die Termiten hatten arg darin gehaust, der Regen hatte es unterwühlt, die Kaffern hatten das Ihre getan, und wir machten uns schon mit dem Gedanken vertraut, auch die nächsten Wochen fernerhin

unter freiem Himmel zubringen zu müssen. Da erschien ein alter Ansiedler, Herr Ertmann, und bot uns in der liebenswürdigsten Weise eins von seinen zwei Zimmern an. Da er noch von früherher ein Freund meines Mannes war, so nahmen wir seine Güte mit großer Freude an. Im Lauf der Jahre habe ich ihn als einen meiner treuesten, ergebensten Freunde schätzen gelernt, und es hat mich schwer getroffen, daß auch er ein Opfer des unglückseligen Krieges werden mußte.





Zweiter Teil.

Okombahe.

1. Etwas über die Eingeborenen der Kolonie.

Ehe ich auf das Leben in Okombahe näher eingehe, möchte ich einen kurzen Abriß über die Eigentümlichkeiten der Völkerschaften voranstellen, mit denen wir dort in Berührung kamen. Die eingeborenen Stämme, die es im Schutzgebiet gibt, sind durch die letzten Kriegsjahre auch weiteren Kreisen bereits näher bekannt geworden. Was ich zu berichten imstande bin, sind lediglich unsere persönlichen Erfahrungen und die unserer nächsten Bekannten.

Die Verteilung der einzelnen Stämme im Schutzgebiet ist folgende: Im Norden sind die Ovambos ansässig, Nordwesten und Mitte der Kolonie hatten die Hereros inne und den Süden die Hottentotten. Die Bergdamaras sind im ganzen Gebiet verteilt, ohne besonders zusammenhängende Ländereien zu besitzen. Die kleine Anzahl der Buschleute führt ein Nomadenleben im Osten und Westen in der Kalahari. Die Mischrasse von Hottentotten und Buren, die Bastards, wohnt im Süden, in der Gegend von Rehoboth.

Die Ovambos gehören gleich den Hereros dem Stamme der Bantu-Neger an. Auch ihre Sprache ist der der Hereros verwandt. Über die Ovambos ist noch nicht viel bekannt. Obgleich sie im Schutz-

gebiet leben, fand doch die Regierung noch nicht Gelegenheit, sie sich botmäßig zu machen. Bis jetzt hatte sie mit den anderen Stämmen noch zu viel zu tun.

Ab und zu kamen Gesetzwidrigkeiten von seiten der Ovambos vor. Die Regierung beschränkte sich aber darauf, die Weißen zu warnen, sich nicht nach Ovamboland zu begeben, da sie nicht aufkäme für Leben und Eigentum der Betreffenden. So haben sich nur etliche Händler nach dort gewagt. Weiße wohnen nicht in Ovamboland außer einigen Missionaren der finnischen und rheinischen Mission, die ständig darauf gefaßt sein müssen, ermordet zu werden.

Ein Feldzug gegen die Ovambos würde nur unter großen Schwierigkeiten sich ermöglichen. Von einem Weg nach Ovamboland kann nicht die Rede sein. Die Gegend, die die Truppe zu passieren haben würde, ist unwirtlich, das Klima durch die vielen Sümpfe und Moräste gleich gefährlich für Menschen und Tier. Besondere Hindernisse würden dort den berittenen Truppen begegnen, da nichteinheimische Pferde der dort besonders heftig auftretenden Pferdesterbe nur unter besonders günstigen Bedingungen entgehen. Im Falle eines Feldzuges gegen die Ovambos kämen für die Truppen lediglich die sogenannten „gesalzenen Pferde"*) in Frage, die in größerer Menge zu erhalten ausgeschlossen ist. Außerdem ist es höchst zweifelhaft, ob die Ovambos überhaupt Lust haben würden, sich den deutschen Gewehren in größerer Anzahl zu stellen.

Seinerzeit wurde bei Festlegung der Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und Portugiesisch-Angola keine Rücksicht auf die Stämme genommen. Man bestimmte die Grenze, indem man einfach auf der Karte den Kunene- mit dem Okavango-Fluß durch eine gerade Linie verband. So kommt es, daß die portugiesischen Ovambos sich in unser Schutzgebiet ziehen, wenn sie von den portugiesischen Truppen zu stark bedrängt werden, und so wird es auch zu erwarten sein, daß die deutschen Ovambos umgekehrt auf portugiesisches Gebiet übertreten, sobald sie den Ernst der Lage merken. Ein vereintes Bekämpfen dieses Stammes durch beide Nationen würde die beste Aussicht auf

*) Pferde, die von der gefürchteten Pferdesterbe ergriffen waren, aber durchgekommen sind.

Erfolg gewähren. Portugal allein versuchte es 1904. Aber die Expedition erlitt in der wenig ruhmvollen Schlacht bei Humbe eine gänzliche Niederlage. Eine von derselben Seite aus neuerdings geplante Expedition ist unterblieben.

Die Zahl der Ovambos schätzt man auf 140 000 bis 150 000, von denen ungefähr 60 000 in Deutsch-Südwestafrika, 80 000 in Angola wohnen. Die Ovambos sind im Gegensatze zu den Hereros und Hottentotten ausgezeichnete Arbeiter, Gärtner, auch Handwerker. Auf ihre Art sind sie Meister der Flecht- und Schmiedekunst.

Da ganz Ovamboland aus einer ungeheuren Fläche mit kaum merklichen Erhebungen besteht, so ist der Ackerbau das Gegebene. Viehzucht kommt erst an zweiter Stelle. Das Ovambovieh zeichnet sich wohl durch die stete Inzucht durch besondere Kleinheit aus.

Die Bearbeitung des Bodens, die lediglich durch die Hacke geschieht, ist Sache der Weiber, die überhaupt die schwersten Arbeiten zu verrichten haben, wie Korn und Hirse bauen, ernten, stampfen, Bier bereiten usw. Die Männer beschränken sich auf das Hüten des Viehes, Melken der Kühe, Bauen des Gehöftes usw.

Je reicher ein Mann ist, je mehr Grund und Boden er sein eigen nennt, desto mehr Frauen muß er sich halten, die ihm sein Eigentum bearbeiten können. Deshalb wird es wohl vergebene Mühe der Missionare sein, gegen die Vielweiberei zu eifern. Die sozialen Einrichtungen der Ovambos erfordern sie, und bis das Christentum diese umgestaltet haben wird, wird noch eine geraume Zeit vergehen. Es ist ja ganz natürlich, daß ein Mann seine alte, schwache Frau bei Seite schafft, um dafür eine gesunde, junge Arbeitskraft zu erlangen. Charakteristisch ist auch, daß sich ein junger Mann seine Zukünftige erkauft, indem er seiner Schwiegermutter vier Hacken verehrt. Sind sie angenommen, so überreicht er seiner Erwählten vier weitere Hacken als Brautgeschenk zum Zeichen, daß die Ehe geschlossen ist. Von da ab ist das Los der Frau ein trauriges. Nur zur Zeit des Efundulafestes werden die Frauen verehrt, aber auch da nur die unverheirateten. Das Efundulafest ist eine Art staatlich privilegierter Heiratsmarkt. Ein jedes junge Mädchen muß ihn besuchen. Dabei wählen sich die jungen Männer das für sie passende aus.

Die Hauptnahrung der Ovambos besteht in Kafferkorn, das verschieden zubereitet wird, und in gegorener Milch, „Omeire". Den größten Leckerbissen für sie bilden die Hunde, die mit Vorliebe von weißen Händlern zu dem Zwecke dahin exportiert werden. Für den Durst trinkt man das Ovambobier und ein Getränk, das aus der Frucht Eengongo gewonnen wird und stark berauschend wirkt. Portugiesische Händler machen namentlich bei den Häuptlingen durch die südlichen feurigen Weine gute Geschäfte.

Um das Korn vor den Termiten zu schützen, wird es in großen Kornkörben, die auf Pfählen errichtet sind, aufbewahrt.

Die Kleidung der Leute besteht in einem Schurz, Sandalen und Glasperlen. Die Weiber tragen eine aus schmalen Riemen geflochtene Schürze.

Das ganze Land ist Besitztum der Häuptlingsfamilie und wird vom Häuptling seinen Untertanen angewiesen; er hat auch das Recht, es sich jederzeit wieder zurückzunehmen. Der Häuptling ist in seiner Macht unbegrenzt, nur muß er sich dem Willen seiner Mutter unterordnen. Stirbt ein Häuptling, so tritt das Erbe nicht etwa wie bei uns ein männlicher Nachkomme an, sondern die Häuptlingsschaft geht an einen Sohn meist der ältesten Schwester des Verstorbenen über. Aus diesem sogenannten Mutterrecht ergibt sich der große Einfluß, den die Mutter des jeweiligen Häuptlings auf den ganzen Stamm ausübt. Der Oberhäuptling des Stammes hat das Recht, Unterhäuptlinge nach Belieben ein- und abzusetzen, Abgaben zu fordern und Mißliebige je nach seiner Laune aus dem Wege zu räumen.

Von einer eigentlichen Religion bei den Ovambos kann nicht die Rede sein. Sie haben nur verworrene Begriffe von einem höheren Wesen, das sie Kalunga nennen. Sie stellen sich diesen Gott vor groß und schön und biegsam wie einen Palmbaum; um die Hüften geschlungen hat er einen schön geflochtenen Gürtel. An jeder Seite hängt ein großer Korb. Der eine enthält das Gute, der andere das Schlechte. Hat er Wohlgefallen an den Menschen, dann streut er ihnen aus dem Korb des Guten reiche Ernten, schönes Vieh, viel Getränk und ein glückliches Leben ohne Krankheit aus. Haben sie seinen Ärger er-

regt, dann sendet er aus dem Korb des Bösen Hungersnot, Mißernte, Fieber, ekle Krankheiten und Seuchen, Tod und die Geister Abgeschiedener, um die Menschen zu peinigen. Überhaupt spielen der Aberglaube und die Zauberei eine große Rolle im Leben der Ovambos, so daß das Gewerbe eines Zauberers, Medizinmannes, Giftmischers und Regenmachers ein recht einträgliches ist.

Die Hereros gehören gleichfalls dem großen Stamm der Bantus an und sind seinerzeit, von Nordosten kommend, im Schutzgebiet eingewandert. Es ist ein großer, schöner Menschenschlag, schlank gewachsen, mit oft europäischen Gesichtszügen. Ihre Hautfarbe ist die des dunklen Kaffeebraun. Geistig sind sie äußerst rege und an Bildungsfähigkeit den Kaffern weit überlegen. Dies ist wohl mit ihr Verderb geworden, denn durch die Kultur wurden sie anspruchsvoller in bezug auf ihre Kleidung und sonstigen Bedürfnisse. Der gebildete Herero trieb z. B. Luxus mit seiner gestärkten Wäsche, seinen weißen Anzügen und Taschentüchern, und die Hererodame verfügte oft über mehr Toiletten als die Frau des weißen Ansiedlers.

Natürlich war auch der Zuschnitt des ganzen Haushaltes danach, und manche Hennessy-Kognakflasche, manch gute Konservenbüchse wanderte in den Pontok der Hereros. Dem Alkohol zuliebe vergißt der Herero seine Ehre und alles. Oft sah man an den großen Plätzen, daß er sein Weib den Weg der Schande trieb um einer Flasche elenden Schnapses willen. Überhaupt fand ich, daß die Hereros, die an den großen Stationen seßhaft waren, einen entnervten Eindruck machten. — Von den Regungen des Christentums konnte ich nicht viel bemerken.

Anders dagegen ist der heidnische Feld-Herero. Er kleidet sich in Felle, und seine Weiber tragen noch die alte Tracht. Eine Lederhaube mit drei Hörnern, den Lendenschurz aus Fell, Arm- und Beinschmuck aus selbstgefertigten Eisenperlen, die bis zu 50 Pfund wiegen. Alles Hausgerät, jegliche Kleidung dieser Leute wird mit rotgefärbtem Fett bestrichen. Meist wird noch eine fein pulverisierte Baumwurzel, Bochu genannt, etwas nach Moschus riechend, der Salbe hinzugesetzt. Die rote Färbung der Salbe geschieht durch die Rinde der Gerber-

akazie. Dieses auf solche Weise präparierte Fett gewinnt namentlich durch das Alter einen ganz eigenartigen Geruch; für den Neuling ekelerregend, uns alten Afrikanern durch die lange Gewohnheit nicht unangenehm. Tatsächlich ist er aber so stark, daß man schon von weitem eine Hererowerft riechen kann. Wehe demjenigen Don Juan, der im weißen Anzuge ein Schäferstündchen in den Armen einer heidnischen Hereroschönen verleben will. Er wird unrettbar ihre ganzen Umrisse in roten Fettflecken auf seinem Anzuge wiederfinden. Diese also eingefetteten Frauen sind im Schutzgebiet allgemein bekannt unter dem Namen der „Ölsardinen".

Man schätzte die Seelenzahl der Hereros vor dem Kriege auf etwa 100 000. Wieviel jetzt noch vorhanden, entzieht sich unserer Beurteilung.

Die Hauptcharaktereigenschaften des Herero sind Hochmut, Grausamkeit und Faulheit. Er sieht herab auf alles, was nicht seines Stammes ist; ungern nur fügte er sich dem Joch der Deutschen, denen er den Namen Otjirumbu, das ist „gelbes Ding" beilegte. Von jeher lag er mit den anderen Stämmen, namentlich den Namas, in Feindschaft. Die Bergdamaras waren ihm s. Z. gänzlich unterworfen, man findet sie noch bis in die heutige Zeit als Sklaven unter den Hereros.

Nur in der Liebe zum Vieh legt der Herero seine Trägheit ab. Viehzucht ist das einzige, für das er Interesse hat. So wenig gute Eigenschaften er sonst besitzt, muß man doch sagen, daß er als Viehzüchter so leicht nicht seinesgleichen findet. Bei ihm dreht sich alles um das Vieh. Wenn bei Sonnenuntergang die Rinder zur Werft zurückkehren, werden sie mit Gesang und Tanz empfangen, um die Milch herbeizulocken. Dieser Gesang besteht bei den sehr unmusikalischen Hereros aus einem monotonen Liede, in dem stets als Refrain das Wort Ozongombe, d. h. Rind, wiederkehrt. Hierzu tanzen nur die Männer, die Weiber stehen im Halbkreis und klatschen in die Hände, die schwere Kleidung hindert sie an schneller Bewegung.

Die Hauptnahrung der Hereros besteht in der Omeire. Süße Milch genießen nur die Kinder und ältesten Greise. Außerdem sucht der Herero Feldkost. Dies sind wilde Beeren, Wurzeln und Gras-

saat. Auf Jagd geht er wenig, er fängt hauptsächlich Wild in Schlingen. Vieh schlachtet er nur bei Festlichkeiten und bei nagendem Hunger. Der Mann führt überhaupt ein bequemes Herrenleben. Er liegt meist vor oder in der Hütte und läßt sich von seinen Weibern bedienen. Seine Arbeit besteht höchstens im Schnitzen der eigenartigen Holzgefäße. Die Eisenperlen zum Schmuck der Weiberkleidung setzt er wohl zusammen, bezieht sie aber meist von den Ovambos aus dem Norden der Kolonie, die in der Schmiedekunst sehr vorgeschritten sind.

Schwer hat es die Hererofrau. Sie muß den Pontok bauen, die Felle gerben, das Vieh melken, Essen suchen und bereiten usw.

Gartenbau treibt der Herero fast gar nicht. Vereinzelt findet man in den Flußläufen hier und da einen Garten angelegt und mit Weizen, Mais, Kürbis und Melonen bepflanzt. Die kolossalen Viehherden lassen den Herero nicht seßhaft werden, als Nomade durchstreift er das ganze Land.

Der im Felde lebende Herero wohnt in einem Pontok, während die Hereros der größeren Plätze zum Teil schon aus Lehmziegeln Häuser bauen. Der Pontok hat die Form eines Kegels. Wenn es sich um den Bau eines umfangreichen Familienpontoks handelt, so wird als Hauptstütze ein großer Pfahl von der Höhe des zukünftigen Gebäudes in die Erde gerammt. Dann werden im Kreise von ungefähr 1½ m um ihn herum lange Äste in die Erde gesteckt, die mit ihren Enden oben an dem Pfahl durch Bast oder Ochsenlederriemen festgebunden werden. Die einzelnen Äste werden miteinander durch dünne Zweige und Buschwerk fest verflochten. Nur oben an der Spitze macht man das Geflecht weniger dicht, um dem Rauch Abzug zu gewähren. Ist das Gerippe soweit fertig, dann rühren die Weiber einen dicken Brei an, bestehend aus Lehm und Ochsenmist. Mit diesem bewerfen sie das Laubgeflecht in- und auswendig. Ist er ziemlich gut angetrocknet, dann schmieren sie nochmals eine dünne Schicht darüber, um alle Fugen und Risse auszufüllen.

Ein guter Pontok sieht ganz glatt aus wie ein riesiger graubrauner Maulwurfshaufen. Den Eingang bildet eine niedrige Öffnung, die beliebig mit Dorngesträuch, Fellen, Säcken oder auch mit

einer Tür verschlossen wird. Fenster gibt es nicht. Im Inneren ist es recht gemütlich. Den Fußboden ersetzt festgetretener Lehm. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle. An den Wänden entlang liegen die Schlaffelle und Decken der Bewohner oder hängen die wenigen Töpfe, Geräte und Schüsseln, die sie ihr eigen nennen, auf dicken Felssteinen stehen die Kisten mit ihren Habseligkeiten. Besonders sorgfältig werden die Milchgefäße behandelt. Sie sind entweder aus Holz geschnitzt, aus erhärtetem Fell oder aus Flaschenkürbis hergestellt. Diese letzteren, die sogenannten Kalabassen, stehen in hohen Ehren und dürfen nie gereinigt werden, weil sonst dem Glauben gemäß die Kuh die Milch versagt. Streng getrennt sind die Kalabassen des Herrn und seiner Diener, und auch der weiße Fremdling bekommt nie einen Trunk aus der Kalabasse des Herrn. Bei besonders wichtigen Beratungen läßt der Häuptling ausnahmsweise aus der großen Kalabasse schenken. Zum Sonnenuntergang werden alle Kalabassen ringförmig um das Feuer gestellt, und die Kalabasse, die als Behälter für die Milch einer besonders guten Kuh kurz vor deren Kalben diente, wird umgekehrt an einen Baum gehängt.

Die Pontoks geben Schutz vor der Kälte und sind bei der großen Hitze von angenehmer Kühle. Allerdings müssen sie reinlich gehalten werden. Dies ist natürlich bei den meisten nicht der Fall; macht man daher in ihnen Krankenbesuche oder dergleichen, so gehört dies nicht gerade zu den Annehmlichkeiten.

Ist ein Pontok voll von Ungeziefer, oder war sein Bewohner von einer ansteckenden Krankheit befallen oder gar daran gestorben, so verlassen ihn die Mitbewohner und brennen ihn nieder. Es ist ja ein leichtes, wieder einen frischen aufzubauen.

Das gesamte Land ist wie bei den Ovambos Eigentum des Häuptlings, er gibt nach Gutdünken davon ab an seine Stammesgenossen, verkauft aber auch nach Belieben davon an weiße Ansiedler mit Zustimmung der Regierung. Auch bei den Hereros besteht das Mutterrecht in der Erbfolge.

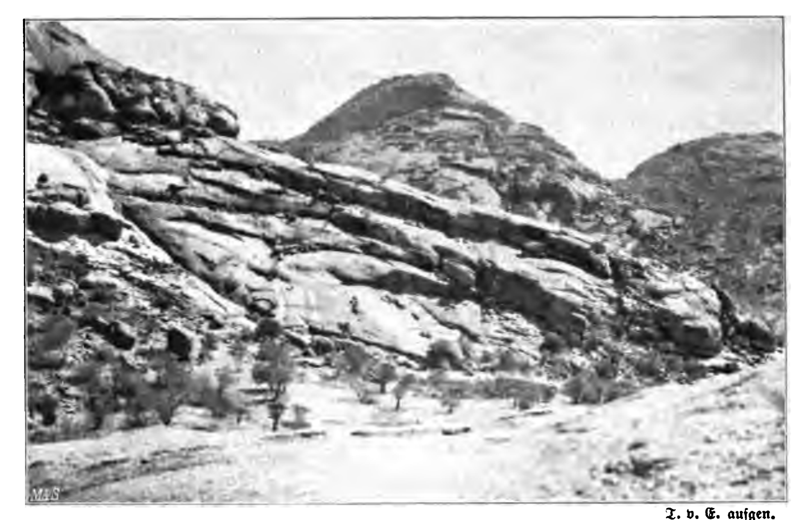
Der Gottesbegriff der Hereros ist ein unklarer. Infolge ihrer Verschlossenheit gegen Fremde haben wir fast gar keinen Einblick in ihre religiösen Gebräuche gewinnen können. Sie verehren die

Sonne, Ejuva, als Spenderin des Lichts und Lebens, ohne mit dieser Verehrung einen besonderen Kultus zu treiben.

Zauberformeln, Besprechungen, Zauberstöckchen, Amulette, Gespenster und Geister Abgeschiedener spielen eine große Rolle. Bei ihnen besteht der Glaube an einen Wurm, der im Rückgrat des Menschen sitzt. Er ist unsterblich und kriecht aus dem Grabe heraus, um als Gespenst allerlei Unfug zu treiben. Um den Wurm zu töten, wird dem Toten das Rückgrat zerschlagen und er selbst fest eingeschnürt in einer Rindshaut beerdigt. Auch das Opfer eines schwarzen Schafes soll imstande sein, das Gespenst zu bannen.

Die Hereros haben ihre eigenen Doktoren, die Gifte und Salben mischen. Ein weitverbreitetes Mittel zum Zuheilen von Wunden ist frischer Kuhmist. Der Herero, wie viele Negerstämme, schätzt sein Leben nicht allzu hoch. Selbstmorde sind häufig. Gifte, namentlich die der Euphorbien, werden viel angewandt. Besonders beliebt sind sie bei alten, gebrechlichen Leuten, deren Transport bei dem Nomadenleben schwierig zu werden verspricht. Diese sind auch meistens ganz zufrieden damit, auf diese etwas gewalttätige Weise zu ihren Vätern versammelt zu werden.

Es lebte zu Eharui ein alter, schwacher Herero. Die Wiesen waren abgeweidet, der Brunnen am Versiegen. Man bereitete sich vor, weiter nordwärts zu trecken, um bessere Weide zu finden. Der Alte sah es und berief deshalb alle seine Kinder zu sich, um mit ihnen über seinen Tod zu beratschlagen. Er sagte: „Ich habe schon soviel Vieh heranwachsen sehen, so oft die Wiederkehr der großen Regen beobachtet, meine Beine sind schwach und meine Augen dunkel. Ich sehe, daß Ihr nur um meinetwillen hier bleibt, daß das Vieh abmagert, weil es nicht Futter genug hat. Mitnehmen könnt Ihr mich nicht, ich bin Euch zur Last. Deshalb habe ich beschlossen, mich zu vergiften. Ihr habt doch wohl nichts dagegen?“ Als die Kinder verneinten, nahm er Abschied von ihnen und trank einen gehörigen Schluck vom Safte des Milchbusches. Er wurde wohl kränker danach, aber der gewünschte Tod wollte nicht kommen. Da beratschlagten seine Söhne und schickten einen ihrer Diener aus, in die Berge zu gehen und das schnellwirkende Euphorbiengift zu sammeln. Sie



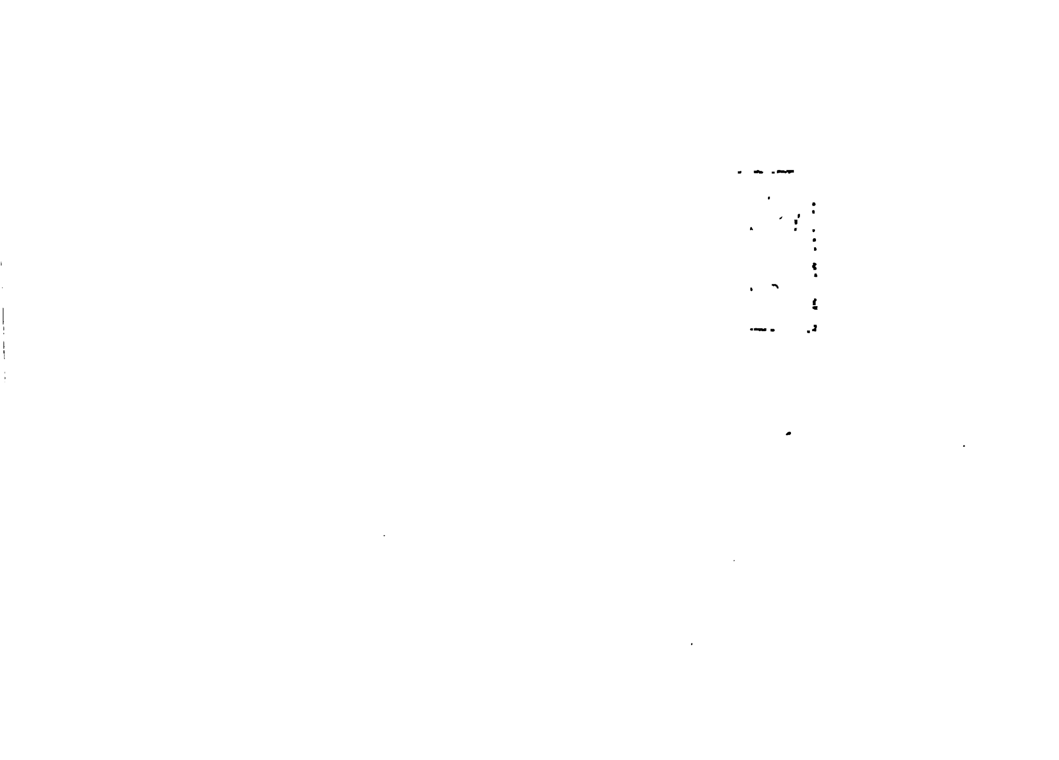
T. v. E. aufgen.

Das „Paradies“ in den Bergen von Spitzkoppjes.



T. v. E. aufgen.

Die Pontockfelsen von Spitzkoppjes.



verabreichten ihrem alten Herrn eine solche Menge, daß er sofort verschied. Unter großem Wehklagen über seinen Tod verzehrten sie über seinem Grabe den ihm zum Gedenken geopferten Ochsen, und die Trauergesänge der Weiber nahmen kein Ende.

Zu welchem der großen afrikanischen Stämme die Hottentotten (Namas) gerechnet werden könnten, ist immer noch eine Streitfrage der Gelehrten. Viele behaupten sogar, sie seien mongolischen Ursprungs, ihrer gelblichen Haut, ihres zierlichen Körperbaues und ihrer vorstehenden Backenknochen wegen. Hingegen fehlt ihnen aber das Hauptmerkmal der Mongolen, das geschlitzte Auge. Ihre Sprache ist grundverschieden von der der benachbarten Bantustämme; charakteristisch in ihr sind die vier Schnalzlaute. Oft kommt es vor, daß gleichgeschriebene Worte durch anders ausgesprochene Schnalzlaute eine vollkommen andere Bedeutung erhalten.

Ursprünglich wohnten die Hottentotten in der heutigen Kapkolonie, wurden jedoch von dort im 17. Jahrhundert durch die einwandernden Buren verdrängt und zogen sich nordwärts zurück. Hierbei hatten sie viele Kämpfe auszufechten mit den von Zentralafrika nach Süden vorrückenden Bantustämmen. Den dauernden Kämpfen zwischen den Hereros und Namas setzte die deutsche Regierung durch ihr Vorgehen gegen Hendrik Witboi im Jahre 1894 ein Ziel.

Die Hauptstämme der südwestafrikanischen Namas wurden in dem Namaland und der Kalahari seßhaft. Am weitesten nordwärts siedelten sich die Topnaer- und Swartboi-Hottentotten an; sie bewohnten das Kaoko-Feld und die Gegend von Franzfontein.

Die Hottentotten sind im allgemeinen klein, hager und runzlig. Ihre Haare sind sehr verfilzt und stehen in dichten, kleinen Knoten, was ihnen bei den Buren den Namen Peperkopp gegeben hat. Sie sind lässig in der Arbeit, schlapp und faul; jede Tätigkeit, die mit körperlicher Anstrengung verbunden ist, ist ihnen verhaßt. Ackerbau treiben sie daher nur in ganz geringem Maßstabe; an Handwerken ziehen sie nur die vor, die sie im Sitzen erledigen können, z. B. Pfeifen schnitzen,

Felle gerben, Feldschuhe machen, Horn- und Holzarbeiten, Perlstickereien usw.

Ihre sonstige Trägheit legen die Hottentotten jedoch sofort ab, wenn es sich um Jagd oder gar Krieg handelt. Sie sind infolgedessen ausgezeichnete Jäger, Schützen und Pfadfinder.

Ihre Hauptnahrung besteht naturgemäß aus dem Fleisch der erlegten Tiere; sie rauchen mit Vorliebe Dacha (Hanf) und sind leidenschaftliche Alkoholisten.

Durch ihre vielen Kämpfe mit den Hereros, bei denen sie dank ihrer großen Geschicklichkeit im Orlog viel Beute machten, waren die Hottentotten in der Lage, sich manchen Luxus leisten zu können. Größtenteils trugen sie europäische Kleidung und lebten gut, solange sie noch ein Stück Vieh ihr eigen nannten.

Nachdem die deutsche Regierung den andauernden Kämpfen ein Ende gemacht hatte, und somit der Hilfsquell der Hottentotten, auf leichte Weise zu neuem Wohlstand zu gelangen, versiegt war, verarmten sie bald mehr und mehr. Durch ihr bisheriges Leben verwöhnt, konnten sie sich bei ihrer Trägheit nicht mehr in die Höhe raffen und sanken immer tiefer. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß es ein Stamm ist, der im Aussterben begriffen ist.

Die Religion der Hottentotten bestand in Ahnenkultus und Anbeten des Mondes. Jetzt sind sie fast durchweg Christen, und die, die es nicht sind, haben vollständig die Erinnerung an ihre Religion verloren und glauben gar nichts.

Unserer Regierung haben sie schon in früherer Zeit viel zu schaffen gemacht. Schlecht lohnten sie die Mühe, die man sich mit ihnen gab. Der Stamm der Swartbois wurde nach dem Aufstand 1895 nach Windhuk gebracht, um unter Aufsicht der Regierung in Gefangenschaft zu leben. Dort ist er fast ganz zugrunde gegangen. Nur ein kleiner Teil des Stammes, der nicht am Orlog teilgenommen hatte, durfte auf Franzfontein verbleiben unter der Häuptlingsschaft des Gauners Lazarus Swartboi. Dieser verstand es meisterhaft, sich das Vertrauen der Regierung zu erschmeicheln trotz aller Warnungen

der dort lebenden weißen Ansiedler. Im letzten Kriege machte natürlich auch er sich des Hochverrats und der Anstiftung zur Ermordung Weißer schuldig. Gefangen genommen, entzog er sich der Strafe durch Gift, das ihm Stammesgenossen heimlich zusteckten.

Der größte aller Hottentotten, Hendrik Witboi, der „treue Freund" des Gouverneurs Leutwein, ist noch in unser aller Erinnerung. Sein Sohn, Samuel Isaak, hat klug und weise gehandelt, indem er die Waffen streckte. Er tat es auf Rat seines todwunden Vaters: „Geh zu den weißen Männern und sprich: Ich komme von Hendrik Witboi, der nicht mehr ist. Er schickt Euch Boschaft. Meine Kinder sollen Ruhe haben!" Und Samuel Isaak ging.

Die Bergkaffern oder Bergdamaras leben als ein zusammenhängender Stamm an den Ufern des Omaruru, dank der Fürsorge unserer Regierung, jetzt unbehelligt von den Hereros, deren Sklaven sie früher zum Teil waren.

Der Bergdamara ist der arbeitsamste und zäheste Kaffer unserer Kolonie, d. h. wenn er muß. Infolgedessen fühlte sich die Kolonial-Regierung veranlaßt, durch einen Vertrag mit dem verstorbenen Häuptling Manasse von Omaruru das den Hereros gehörige Okombahe zu erwerben und als Reservat für die Bergdamaras einzurichten.

Sie sind meist von dunkelkaffeebrauner Farbe, breitnasig, dicklippig, mit langen Armen und affenähnlichen Bewegungen. Ihre eigene Sprache ist ihnen im Laufe der Zeit verloren gegangen, dafür haben sie vollständig die Namaquasprache angenommen.

Die im Reservat lebenden Leute sind gesünder als die sogenannten Klippkaffern, die sich im Felde herumtreiben, und deren einzige Nahrung und Grassaat, Wurzeln und Unkjes (Zwiebeln) besteht, die ihre Weiber mühsam graben müssen.

Die Klippkaffern kleiden sich in Felle. Die vornehmeren von den Bergdamaras bemühen sich, es den Weißen gleichzutun in eleganter Toilette.

Auf Okombahe war ein schwarzer Rock als Gemeingut vorhanden. Bei Kindtaufen, Hochzeiten oder Begräbnissen durfte ihn der bei diesen Festlichkeiten am meisten Beteiligte bzw. Leidtragende anziehen; man erblickte die wunderbarsten Figuren.

Die Bergdamaras wohnen wie die Hereros in Pontoks. Die vornehmen unter ihnen bauen sich meist aus zwei Kammern bestehende Häuserchen. Der Kapitän (Häuptling) Cornelius besitzt deren zwei. Ein altes baufälliges, in dem seine Frau und Mutter wohnen, und ein schönes, luftiges, zweizimmeriges, in dem er allein haust. Er hat ein richtiges eisernes Feldbett mit schönen Decken, einen Waschtisch, d. h. eine in die Höhe gestellte Bierkiste, und einen wackligen Korbstuhl. In seinem Wohnzimmer gibt's eine Chaiselongue, in einer Ecke eine Art Schränkchen und einen rohgezimmerten Tisch mit Decke.

In allzu glücklicher Ehe lebt der alte Herr nicht. Seine Frau darf das obere Haus nicht betreten. Das Instandhalten und Reinemachen desselben besorgen abwechselnd die jungen Mädchen des Dorfes, die er je nach Wunsch und Laune dazu kommandiert.

Josua, der Unterkapitän, hat gleichfalls ein kleines Häuschen, darin die schwarze Lydia waltet und Mann, Kind und Kindeskinder mit gleich strengem Szepter regiert.

Auch unter den Bergdamaras herrscht großer Kastengeist. Sie wetteifern untereinander, wer wohl der vornehmste ist, wessen Familie am ältesten, wer, auch das gehört mit zu Stand und Rang, Hereroblut in seinen Adern hat. Je vornehmer sie sind, desto weniger tun sie, desto mehr Diener müssen sie sich halten. Es ist verpönt, irgend ein Handwerk zu treiben. Ja nicht flechten, schnitzen oder dergleichen. Ackerkultur, Viehzucht müssen sein, um vor Hunger zu schützen. Ist aber der Acker bestellt, das Vieh gut behütet, dann liegen sie den Rest des Tages faul vor dem Pontok, rauchen selbstgebauten Tabak und trinken Zuckerbier.

Das Zucker- oder Honigbiertrinken ist der Ruin der Leute gewesen. Es wird bereitet aus einer Art Most, dessen Bestandteile Geheimnis sind. Jedenfalls gehören grüne Erbsen und Hühnerdung dazu. Der in warmem Wasser aufgelöste Zucker oder Honig wird

daraufgegossen und gelangt binnen zwölf Stunden zur Gärung. Das Getränk sieht aus wie trübes Wasser, schmeckt wie süßes, verdorbenes Weißbier und wirkt stark berauschend. In vergangener Zeit, da noch keine Handelsleute bei den Bergdamaras einkehrten, mußten sie den Honig zur Bereitung des Bieres mühsam suchen. Seit sie aber zum Preise von 40 Pf. für das Pfund den Zucker kaufen können, haben sie es bequemer. Manch einer hat ganze Herden verschleudert oder seine letzte Ziege eingehandelt, um dem Genuß des Zuckerbieres frönen zu können. Männer wie Weiber sind ihm gleich ergeben.

Die Bewohner Okombahes, etwa 800 Köpfe, treiben Viehzucht und an den Ufern des Omaruru auch Gartenwirtschaft. Wenn sich im Juli nach der großen Regenzeit das Hauptwasser des Flusses verlaufen hat, legen sie auch im Bett des Flusses Felder an. Sie bauen hauptsächlich Mais, Weizen, Kürbisse und Melonen. Steht das Getreide in den Halmen, dann bietet das Flußbett einen reizenden Anblick. Soweit man blicken kann, wogt das frische Grün. Die Grenzen der Felder, die den einzelnen gehören, sind jedesmal durch Dorngebüsch abgesteckt. Auch die Flußufer sind so eingezäunt, um zu verhindern, daß das Vieh hineingerät und sich dort gütlich tut. Große Schädlinge der Felder und Gärten sind die Springhasen, weil sie die Halme an der Wurzel abnagen, außerdem aber auch durch die Gänge, die sie graben, vielen Schaden anrichten. Es werden Fallen gestellt, um sie zu fangen. Auch durch größeren Lärm sucht man sie zu verjagen. Die Leute wechseln sich ab, jede Nacht hat eine andere Werft die Wache.

Die Wachthabenden schlagen stundenlang in ganz kurzen Pausen mit Steinen und Stöcken auf einen alten Topf, ein Zementfaß oder dergleichen. Dieser wahre Höllenlärm verscheucht dann die Tiere. Auch mir hat er manche Nacht den Schlaf geraubt.

Je näher die Zeit der Ernte heranrückt, desto lustiger wird die Stimmung der Bergdamaras. Die meisten der Leute verstehen mit den geernteten Vorräten natürlich nicht hauszuhalten. Sie schwelgen und futtern, bis sie nicht mehr können, tauschen das Getreide bei den Weißen ein gegen Zucker, um Zuckerbier zu brauen, gegen Anzüge und Zeuge für die Weiber und leben herrlich und in Freuden. Und

wenn dann die Vorräte, die oft ganz beträchtlich waren, aufgezehrt sind, fängt die Hungerei und Bettelei an. Die Vernünftigeren suchen sich Arbeit bei den Weißen und den Militärstationen, die anderen suchen Grassaat und Unkjes, betteln, schmarotzern und stehlen. Viele, namentlich die Alten und Schwachen, gehen während dieser Zeit ein. Kurz vor der Ernte bricht fast immer eine richtige Hungersnot aus. So war es auch während unserer Anwesenheit auf dem Platze.

Die Regierung schickte Mehl und Reis, auf der Mission gab es umschichtig einen Mittag Essen für die Männer, einen für die Weiber, Kinder und Greise. Ich selbst habe eimerweise in meinem größten Kessel im Hofe das Mehl zum Brei verrühren lassen, aber, was half's, die Not wurde zwar in geringem Maße gelindert, doch im nächsten Jahre war es dieselbe Geschichte. In der Hungerszeit lagen die Leute haufenweise herum und quälten, sie wollten nur für das Essen arbeiten, und wenn die Erntezeit war, blieben sie weg. Kein noch so klingender Verdienst konnte sie locken. „Was willst Du nur, ich brauche nicht zu arbeiten, my pens is full (mein Leib ist voll). Fühle nur. Ja, wenn ich wieder bagna (großen) Hunger habe, dann komme ich wieder." Der Begriff von Pflicht fehlte ihnen ganz. Und so kam es, daß die Erntezeit für uns Weiße recht fatal war. Die eigenen Leute liefen weg: „Ich arbeite nicht, ich habe keine Lust, auf der Werft meiner Mama ist viele Kost!"

Daß wir uns erbarmt hatten zur Zeit des Hungers, daran dachte keiner. Bezeichnend für die Leute ist ja auch schon, daß es in ihrer Sprache kein Wort für „Dankbarkeit" und „danke" gibt. Der Begriff dieser Tugend fehlt ihnen vollständig. Man mußte ihnen direkt manches übersehen und durchgehen lassen, ihnen womöglich noch bessere Kost geben, um sie zu behalten. Von einer Tracht Prügel konnte nicht die Rede sein, da es kein Gesetz gibt, das uns bei ihrer Anwendung geschützt hätte.

Und nun kommt die Ernte. Jede größere Werft besitzt ihre Tenne; das ist dort ein kreisrunder mit Lehm beschmierter und festgetrampelter Platz, der nach dem Rande zu durch Back- oder Feldsteine ein wenig erhöht ist. Das Getreide (die meisten sind so erpicht darauf, daß sie es nicht einmal ganz reif werden lassen) wird dort in

einzelnen Garben, die Ähren nach der Mitte des Kreises zu, hingelegt. Dann versammeln sich die Mädchen und jungen Frauen der Werft mit ihren Freundinnen und tanzen im Kreise auf den Ähren so lange herum, bis jedes Körnchen herausgetreten ist. Dies dauert eine Woche und länger, bis der ganze Vorrat ausgedroschen ist.

Dicht bei der improvisierten Tenne brennt ein Feuer, an dem ein Schwarzer in einer Pfanne Korn röstet. Ein anderer zerstampft es im ausgehöhlten Baumstamme in kleine Stücke, die mit frischer Milch und Zucker gekocht werden, und ein dritter macht Kaffee im schier unerschöpflichen Kessel. Wen nach einem kühlenden Getränk gelüstet, der holt sich Omeire (gegorene Milch) aus der Kalabas oder Zuckerbier vom Herrn der Werft.

Läßt der Eifer der Trampelnden nach, so kommt meist der Schulmeister, als der musikalisch begabteste Mann des Platzes, und spielt auf der Treckorgel (Handharmonika), oder die Mädchen begleiten ihren Tanz mit eigenartig wehmütigem, eintönigem Gesange. Um die Tenne herum sitzen die Burschen rauchend und trinkend. Scherzworte fliegen hin und her. Oft geschieht es, daß einer im Übermut mit in den Kreis der Tanzenden springt, dann belohnt ihn entzücktes Gekreisch, und um so lustiger geht es zu.

Dies dauert bis zum Abend. Wenn dann der Vollmond über dem Okombahe-Berg aufsteigt, wenn das Vieh besorgt und die Lämmer gut verwahrt sind, dann erwacht der Platz zu neuem Leben. Wieder treffen sich alle auf der Werft, wo sie den Tag über gearbeitet. Wieder machen die Becher mit Zuckerbier die Runde, und der wilde, fanatische Tanz beginnt, wie ihn nur die unkultivierte schwarze Rasse zu tanzen vermag.

Die Tänze der Bergdamaras sind keine Nationaltänze mehr. Diese sind ihnen wohl auch mit der eigenen Sprache verloren gegangen, als sie Knechte und Sklaven der Hottentotten und Hereros wurden. Sie haben fast alle ihre Tänze den Hottentotten entlehnt. Meist stellen sie sich in Kreisform im Gänsemarsch auf, und unter Händeklatschen der Männer und Weiber und taktmäßigem Gesang und Gestampf drehen sie sich erst langsam, dann schneller und schließlich so rasend, daß oft einige in Ohnmacht fallen.

Sehr beliebt ist der „Hahnentanz“. Das Mädchen tanzt vor dem Burschen her mit eng an die Brust gedrückten Armen, in ihren Bewegungen und Manieren ganz ein geängstigtes Huhn ausdrückend. Der Bursche ahmt in Gang, Gebärden und Tonfall einen Hahn nach. Dieser Tanz artet stets zur wüsten Raserei aus und endet in den tollsten Ausschweifungen.

Aus diesem Grunde wohl ist das Tanzen den Missionaren sehr verhaßt. Und mit besonderer Strenge ist den Christen unter den Eingeborenen verboten worden, sich daran zu beteiligen. Dadurch ist auf Okombahe das Tanzen ziemlich abgekommen. Wenn aber der Vollmond gar zu verlockend scheint, wenn die Kornernte reichlich und prächtig war, wenn die Feuer vor den Pontoks hoch aufflammen und das Zuckerbier die Sinne benebelt, dann verschwinden Missionare und Gesetz und Christentum, und es wird getanzt bis zum frühen Morgen.

Ein nationales Musikinstrument gibt es bei den Bergdamaras nicht. Sie singen zum Tanzen und klatschen in die Hände, oder sie benutzen die sechseckige Konzertina und Mundharmonika, die die weißen Händler bei ihnen eingeführt. Sie haben aber entschieden musikalischen Sinn und übernehmen auch Melodien, die sie von unseren Soldaten hörten, um sie mit ihrem Text zu singen. So war ich eines Tages sehr erstaunt, als mein schwarzes Kindermädchen meinen kleinen Sohn auf Namaqua in den Schlaf sang nach der Melodie: „Das sind die Sänger von Finsterwalde“ oder nach dem Lunawalzer: „Schlösser, die im Monde liegen“.

Selten gebrauchen die Bergdamaras die Rietpfeifen, wie sie die Hottentotten haben. Eine jede dieser höchst einfachen Pfeifen hat zwei bis drei Töne, manche tiefer, andere wieder höher. Wenn sie von etwa zehn Männern geblasen werden, so klingt das so schrill und laut, daß es weit hinaus in die Kalahari schallt, und dabei unendlich melancholisch und klagend.

Besondere Gesetze haben die Bergdamaras nicht. Wohnen sie in größeren Trupps beieinander, dann wählen sie sich einen Häuptling. Der Häuptling des gesamten Stammes Cornelius ist von der Regierung eingesetzt und bezieht eine kleine Jahresrente.

Auch ihr Gottesbegriff ist ein dunkler, unklarer. Sie verehren den guten Gott Heiseb, der sie einst von einem Ungeheuer erlöste. In ganz Südwest gibt es die sogenannten Heisebgräber. Das sind aufgetürmte Steinhaufen, auf die jeder vorbeigehende Bergdamara einen neuen Stein oder in deren Ermangelung einen Lappen wirft. Dies ist eine Art Opfer. Unterläßt er es, dann verzichtet er auf den Schutz der Gottheit. Böse Geister und Krankheit gewinnen Macht über ihn, und die Amulette aus wilden Hunds- und Leopardenzähnen können ihn auch nicht mehr schützen.

Aus Gründen des Aberglaubens beißt die heidnische Mutter dem neugeborenen Kinde das erste Glied des kleinen Fingers der rechten Hand ab. Bei den Bergdamaras gibt es viele Fabeln und Märchen, namentlich aus dem Tierreich.

Mit Vorliebe erzählen sie sich untereinander von der goldenen Zeit, da sie noch Herren des Landes waren, und die sie sich bemühen, in der Erinnerung wenigstens festzuhalten. Zum Gedenken daran nennen sie sich Hou-khoin, das ist „Mensch der Menschen" oder „rechte Menschen". Wenig schmeichelhaft dagegen ist der Name, den ihnen die Namas beilegen: Xoudamab,*) d. h. Dreckkaffer, oder das Scheltwort der Hereros: Ozondjima, das ist „schwarzer Pavian".

Die seltsamen Buschleute persönlich kennen zu lernen, war mir leider nicht vergönnt. Viele behaupten, dies Volk solle die Urbevölkerung von Südwestafrika gewesen sein. Die meisten sind über ihre Herkunft im Zweifel. In Aussehen, Wuchs und Hautfarbe sind sie jedenfalls den Hottentotten verwandt.

Ab und zu bekam ich wohl den einen oder anderen zu Gesicht. Sie haben sich scheu in die Kalahari zurückgezogen und leben hauptsächlich von der Jagd. Sie sind äußerst bedürfnislos, besitzen selten oder niemals Vieh und durchziehen die Kalahari. Ihrer Gewalttaten und Räubereien wegen sind sie sehr gefürchtet.

---

*) Sprich X wie Ch im Gaumenlaut.

Die Weiber der Buschleute ziehen des Morgens vor Sonnenaufgang ins Feld mit kleinen, harten Kürbisschalen als Wassergefäße. Dann saugen sie in einem Grashalm die Tauperlen auf, die auf Gräsern und Büschen liegen und sammeln sie in ihren Schalen als Trinkwasser für den Tag. Dies geht unglaublich schnell, und im Umsehen ist ein Gefäß gefüllt.

Ist man in der Kalahari auf Jagd und glaubt sich ganz allein in der endlosen Wüste, dann taucht plötzlich hier und da ein Kopf auf. Stunden- und tagelang folgen sie dem Jäger; wie aus dem Boden gewachsen stehen sie vor ihm. Sowie der Schuß gefallen, huschen sie von allen Seiten herbei, nehmen das verendete Wild aus und tragen es nach dem Lager. Erst aber müssen sie sich durch lange Beobachtung überzeugt haben, daß man in freundlicher Absicht zu ihnen kommt. Schnell und sicher senden sie den todbringenden Pfeil vom Bogen. Die Pfeile bestehen aus dünnem Rohr mit einer abnehmbaren langen Spitze aus Knochen, an der eine dickklebrige Masse sitzt, das Gift. Damit sie sich nicht selber verletzen, haben sie die Spitze so dünn gemacht, daß sie den Pfeilschaft für sie als Futteral benutzen. Da steckt sie sicher. Die Jäger können sich an ihr nicht verletzen, das Gift bleibt unversehrt. Erst in dem Augenblick, da sie das Wild erspähen, reißen sie blitzschnell einen Pfeil aus dem sackartigen Lederköcher, ziehen die Spitze heraus und stecken sie darauf.

Das getroffene Tier läuft oft noch große Strecken weit fort. Durch das Gift schwillt aber die verwundete Stelle so sehr an, daß die Tiere sich schließlich nur noch langsam bewegen können. Dann werden sie eingeholt, im Umsehen getötet und zerlegt. Das Fleisch, das bereits vom Gifte durchdrungen ist, wird sorgsam herausgeschnitten und fortgeworfen.

Die Sprache der Buschleute ist keiner anderen vergleichbar. Das zischt und lispelt und schnalzt; sie läßt sich nicht beschreiben.

Mein Mann war gut Freund mit ihnen, als er auf den einsamen Grenzstationen Otjituo und Okatjeru saß. Oft sah er ihren Tänzen zu bei Neumond um hochaufprasselnde, gewaltige Feuer. Dann schmückten sie sich mit den Gehörnen des Steinbocks oder banden sich

den großen, krummen Schnabel des Pfeffervogels vor die Stirn. Und wie die Teufel, die einen satanischen Höllentanz aufführten, so sprangen und hüpften die wunderlichen Kerle in ihren grotesken Bewegungen ums Feuer.

Die Buschleute leben ohne jegliche Gesetze. Sind mehrere Familien beieinander, so wählen sie einen Kapitän, der aber nicht viel Einfluß hat. In seltenen Fällen bauen sie sich Hütten aus Gras, meist genügen ihnen die von einem Busch herabgebogenen Zweige als Unterschlupf.

Alle Buschleute sind noch Heiden. Zauberer und Medizinmänner spielen auch bei ihnen eine große Rolle.

Da kam zufällig einmal ein Offizier in der Kalahari an ein größeres Buschmanndorf. Nach Austausch der üblichen Geschenke zog er sich in sein dort ganz in der Nähe aufgeschlagenes Zelt zurück. Nicht lange dauerte es, so erschien auch unter vielen Verbeugungen, mit Amuletten und anderem Zauberkram behängt, der Allgewaltige des Dorfes, der Medizinmann. „Ich bin gekommen, um mir ein Geschenk von Dir zu holen, Herr!" „Scher Dich raus, Du gelbes Scheusal, kriegst nichts!" „Ich sage Dir, daß ich mir ein Geschenk holen will." „Ich gebe keins. Mach, daß Du fortkommst." „Du willst mir nichts geben?" „Nein, habe ich gesagt, Du bist nicht der Häuptling." „Das ist wahr, ich bin mächtiger wie er." „Hier hast Du Tabak, nun raus." „Das ist mir nicht genug." „Raus, sage ich, ich will schlafen." Da grinste der Kerl über das ganze Gesicht: „Gut, schlafe nur. Ich gehe. Es wird nicht lange dauern, da wirst Du mich rufen lassen. Ich werde Dir willkommen sein. Mit Geschenken wirst Du mich überhäufen. Du wirst mich bitten, dazubleiben!" „Das müßte mit dem Teufel zugehen!" „Wird es auch, hih, hih, wird es auch. Ich werde Dir Steine in den Bauch geben, die Dich drücken sollen, o so schwer, hih, hih. Du wirst Dich krümmen vor Schmerzen und Dich sehr krank fühlen. Ich gehe jetzt, aber nicht auf lange. Hih, hih!"

Mit eigenartig nach vorn gestreckten, spindeldürren Armen und gespreizten Fingern verließ das Scheusal das Zelt des Offiziers. Dieser legte sich nieder, da er sich müde fühlte und schlief ein. Nach

kurzer Zeit schon wachte er auf. Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn; er stand auf. In den Gliedern lag es ihm wie Blei, und er hatte Magenschmerzen, daß es kaum zum Aushalten war. Erst war er ärgerlich, dann mußte er lachen: „Sollte mir dies gelbe Scheusal Magendrücken anempfohlen haben?", und mit einem mächtigen Kognak versuchte er, der Sache Herr zu werden. Aber es half nichts. Immer schlimmer wurde es, alles Auf- und Abrennen nützte nichts, es war zum Verzweifeln. Schon war die Kognakflasche geleert und noch keine Besserung. Da rief er seinen Bambusen, um sich nicht vor dem Medizinmann eine Blöße zu geben. Dieser schmierte darauf los, d. h. er massierte seinen Herrn, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen herniederrann, aber vergeblich.

Nach einiger Zeit sagte der Bambuse: „Baas (Herr), es hilft nicht, willst Du die Sickte (Krankheit) los werden, laß den Medizinmann kommen." Aber er sträubte sich dagegen. Da steckte das Scheusal seinen bemalten Schädel zum Zelt herein: „Nun, wie ist es, brauchst Du mich?" „Raus, Du Lump." „Na, ich bleibe in der Nähe, Du kannst mich rufen", und verschwand.

Als die Qualen ihren Höhepunkt erreicht hatten, befahl der Leutnant dem Diener: „Geh, ruf den Zauberer." Doch das war gar nicht nötig. Schlangengleich wand er sich ins Zelt und grinste. „Jetzt ist meine Zeit, Du rufst mich. Da bin ich. Ich werde Dir die Schmerzen fortnehmen, wenn Du mir gibst, was Du mir vorhin verweigertest." Und stöhnend antwortete der Geplagte: „Such Dir aus, nimm so viel Du willst, nur hilf mir von meinen Schmerzen!" „Warte nur, soll geschehen, hih, hih. Du fühlst Dich sehr krank, ich weiß es, aber warte noch ein bißchen."

Gemächlich suchte er sich aus, was er gebrauchte. Dann huschte er im Zelt umher. Aus dünnen Stäbchen schichtete er einen kleinen Haufen auf und steckte diesen unter Gemurmel und Beschwörungen in Brand. Allerlei Essenzen und Kräuter warf er hinein, und bald erfüllte das Zelt ein Rauch und Dampf, daß man zu ersticken vermeinte. Der Medizinmann tanzte um das Feuer herum, schrie und tobte und war wie in Schweiß gebadet. Plötzlich blieb er stehen: „Geht es ein wenig besser?" „Ja."

Dann ging's wieder von neuem los, diesmal noch toller. Wie in Raserei waren die Sprünge und Verrenkungen: „Du fühlst noch die Krankheit, aber sie ist wie in weiter Ferne?" „Ja, es geht besser." Neue Zauberhölzchen schwelten, frische Dämpfe wallten auf: „Du bist noch ein bißchen krank jetzt?" „Ja, noch ein wenig." „Gib mir, was Du den Häuptlingen geschenkt!" „Nimm Dir noch, was Du nur irgend willst." Wieder die rasenden Beschwörungen, dann plötzlich hielt er inne: „Nun sage, daß Du gesund bist!" „Ich bin es." „Siehst Du nun meine Macht? Sie reicht weit, weiter wie Du denkst. Sie reicht bis auf den weißen Mann, der sich ihr auch fügen muß." Ganz erschöpft und ermattet bis zur Entkräftung raffte er seine Geschenke zusammen und verließ das Zelt.

Der Leutnant atmete auf, die Schmerzen waren vorbei, er fühlte sich wie neugeboren, aber den Buschmannzauberer hat er im guten Gedenken bis auf den heutigen Tag.

Der alte Ertmann ward auch einstmals von einem Medizinmann der Buschleute gebeten, ihm doch einen seiner fettesten Hammel zu schenken. Ertmann lachte ihn aus und sagte: „Sa danas ge! eisenha (Du kopfkrank, bist verrückt)." Er meinte: „Tu es nicht, aber ich sage Dir, Du wirst keine Freude an dem Hammel haben." Darauf Ertmann: „Laß das meine Sorge sein, mach, daß Du fortkommst." Der Zauberer ging. Ertmanns Leute ängstigten sich sehr und baten ihn dringend, doch dem Zauberer den Willen zu tun. Aber der Alte wollte nun erst recht nicht: „Ihr wollt Christen sein und glaubt an die Kunst dieses Lumpen? Wenn das der Missionar erführe!" Da schämten sie sich ihrer Angst.

Ertmann, der gerade sein Vieh nach einem anderen Posten bringen wollte, trieb es selbst mit an, das Gewehr über der Schulter. Da auf einmal, es war hellichter Tag, sah er, wie eine große Hyäne mitten hineinsprang in den Haufen der Ziegen und Schafe. Ein wüster Knäuel entstand, so dicht, daß er nicht zu schießen vermochte, und im nächsten Augenblick war sein sämtliches Vieh nach allen Richtungen hin zersprengt. Die Hyäne hatte mit einem Stück das Weite gesucht. Die Leute waren über die Maßen verängstigt,

schrieen und zeterten: „arekaná, arekaná, Gnade, Gnade, großer Zauberer! Wir kennen Deine Macht, o tu uns nichts!", und schreckerfüllt und kopflos rannten sie durcheinander. Als sie sich einigermaßen erholt hatten, kamen sie zu Ertmann gelaufen, der mit echt afrikanischer Gemütsruhe das Bild der allgemeinen Verwirrung betrachtete. „O Herr, hättest Du doch dem Wunsch des großen Zauberers nachgegeben, nun hat er sich in einen Hyras (Hyäne) verwandelt und folgt uns, um uns zu verderben." Ertmann bemühte sich, ihnen klar zu machen, daß es ein reiner Zufall gewesen sei, aber es half nicht. Und als sie das Vieh, das im Busch zerstreut war, nun wieder beieinander hatten, und gar der bewußte Hammel fehlte, war des Entsetzens kein Ende. „Siehst Du, daß es der Zauberer war? O laß uns eilen und seiner Gewalt entfliehen." Im Trabe trieben sie das Vieh stundenlang vorwärts und verzichteten auf Rast und Kost, bis sie endlich ermattet an einer Hottentottenwerft ankamen; denn sie meinten, bis dahin könne die Macht des Medizinmannes nicht reichen.

Solche und ähnliche Geschichten werden vielfach im Schutzgebiet erzählt; sie tragen nicht dazu bei, die Buschleute beliebt zu machen. Man fürchtet sich vor ihnen, vor ihren schleichenden Giften und den surrenden Pfeilen, die den ahnungslos in der Kalahari Jagenden plötzlich erreichen.

2. Das Wirken der Missionare im Schutzgebiet.

In den nachfolgenden Schilderungen wollte ich nur das Wenige mitteilen, was ich in meinem engen Gesichtskreise vom Missionswesen selbst gesehen und beobachtet habe. Darüber hinausgehend wollen sie keinerlei Bedeutung beanspruchen.

Seit mehr als fünfzig Jahren bemühen sich die Abgesandten verschiedener Missionsgesellschaften, den armen schwarzen Brüdern mit dem Lichte des Evangeliums zugleich die Segnungen unserer Kultur zu überbringen.

Am längsten im Lande ist die Barmer Mission, die unter den Hereros, Bergdamaras und Hottentotten arbeitet. Die finnische

Mission wirkt in Ovamboland, im Norden, und die katholische Mission, die ihren Sitz in Windhuk hat, ist im Begriff, sich gleichfalls über das ganze Schutzgebiet zu verbreiten.

Alle diese Leute, die doch gewiß mit bestem Willen und ernstestem Streben ihr Leben an ihre Aufgabe setzten, hatten aber bis jetzt höchst geringe Erfolge. Es liegt mir vollständig fern, die Bemühungen der Mission verkennen zu wollen, aber einverstanden mit der Art und Weise, wie missioniert wird, bin ich nicht; und ich glaube behaupten zu dürfen, daß mir manch einer recht geben wird. Ich kann aber natürlich nur nach dem urteilen, was ich persönlich zu sehen und beobachten Gelegenheit fand.

Zum Beispiel die rheinische Mission. Die Missionare, die von ihr herausgeschickt werden, machen einen kurzen, seminaristischen Kursus durch, nachdem sie vorher meist nur eine Elementar- oder Bürgerschule besucht haben. Ehe sie sich zu diesem Beruf entschlossen, waren sie meist Handwerker, kleine Kaufleute usw. In der kurzen Vorbereitungszeit ist es aber ganz unmöglich, den gewaltigen Stoff, der heutzutage zur Religionslehre gehört, mit wenig Vorbildung so zu beherrschen, daß man imstande ist, ihn anderen überzeugungskräftig übermitteln zu können. Oberflächliche Bildung verleitet zu Irrtümern und Fehlern. Und wer selbst das nicht voll und ganz beherrscht, was er anderen beibringen soll, kann unmöglich ganze Stämme mit fremden Sprachen, fremden Sitten und anderen religiösen Gebräuchen unterweisen und umbilden.

Ferner fehlt mitunter, nicht immer, die Macht des Beispiels, ein sehr wichtiger Faktor. Da kenne ich einige Missionare, sie gehen auf in der Sorge um ihre Familie; da werden die eigenen Kinder unterrichtet, so gut und schlecht es eben geht; da ist im eigenen Hause, beim eigenen Vieh, im eigenen Garten viel zu tun. Dann sind die allsonntäglichen Predigten zu halten, auf die man sich vorbereiten muß. Und so vergeht die Zeit, und die Gemeinde kommt, ganz unbeabsichtigt, erst an zweiter Stelle. Die Frau hat im Haus zu tun, hat kleine Kinder; solch eine gute brave deutsche Hausfrau hat auch damit vollständig ihren Wirkungskreis. Da wird eine Handarbeitsschule eingerichtet. Die eine Missionarsfrau brachte den Mädels das Häkeln

von Spitzen bei, aber flicken oder Kleider zuschneiden und nähen konnten sie nicht; eine andere trennte sorgfältig von Freundinnen der Mission gestrickte wollene Strumpfsocken wieder auf und ließ von den Namamädchen neue stricken. Da wird geschenkt und gegeben, meist an die falsche Person. Denn niemals fühlt sich der Kaffer so sehr veranlaßt zu heucheln, als wenn er vor den „Sendling" tritt.

Die Aufgabe des Missionars ist schwer, unendlich schwer. Und wenn er auch den besten Willen hat, er allein wird nur auf die Männer Einfluß gewinnen. Die Weiber, die in Südwest, wie bei allen Negerstämmen, die Stelle eines intelligenteren Arbeitstieres vertreten, müssen durch den Einfluß der Frau gewonnen werden. Hier und da bemüht sich eine, dieser hohen Aufgabe gerecht zu werden. Sie macht den Versuch, einmal, zweimal; er mißglückt. In der Enttäuschung den Mut nicht sinken zu lassen, ist schwer. Der Bann des Alltagslebens hält sie fest. Sie kommt nicht über sich selbst hinaus.

Das Klima macht träge, müde. Das Dienstpersonal ist billig. Man hält sich viele Leute, und das, was dem Kaffer starken Eindruck macht, das Selbstzufassen, fällt weg. Da bleiben also die sonntäglichen Predigten. Worauf zielen sie? Auf das Heil der Seele, Versprechungen vom zukünftigen Leben, wenn man hienieden gut und brav ist. Das genügt dem Kaffer aber nicht. Er ist viel zu materiell veranlagt, um nicht auch vom Christentum materiellen Nutzen zu verlangen. Gibt den die rheinische Mission? Da werden hin und wieder alte Sachen, in Kaffeegesellschaften genähte Hemden und wollene Socken unter die Bravsten verteilt. Aber das reicht nicht hin. Der Kaffer will mehr sehen. Er gibt nach seinem Begriff viel auf: seine Idole, die er vor Augen hat, die ihm überkommen sind von den Vätern, seine Gebräuche, seinen Aberglauben, an den er sich klammert. Der materielle Vorteil, der ihn zum Christentume bekehren würde, fehlt. Da heißt es: Du darfst nicht rinken, nicht Vielweiberei treiben, nicht töten, nicht die Ehe brechen. Du mußt abgeben von dem Deinen, dem Nächsten helfen, ihn lieben. Und wofür? Für den Himmel. Was ist dem Neger der Himmel? Ein leerer Begriff, für den er Greifbares aufgeben muß.

Da stellt die Gesellschaft den Missionaren Gehilfen aus den Ein-

Tafel 5.



Fr. v. E. aufgen.

v. E. auf Jagd in den Erongobergen.



Bahnhof von Karibib während des Krieges.

geborenen selbst, sogenannte Evangelisten. Sie sind schlauer wie die anderen Kaffern und können darum dem harmlos vertrauenden Missionar mehr blauen Dunst vormachen. Man setzt voraus, daß sie mehr gelernt haben und unterrichten können. Im Notfall verstehen sie zu buchstabieren und beherrschen vielleicht den Zahlenkreis von 1 bis 10.

Ich mußte mehrmals wochenlang an der Schule vorbei. Da hörte ich jeden Morgen, Tag für Tag, dasselbe stumpfsinnige, taktmäßige Buchstabieren ein und desselben Wortes von sämtlichen Schülern, den kleinen wie den fast erwachsenen. Und wenn ich mir nach Wochen und Wochen einmal die Tafeln meiner Diener zeigen ließ — deren Arbeit liegen blieb, damit sie den Schulunterricht genießen konnten —, so waren entweder wieder mal Ferien, oder ein und dasselbe Wort prangte immer noch darauf.

Gesang gelingt ihnen besser. Die Choräle, auf Namaqua gesungen, klingen gar nicht übel, nur werden sie zu sehr geschrieen. Und dann: Südwest ist doch deutsche Kolonie! Warum wird die deutsche Sprache im Unterricht so gänzlich vernachlässigt?

Da werden in Deutschland Gelder gesammelt, um im Augustinäum passende Leute unter den Eingeborenen zu Evangelisten heranzubilden. Jahrelang werden sie dort erhalten, und die Ergebnisse? Ich habe nur wenige gesehen, die guten Einfluß auf ihre Mitbrüder geübt haben.

Der von Omandomba, Gottlieb, war mehrmals aus der Kirche verbannt wegen Ehebruch und ähnlicher schwerer Vergehen. Thimotheus von Karibib saß wegen Diebstahls, und Emmanuel von Okombahe wußte sich noch glücklich herauszuwinden, als man auf der Militärstation gestohlene Flaschen Wein wohlverwahrt und zum Teil geleert unter dem Altar der Kirche versteckt vorfand, zu der allein Manuel den Schlüssel hatte. Es war ihm auch nachgewiesen, daß er sich die Tage vorher mit Vorliebe in der Kirche aufgehalten hatte und stark betrunken zum Vorschein gekommen war. Und was die Moral anbetraf, so galt das von ihm in bezug auf seine Schulkinder, was vom Bock erzählt wird, den man zum Gärtner machte. Außer-

dem litt er an einer eklen Krankheit, wegen der er oft zu mir kam und Hilfe erbat. Solche Musterevangelisten schaden der heiligen Sache mehr, als sie nützen.

Und nun gar die Auderlinge. Auderling ist ein holländisches Wort und bedeutet soviel wie Ältester. Sie sind sofort daran zu erkennen, daß sie auch bei der größten Hitze entweder im verschlissenen, schwarzen, langen Rock erscheinen oder im langen Paletot. Ob sie darunter immer ein Hemd und eine Hose tragen, ist die Frage. Jedenfalls benehmen sie sich höchst würdevoll und besitzen in hohem Grade das der schwarzen Rasse eigene schauspielerische Talent. In Gang und Haltung, auch in der salbungsvollen Redeweise wird der Missionar nachgeahmt. Und ein Kenner der dortigen Verhältnisse behauptet, daß es die pharisäischen Auderlinge seien, die kraft ihrer Autorität nicht gerade fördernd wirkten auf die Moral der Schönen des Platzes.

Ich halte es für verkehrt, wenn der Missionar diese heuchlerischen Leute zu sehr ins Vertrauen zieht und mit ihnen über Politik und die weißen Ansiedler spricht, letztere wohl gar als abschreckendes Beispiel hinstellt, wenngleich in kindlicher Art.

Es geschah eines Tages, daß ein Auderling zu uns kam und sagte: „Ich komme gerade vom Sendling, und siehe, der Herrgott hat Wohlgefallen an ihm, denn um das ganze Missionshaus herum läßt der Herr Blumen blühen, die nicht gesät und nicht gepflegt werden. Der Weg zum Missionar ist wie ausgelegt mit weichen Fellen. Und ich habe ihn gefragt, weshalb nicht auch vor dem Hause des Mr. v. E. solche Blumen vom lieben Herrgott gepflanzt wurden. Da sagte der Lehrer: »Mr. v. E. ist ein gottloser Mann, er schimpft und flucht und geht nicht zur Kirche. Deshalb versagt ihm der Himmel diese Blumen.«"

Tatsache war, daß die Blumen, Dübbelcherdorns genannt, einen sehr häßlichen, stechenden Samen hatten, den wir mit Morgenstern bezeichnen. Um den Platz davon reinzuhalten, hatte mein Mann mit unsäglicher Mühe im Umkreis unseres Hauses die Blumen ausreißen lassen.

Warum wird den Leuten solche verkehrte Meinung beigebracht.?

Ein andermal kam der Missionar, um Themis, meinen Mann, zu veranlassen, auf einen angeblich verlorenen Gutschein, den er seinerzeit ausgestellt hatte, zu zahlen. Themis sagte: „Jawohl, ich zahle gern, aber erst den Zettel vorzeigen. Sonst gebe ich jetzt, und in den nächsten Tagen wird mir, wie es sich schon oft ereignet, dieses verloren gewesene Papier präsentiert, und ich muß es anstandslos einlösen."

„Aber ich bitte Sie, Herr v. E., dies arme Mädchen, sie schwört unter Tränen, sie hätte ihn im Pontok gehabt; plötzlich sei ihr Kind gekommen, das mit dem Zettel spielte, und hätte ihn, ehe sie es verhindern konnte, in das Feuer geworfen. Zwar sei sie noch schnell hinzugesprungen, um ihn zu retten, aber die Flammen hätten ihn bereits zu Asche verzehrt vor ihren Augen. Bedenken Sie doch, was Sie tun. Sie werden doch das arme Mädchen nicht um das Ihre bringen, was ihr doch rechtmäßig gehört!" Doch mein Mann blieb fest: „Erst will ich den Zettel haben, dann gebe ich das Geld. Tut mir leid, Herr Missionar." Und betrübt über die Hartherzigkeit meines Mannes verließ der Missionar das Haus.

Zwei Stunden darauf kam der Evangelist Emmanuel: „Ich bin geschickt vom Missionar. Hier ist der Zettel der Treffina, der verloren war." „Na, wo war er denn?" „Sie hat den ganzen Tag in der Bibel gelesen, und da fand er sich plötzlich wieder." „Ich denke, er war verbrannt, sie schwört doch darauf, es mit eigenen Augen gesehen zu haben!" „Der Wille des Herrn hat gefügt, daß sich das Papier in der Bibel fand, ihm zur Ehre, dem armen Mädchen zur Freude!" —

Lehrreich ist auch, wie die Eingeborenen das Christentum zu ihrem Vorteil ausnutzen. Ein alter Herero in Otjimbingwe war angeklagt, Schnaps gestohlen zu haben. Er wurde vor den zu Gericht sitzenden Offizier geführt: „Man sagt mir, Du hättest Schnaps gestohlen?" „Nicht ich, mein Herr, der Satan fuhr in mich und quälte mich so lange, bis ich es tat." „Wie machte er es denn?" „Erst fühlte ich, wie es in mir zuckte, und wie ein Fremder meinen Blick lenkte, daß ich den Schnaps ansehen mußte, ob ich gleich nicht wollte." „Und dann?" „Dann streckte der Satan in mir meine Hand aus und schloß

sie mit seiner Gewalt so fest zu, daß ich die Flasche einfach festhalten mußte. Ich kämpfte und rang mit ihm, aber er ließ mich nicht los, und ich mußte auf seinen Befehl die Flasche in die Tasche stecken, fortlaufen und sie austrinken, ob ich gleich nicht wollte. Mich kannst Du nicht strafen, Herr, aber den Satan, der mich hieß, solch böse Dinge tun." „Warum wehrtest Du Dich nicht?" „Sieh, Herr, der Satan, der Satan, gegen den kann man nicht!" „Das ist ja eine böse Sache, wenn Du so im Banne des Satans stehst. Was mache ich denn da?" „Straf den Satan, Herr, treib ihn aus, daß ich in Zukunft bewahrt bleibe." „Ja, das ist nicht so ganz leicht. Wo fühlst Du denn den Satan?" „Im Rücken, Herr. Wenn ich fremdes Gut sehe, was ich gern haben möchte, dann kribbelt und zuckt es, und meine Arme recken sich, es zu nehmen." „Sei nur ruhig; mir fällt ein, daß ich Dir am Ende helfen kann!" Und der Offizier befahl: „Legt den Kerl über und treibt mit 25 Hieben den Teufel aus!" Und so geschah es. Der Offizier meinte lächelnd zu dem alten Gauner: „Merke es Dir gut: Nicht, daß Du denkst, daß Du Hiebe kriegst. Wir wollen nur den Teufel hauen, bis er die Lust verliert, Dich armen Kerl in so schlechten Ruf zu bringen!" Und ich glaube, der Teufel verlor die Lust.

Doch nur wenige sind so große Heuchler. Es gibt viele, denen das Christentum bitterer Ernst ist, so dem alten Zachäus Goerze auf Franzfontein, der einst gefragt wurde, was er für den nächsten Tag vorhabe. Da meinte er ganz bieder: „As die Herre will und die Osse kum zall ons meskien morrow Mist rei." (So es dem Herrn gefällt und die Ochsen kommen, wollen wir morgen Mist fahren.)

Die katholische Mission ist der evangelischen gegenüber entschieden im Vorteile. Mit viel Geschick und Umsicht gehen den Patres die Laienbrüder zur Hand. Der Garten der Patres ist einer der schönsten der Kolonie; sie treiben Obst- und Weinkultur. Die Eingeborenen, die bei ihnen dies oder jenes Handwerk gelernt, sind sehr gesucht. Sie predigen nicht das Christentum und verbieten, was nicht getan werden darf, sondern rufen: „Kommt her, wir wollen euch zeigen, wie ihr arbeiten lernt, wie ihr Gärten baut. Dann braucht ihr nicht zu hungern." Sie zwingen nicht zu den Gebets- und Andachts-

übungen, sondern allmählich und stetig, ohne daß es der Betreffende merkt, führen sie ihn durch die Arbeit, deren Segen er schaut, zu Christus: „Seht ihr, daß ihr dies könnt, das verdankt ihr dem Heiland, der allen Menschen helfen will. Kommt zu ihm, glaubt an ihn, dann gibt er euch die Kraft, noch mehr zu tun."

In dieser Art hätte ganz gewiß auch die evangelische Mission wirken können, z. B. auf Omaruru. Der Missionar wohnt dort seit über 25 Jahren. Er hat auch einen sehr schönen Garten, durch dessen Erträge, die er an die Weißen verkauft, er ganz nette Nebeneinnahmen hatte. Viele Hereros wohnten auf Omaruru. Weshalb benutzte er seinen Einfluß auf die Leute nicht, indem er ihnen sagte: „Es ist gut und freut mich, daß ihr Vieh habt. Aber macht euch Gärten, baut Dattelpalmen, Feigen, Wein, Gemüse, wie ich es tue, und verkauft es. Ich zeige euch, wie ihr es machen müßt; ich helfe euch. Ich will euch Obstbäume vom Kap bestellen, ihr bezahlt sie mir in Vieh!" Allmählich hätte dieser oder jener in den 25 Jahren Interesse daran bekommen, ein anderer wäre seinem Beispiel gefolgt, und schließlich wären die Omaruru-Leute durch ihre Gärten gezwungen gewesen, ihr Nomadenleben aufzugeben und seßhaft zu werden. So hätte es in Okahandja, am Waterberg, gemacht werden können.

Geld, um die Kosten der Wasseranlagen, Dämme, Windmotore usw. zu bestreiten, gab's genug. Die Hereros waren reicher als die Weißen. Aber es fehlte der geeignete Mann, der das Genie und zugleich das Vertrauen der Leute besaß, um solch eine Aufgabe durchzuführen.

Als ich einmal bei einem alten Missionar dergleichen anregte, war er ganz entsetzt: „Aber Frau v. E., ich bin doch Missionar! Diese Zumutung! Wie kann man das Himmelreich mit Windmotoren und Dämmen zusammenbringen!" Und doch, meine ich, kann manches getan und anders getan werden. Wenn erst der Friede wieder eingekehrt sein wird, dann wird die neue Zeit manch altes, häßliches Bild verwischen, und auch die Mission, die viel Kosten, viel Arbeit und Mühen und wenig Erfolge hatte, die augenblicklich brach daniederliegt, wird frisch gekräftigt an eine neue, schwere Aufgabe herantreten.

Wenn es ihr auch nicht gelungen ist, die Stämme vor dem verderblichen Kriege zu bewahren, so wird sie in Zukunft ihre ganze Kraft daran setzen müssen, Hand in Hand mit der Regierung durch weise Führung und wohldurchdachte Mittel die gedemütigten Reste eines einst stolzen Volkes kulturell und moralisch zu heben. Denn das ist Menschenpflicht.

3. Unser erstes Unterkommen.

Auf Okombahe bezogen wir das uns liebenswürdig zur Verfügung gestellte Zimmer und richteten uns, so gut es ging, ein.

Noch an demselben Abend strömten die Eingeborenen des Platzes herbei, um uns zu begrüßen, und manch einer von ihnen meinte zu meinem Mann: „Mr. E., daß Du wiederkommen würdest, haben wir uns gedacht; Du hast Dich hier in Damaraland zu sehr eingelebt, als daß Du Dich im Wasserlande Deutschland auf die Dauer wohlfühlen könntest. Aber daß Du eine weiße Frau mitbringen würdest, hätte keiner von uns geglaubt."

Zur Feier des Tages ließ mein Mann Reis, Kaffee und Zucker unter die Leute austeilen, und noch bis in die tiefe Nacht hinein tanzten und sangen die Kaffern von Okombahe.

Am nächsten Tage bekamen wir Besuch vom Missionar mit seiner jungen Frau, der uns einlud, sein Fremdenzimmer so lange zu benutzen, bis wir es uns etwas gemütlicher machen könnten. Wir nahmen seine Güte dankend an und blieben etwa zwölf Tage bei ihm. In der Zwischenzeit hatten wir das alte Häuschen meines Mannes wieder einigermaßen bewohnbar gemacht. Es wurde vom alten Ertmann bezogen, und wir übernahmen dafür dessen etwas größeres Haus, auch aus zwei Räumen bestehend.

In den größeren Raum schafften wir alle Kisten, den Proviant, die Ochsengeschirre und sonstigen Hausrat. Den anderen Raum richteten wir uns als Wohn- und Schlafzimmer ein.

Mein Mann zimmerte aus einigen Planken einen Tisch. In einer Ecke errichtete er gleichfalls aus Planken und Ästen ein Lager

für mich. Die Matratze wurde ersetzt durch einen Sack mit trockenem Savannengras. Nachdem das Ganze mit einer Decke belegt war, sah das Lager einem europäischen Bett bei einiger Phantasie nicht ganz unähnlich. Er selber schlief im Freien vor der Hütte, wenn es die Witterung gestattete. Stühle wurden vorläufig durch Kisten ersetzt. An den Wänden hingen unsere Gewehre, meines Mannes Patronengurt und sonstige Waffen, auch Antilopengehörne verschiedenster Art. Tiefer unten an den Wänden wurden roh gezimmerte Regale angebracht, auf denen Satten mit Milch, Brot und sonstige Küchenvorräte standen. Der Boden war mit Springbock- und Schaffelldecken belegt.

Trotz der einfachen Ausstattung hatte der Raum etwas recht Gemütliches. Manche Nacht saßen wir an dem krummen Tische, bei der flackernden Beleuchtung einer Kerze, und lauschten bei einer Tasse Tee den fesselnden Geschichten des alten Ertmann, dessen Lieblingsgewohnheit es war, weitab von den Stätten der Menschen einsam als Jäger in der Wildnis zu leben. Wenn draußen in den alten Bäumen des Galeriewaldes der Nachtwind rüttelt und vom nahen Gebirge her das Geheul der Hyänen und Schakale herüberschallt, dann merkt man erst, wie schön es ist, ein Heim zu haben. Unter diesen Verhältnissen erst sieht man, wie wenig der Mensch braucht, um glücklich zu sein.

4. Hausfrauensorgen.

Ich hatte es schwer, mich einzugewöhnen, und in meiner Eigenschaft als Hausfrau namentlich wurde mir viel zugemutet. Ich mußte mich mit den Bambusen herumärgern, die mich nicht verstanden und die ich nicht verstand. Mein Mann dachte, es mir leichter zu machen, wenn ich zu meiner persönlichen Bedienung ein Mädchen hätte, und so engagierte er Pauline, die Tochter des Großmanns Paul Goseb. Sie wollte mir gleich zu Anfang stark imponieren. Ihr alter Herr hatte dieselbe Absicht und prägte mir deshalb wiederholt ein: „Weißt Du, gnädige Frau, wir sind aus guter Familie, wir sind königlich und genau so fein wie Euer Deutscher Kaiser und der alte Navilion (Napoleon)."

Paulinens Manierlosigkeit entsetzte mich, obgleich sie königlicher Abstammung war. Ohne weiteres kam sie in das Zimmer mit so und so viel Schwestern und Freundinnen, hockte sich nach Kaffernart an die Wand und schnatterte los. Ganz ungeniert wurde gepriemt, aus kurzen Pfeifen geraucht und noch ungenierter ausgespuckt. Als ich es zu verbieten wagte, erhob sich eine Stimme des Entsetzens, und die Sache blieb beim alten.

Ebenfalls herrschte große Empörung, als ich den bescheidenen Wunsch aussprach, doch auch am Sonntag das Zimmerchen nur so einigermaßen rein zu machen. Der Missionar hätte gesagt, Sonntag sei Ruhetag, da dürfe man keine Arbeit anrühren, müsse sich schön machen und in die Kirche gehen.

Dies Schönmachen bestand bei den jungen Mädchen des Ortes im Anlegen einer weißen Leinenbinde um die Stirn. Diese Binde stellte das Symbol der Keuschheit dar, von einem Missionar erfunden. Ließ sich eine Jungfrau etwas zuschulden kommen, was öffentliches Ärgernis erregte, dann trat der Rat der Auderlinge (Kirchenältesten) zusammen, unter Vorsitz des Missionars. Und den folgenden Sonntag wurde dem Unglückswurm vor den Augen der andächtigen, sittlich entrüsteten Gemeinde am Altar die weiße Binde von der Stirn genommen. Der Missionar sprach den Fluch der Kirche über sie aus, sie müsse Schule und Kirche fernbleiben, bis sie bereute. Frist: sechs Wochen. Die weiße Binde durfte sie niemals wieder tragen.

Mit meiner Pauline hielt ich es nicht lange aus. Es war sehr teuer, bei den täglichen Mahlzeiten ihre sämtlichen nahen und fernen Anverwandten mit durchfüttern zu müssen. Ihre Arbeitsleistung war gleich Null, und die königliche Mutter störte mich oft schon am frühesten Morgen, um ein Treckselki (Handvoll) Kaffee zu erbetteln. Kurz entschlossen trennte ich mich von ihr und behalf mich von nun ab mit Jungens.

Die Kocherei im Freien am offenen Feuer war keine Kleinigkeit. Das ständige Bücken und lange Stehen in der Sonnenglut waren recht unangenehm. Damit die Sache wenigstens im Schatten vor

sich ging, baute mir der alte Ertmann aus Binsen und Riet vor unserem Hause eine Art Sonnendach.

Vom Zubereiten der Speisen hatte ich natürlich auch wenig Ahnung. Auch da half mir in rührendster Weise der alte Ertmann, und ich bemühte mich, ihm eine gelehrige Schülerin zu sein. Unter seiner Leitung lernte ich Brot und Zwieback backen, afrikanische Fleischspeisen der verschiedensten Art zubereiten und sogar Puddings machen.

Brotbacken ist gar nicht leicht. Da es keine Hefe gibt, muß Sauerteig zum Treiben angewandt werden. Sauerteig machten wir, indem wir Mehl mit lauem Wasser anrührten und in die Sonne stellten. Sowie die Gärung eintrat, war er fertig zum Gebrauch. Ich schüttete ihn in das zum Brotteig bestimmte Mehl, tat die nötige Menge Wasser hinzu, knetete es gut durch und ließ es in Formen, die aus alten Zementfässern zurechtgeklopft waren, aufgehen. Auf der Erde ward ein großes Holzfeuer gemacht, mit trockenem Kuhmist vermischt, weil dieser besser hitzt. Dann kratzten die Bambusen unter dem Feuer eine Vertiefung, groß genug, daß eine Form darin stehen konnte. Auf den Boden der Vertiefung kam glimmende Asche, da hinein die Form, die einen Blechdeckel hatte, und auf diesen der Rest der heißen Asche. So blieb die Form unberührt stehen während zweier Stunden. Dann war das Brot gar. Manchmal aber auch nicht, weil die Asche nicht heiß genug war; dann wieder war es kohlschwarz gebrannt. In dieser Beziehung habe ich manches Lehrgeld zahlen müssen. Später war ich sehr geübt und habe oft auf Reisen des Nachts im Lagerfeuer das leckerste Brot gebacken. War keine Form zur Hand, dann wurde der Teig einfach in die Asche gelegt, diese dann abgeklopft, so gut es ging, und der Rest einfach mitgegessen.

Wir sahen uns meist auf Ziegen- oder Hammelfleisch angewiesen, das uns auf die Dauer sehr über ward. Um wohltuende Abwechslung in die Fleischkost zu bringen, gingen wir viel auf die Jagd. Wir setzten uns frühmorgens an den Fluß auf Anstand und warteten, bis die Wachteln (Patreischen) zum Wasser kamen, um zu trinken. Da Patronen sehr teuer waren, sparten wir möglichst damit. Um nun trotzdem mit einem Schuß möglichst viele Vögel zu bekommen, legten

wir Dorngebüsch auf das fließende Wasser, so daß die Vögel, die in großen Scharen herbeiflogen, sich auf einer möglichst kleinen Fläche sammeln mußten, wollten sie trinken. In weiter Ferne schon erkannte man sie am Fluge. Beim Näherkommen vernahm man deutlich ihr Geschrei hoch oben in den Lüften. Der Hauptschar voran flogen einzelne Tiere; diese waren offenbar die Führer. Sie flogen hin und her, um zu erkunden. Machte man eine unvorsichtige Bewegung, so daß sie einen gewahr wurden, dann ließen sie sofort einen eigenartigen Warnungsruf ertönen, und fort war die ganze Schar. Wir erkannten bald ihre Gewohnheiten. Unter guter Deckung rührten wir uns nicht und ließen die Tierchen ruhig trinken, sobald sie aber im dichten Haufen am Wasser saßen, ward ein Schrotschuß abgegeben. Die Tiere, die weidwund waren, wurden im Umsehen von unseren Bambusen gefangen und getötet. Die ganze Beute kam in einen eigens dazu mitgebrachten Sack. Mitunter hatten wir bis vierzig und darüber, oft natürlich aber auch weniger. Das Rupfen machte keine Schwierigkeit. Die Bambusen häuteten sie einfach und nahmen sie aus, aber nur auf meinen ganz besonderen Wunsch. Wir hängten sie dann an einem langen Bindfaden auf, um sie am nächsten Tage zu kochen. Die Suppe war sehr kräftig. Sie erhielt einen Zusatz von getrocknetem Kohl oder sonstigem Gemüse und statt Kartoffeln gab es kleine geschnittene Würfel vom Kürbis.

Des Abends gingen wir auf Perlhühner, oder wir zogen auf einige Tage in die Wildnis hinaus, wo wir entweder in den Bergen auf Kudus und Gemsböcke (Säbelantilopen) pirschten, oder wir schossen auf der Savanne Springböcke. Gewöhnlich kamen wir dann mit einer ganzen Karrenfracht Fleisch nach Hause. Wir mußten, um größeres Wild zu erlegen, weit in die Savanne hinaus. In der Umgegend von Okombahe war es verschwunden, verscheucht durch die Kaffern, von denen ein jeder monatlich fünf Patronen bekam. Eine Patrone wurde meist halbiert, um eine zweite daraus zu machen. Streichholzköpfchen dienten als Zünder. Da die Kaffern nur aus nächster Nähe schossen, so genügten ihnen diese Patronen, die allerdings nur geringe Tragweite hatten, vollständig.

In frischem Zustande brieten wir das Fleisch oft auf dem Rost.

Leider hielt es sich nicht lange. In der heißen Zeit war es oft schon nach sechs bis acht Stunden schlecht. Da zogen wir aus Sparsamkeitsrücksichten das Fleckfleisch, Bülltong, das ich bereits erwähnte, vor. In meiner Eigenschaft als afrikanische Hausfrau habe ich manches zubereitet: Fleischklunkern aus Zebrafleisch, in Zebrafett gebraten, Klippdachs, Leguane, Schildkröten, Kudu-, Springbock-, Deuckerbraten, Straußeneier, Perlhühner, Heuschrecken, Paus usw.

Gemüse hatten wir im ersten Jahre nicht, außer den aus Deutschland importierten gepreßten Gemüsetabletten oder dem, was wir ab und zu geschenkt bekamen. Als Beikost zum Fleisch gab's Wasserreis in Ermangelung von Kartoffeln, oder Kürbis, in Salzwasser abgekocht. Aus Kürbis bereitete ich auch tadelloses Mus. War der Kürbis zu Mus zerkocht und durch ein Sieb gerührt, dann wurde er gezuckert und mit Essig säuerlich gemacht. Er schmeckte ausgezeichnet.

Mit Fett oder Butter sah es schlimm aus. Mein Mann hatte schon in Karibib gewaltige Dosen amerikanisches Schweinefett erstanden. Es war aber sehr ranzig und eigentlich ungenießbar. Die Kaffern machten eine Art Butter durch Schütteln der Dickmilch in der Kalabas. Sie schmeckte aber stets nach Kalabas, säuerlich und mit einem sonderbaren Beigeschmack. Da blieb mir nichts übrig, als selbst zu buttern. Ich tat Sahne in ein Mixpickleglas und schüttelte sie geduldig so lange, bis es eben Butter gab. Später hatte ich es mit der Hünersdorfschen Buttermaschine und dem Butterfaß bequemer. Das Unangenehmste bei der Sache war aber, daß ich diese Art Arbeiten niemals meinen Bambusen überlassen konnte. Sie leckten und naschten so lange daran herum, bis alles leer war.

In dieser Butterkalamität lernte ich gar bald das Hammelschwanzfett schätzen. Die Hammel bei uns drüben haben prachtvoll fette Schwänze. Sofort nach dem Schlachten ward mir der Schwanz gebracht. Dieser wurde abgezogen, zerhackt und geschmort. Das abgeschöpfte Fett war sehr ergiebig und schmeckte gut aufs Brot geschmiert. Ich benutzte es zum raffiniertesten Kuchen- und Tortenbacken und habe stets unendlich bedauert, daß ein Hammel immer nur einen Schwanz hatte.

Nun die Getränke. Das Wasser auf Okombahe war das Grundwasser des Omaruru-Riviers. Es wurde entweder in Eimern auf dem Kopfe herbeigetragen oder geschöpft und ins Wasserfeiki, ein kleines Faß, geschüttet. War das Fäßchen voll, so wurde das Spundloch mit Gras oder Zeug verschlossen und vermittels Ochsenriemen, die an den beiden Böden des Fasses festgenagelt waren, nach Hause gerollt. Unsere Hauptgetränke bildeten dünner Tee, Kaffee und Milch. Letztere meist in Form von Omeire. Omeire ist das Nationalgetränk der Hereros, fehlt aber auch niemals auf der Tafel der alteingesessenen Ansiedler. Auch ich hatte zuerst einen gewissen Widerwillen dagegen zu überwinden. Sie wirkt berauschend und verursacht zuerst ein unangenehmes Gefühl der Völle. Hat man sich erst daran gewöhnt, so entbehrt man sie ungern. Nur muß man sich hüten, sie vor dem Reiten oder während desselben zu trinken. Dann liegt sie einem wie Blei im Magen. Bier oder Wein besaßen wir selten, wohl aber einen tadellosen Hennessy.

Es ist entschieden ein ausgezeichnetes Gesetz, daß ohne von der Regierung ausgestellten Erlaubnisschein den Kaffern keine Spirituosen verabfolgt werden dürfen. Man ist ganz unsäglichen Betteleien ausgesetzt, denen man sich aber mit Hinweis auf das Verbot der Regierung mit Erfolg entziehen kann.

Schon gleich zu Anfang unseres Aufenthaltes kaufte mein Mann eine Herde Ziegen und Kühe und verschaffte sich andauernd Vieh, um sobald als möglich einen guten Grundstock für die zukünftige Farm zu bekommen. Das Kleinvieh, Ziegen und Schafe, tauschte er meist von den Bergdamaras ein, während er das Großvieh durch die Hereros empfing. Zu diesem Zwecke hielt er sich oft länger als einen Monat unter den Hereros auf.

In seiner Abwesenheit war ich meist in großer Not mit der Dienerschaft, da ich weder die Hottentotten- noch die Hererosprache so schnell ohne jegliche Hilfsmittel erlernen konnte. Und so kam es oft zu großen Mißverständnissen und Unbotmäßigkeiten von seiten der Leute. Da mußte ab und zu meine Reitgerte erfolgreich vermitteln. Die jungen Leute trieben es aber auch zu arg.

Karl, der Oberkoch, hatte sich einen Nagel als Sporn in den Schuh geschlagen. Wenn er im Vorratsraum an den Zuckersäcken vorbeiging, schlug er unversehens mit dem Fuß dagegen und ritzte sie auf. Durch „unbeabsichtigtes" Stoßen und Puffen preßte er sie dermaßen, daß der Zucker in großer Menge daraus hervorrieselte. Dann bückte er sich, tat, als hätte er etwas verloren, kratzte ihn zusammen und füllte sich die Taschen.

Kombani, der Ovambo-Gärtner, stahl sich des Nachts in den Kral und trank die Ziegen aus. Und ich wunderte mich und sorgte mich ab, weshalb wohl binnen zwei Tagen an die zwanzig und mehr kleine Lämmer eingingen. Dies tat er mir zum Dank, daß ich ihn während einer bösen Lungenentzündung Tag und Nacht gepflegt hatte.

Isaak rupfte mit unendlicher Mühe die Vögel und häutete die Hasen. Er war äußerst sparsam veranlagt. Um beim Servieren das saubere Tischtuch zum Nachwischen der Teller zu schonen, holte er sein Hemd aus der Hose und bearbeitete damit sämtliche Teller während einer größeren Gesellschaft, die wir gaben. Auf mein entsetztes „Isaak, was tust Du?" antwortete er seelenvergnügt: „Laß nur, gnä Frau, das Hemd ist nicht mehr ganz rein, es macht nichts."

Ruben, der Leibbambuse meines Mannes, rauchte seine besten Zigarren und trank mir den Kapwein aus. Theodor schlachtete die besten Stücke aus der Herde und schwor Stein und Bein, sie verloren zu haben.

Am besten kam ich noch aus mit Kasupi, auch einem Ovambo, der zu jeder Arbeit verwendbar war. Er war trotz seiner dreißig Jahre oder mehr noch niemals bekleidet gewesen. Ich schenkte ihm einen blauen Leinenanzug, und vertrauensvoll kam er zu mir und ließ sich belehren, wie man Hosen anzöge, die Träger befestige usw. Stets ging er auf Freiersfüßen, und um sich noch unwiderstehlicher zu machen, band er sich mit Vorliebe ein dickes Küchenhandtuch als Schlips um den Hals.

Aber Ungeziefer hatten sie alle, und mit der Reinlichkeit war es bei allen nicht weit her. Meine europäischen Begriffe davon fingen an, sich zu verwirren. Ich gab ihnen Waschbecken und Seife. Die verschenkten sie. Ich gab Handtücher. Die wurden als Lenden- und Halsschmuck verbraucht. Die Schlafdecken waren binnen kurzer Zeit

durchlöchert und verbrannt. Nur der gemeinsame große Stahlkamm erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Des Sonntags früh vor der Kirche entbrannte stets heftiger Kampf um ihn, und er machte die Runde bei sämtlichen Gigerln und Schönen des Platzes, die sich zu dem Zwecke bei uns auf dem Hofe versammelt hatten. Mit Argusaugen aber wachten meine Bambusen, daß ihn nicht etwa jemand „aus Versehen" mitnahm.

Auf Okombahe gefiel es uns ganz gut, und wir dachten nun daran, bald mit dem Bau eines größeren bequemen Hauses anzufangen. So ganz sagte uns unser „Festlokal" nicht zu. Die Fenster, die sowieso winzig klein waren, wurden in Ermanglung von Scheiben mit Kistendeckeln zugenagelt, so daß die Wohnung bei geschlossener Tür in sezessionistisch interessantem Halbdunkel lag. Der Fußboden wurde allwöchentlich zur besseren Haltbarkeit mit afrikanischem Fußbodenlack, verdünntem Kuhmist, überstrichen. An und für sich hatte ich nichts dagegen, nur, wenn er naß war, dann war er mir aus allen möglichen Gründen höchst fatal. Die Decke bestand aus Balken, zwischen denen das Wellblech schimmerte. Die Wellblechplatten waren schon längst nicht mehr intakt, ungehindert drangen die Strahlen der Sonne hindurch, oder der milde Vollmond blinzelte herein. Auch der Regen goß seine Ströme auf mich und mein Bett und riß dicke Straßen die Wände entlang.

Um Ventilation zu schaffen, waren ringsherum in den Wänden unter dem Dach große Löcher gelassen, durch die der Wind pfiff und große, gelbe Staubwolken hineintrug. Zeitweise, tags und nachts, war alles in Gefahr, davonzufliegen, das Dach auch. Um uns wenigstens davor zu schützen, legten wir schwere Steine darauf. Durch die Luken kamen ungehindert Vögel und greuliche, dickbäuchige Eidechsen. In den Ecken saß oft eine ganze Anzahl dieser Tiere, zu scheußlichen Klumpen geballt. Und ich mußte noch froh sein, daß sie da waren, denn sie sind sehr nützlich, weil sie die unzähligen Moskitos und Fliegen wegfangen. Nachts flatterten uns Eulen und Fledermäuse um die Köpfe.

Das Wellblech knackte und machte einen Heidenlärm, sobald ein winziger Vogel darauf herumlief. Oft schreckte ich des Nachts auf

und dachte wunder, was da oben los sei. Auf der Erde raschelten die Ratten und Mäuse und bauten die Termiten. Um uns gegen sie zu schützen, stand alles, was wir hatten, auf Steinen. Daß es dadurch fester stand, ließ sich nicht behaupten.

5. Der Hausbau.

Daß sich unter diesen Verhältnissen der Wunsch in uns regte, bald ein anderes Haus zu besitzen, läßt sich denken.

Den Platz hierzu hatten wir uns schon längst ausgesucht: Auf einem felsigen Gelände, vor meines Mannes altem Hause, mit der Front nach dem bewaldeten Flußufer zu gelegen, sollte der Bau errichtet werden.

Gemeinschaftlich arbeiteten wir einen Plan aus und steckten nach diesem mit Hilfe einiger Kaffern das Fundament ab. Nachdem wir uns so über die Größe des Grundstückes klar geworden, das wir zu erwerben gedachten, schickten wir den Plan nach dem Bezirksamte zu Omaruru und baten um Genehmigung des Kaufvertrages. Diese ließ nicht lange auf sich warten, und bald waren wir afrikanische Grundbesitzer.

Nun galt es zuerst, sich die nötigen Leute zu sichern, die mit Hand anlegen konnten. Bald fanden wir sie. Die eine Gruppe mußte Ziegelsteine streichen. Die Formen dazu machte uns der Unteroffizier Scholz, ein gelernter Tischler. Lehmhaltigen Boden gab's überall. Mein Mann zeigte den Leuten, wie die Arbeit zu machen sei. Einer von den Leuten mußte die lehmige Erde aushacken, der andere Wasser holen. Der dritte vermischte Lehm und Wasser und knetete beides mit den Füßen gut durch. Wieder einer füllte die Masse in die Formen, und die übrigen trugen die vollen Formen weiter weg, um sie vorsichtig eine hinter der anderen aufzubauen. Sehr sorgfältig ward das die Form stützende Brett weggezogen, und die Steine lagen paarweise in Reih und Glied an der Erde. Sonne und Luft mußten sie trocknen. Dann wurden sie umgedreht, und wenn sie auch auf der Rückseite trocken

waren, hochgestellt. Gebrannt wurden sie nicht. Für tausend Steine bekamen die Leute zwölf Mark.

Jeden Sonnabend hatte ich die Aufgabe, die in der Woche gestrichenen Ziegelsteine zu zählen und danach abzulohnen. Ich mußte sehr aufpassen, um nicht die Steine von der vorhergehenden Woche nochmals mitzuzählen, die sie mir gar zu gern mit dazwischenmogeln wollten. Jedes abgezählte Tausend ward zu einem Haufen aufgeschichtet und mit Wellblech zugedeckt, um es gegen das Naßregnen zu schützen.

Die andere Gruppe der Leute unter dem Kommando vom Unterkapitän Josua schaffte passende Felsblöcke herbei für das Fundament. Sie wurden von weit her aus dem Gebirge mit der Karre geholt. Ungefähr zwanzig Fuhren brauchten wir. Es war ganz unglaublich schwer, das Fundament kunstgerecht aufzuführen. Die Leute hatten keine Vorstellung von einer geraden Linie, da sie doch nur die kreisrunde ihrer Pontoks kennen, und ich mußte mehrere Wochen lang mit Wasserwage und Winkelmaß dabei stehen, bis wir gerade Linien heraus hatten. An einer Ecke des Fundaments mauerten wir eine versiegelte Flasche mit der Hausurkunde ein.

Als das Fundament vollendet war, wurde das Ganze noch mit einer starken Zementschicht bestrichen, um auf diese Weise das künftige Wohnhaus vor den lästigen Termiten zu bewahren.

Die Termiten sind eine Ameisenart, die sich besonders häufig im tropischen Amerika und Afrika findet. Sie leben gesellig in großen Kolonien. Die „Soldaten" besorgen die Verteidigung, die „Arbeiter" den Bau des gemeinschaftlichen Nestes und die Pflege der Brut. Die „Königin" zeichnet sich durch ganz außerordentlich entwickelten Umfang ihres Hinterleibes aus. Die Termiten bauen aus Lehm und Sand, mit Speichel gemischt, zuckerhutförmige, gemeinschaftliche Wohnungen. Solche Termitenhügel sind oft bis fünf Meter hoch und so hart, daß sie dem stärksten tropischen Regen widerstehen und nur mit Hacken und Brecheisen zerstört werden können. Den Menschen sind die Termiten sehr lästig und schädlich. Sie unternehmen nächtliche Wanderungen, dringen in die Häuser ein und zerstören hier namentlich alle Holzteile (Balken, Möbel, Kisten, Gerätschaften).



R. Ertmann aufgen.

† Feldwebel Müller
beim Abkochen.



R. Ertmann aufgen.

Mein Mann auf Posten am
2. Geburtstage unseres Sohnes.



Weidendes Vieh.

Dabei höhlen sie aber nur das Innere aus und schonen die Oberfläche, so daß schließlich anscheinend unversehrte Gegenstände bei leichter Erschütterung zusammenstürzen. Sie fressen auch gern an der Wand hängende Kleidungsstücke, Gardinen, Handtücher an. Und nimmt man diese am Morgen von der Wand, so zerfallen sie in einzelne Stücke. Ich habe es erlebt, daß sie ein ganzes Regal mitsamt den Büchern ausgehöhlt hatten. Die Bücher standen schön in Reih und Glied aufgebaut. Da stieß zufällig eine ungeschickte Hand an eins derselben und sämtliche Bücher fielen in sich zusammen.

Wie oft kam es vor, daß wir eine schwere Kiste heben wollten; das ging auf einmal so leicht. Wir hoben die Kiste, der Boden gab nach und war mitsamt dem Inhalt aufgefressen. Hinter Bilder nagelt man gewöhnlich Blech, um sie zu schützen. Jedoch viel nützt es auch nicht. Die Termiten bauen Röhrchen darum herum und marschieren in ihnen entlang, bis sie zu der einmal beabsichtigten Stelle kommen. Auf diese Weise erreichen sie auch von der Wand entfernt stehende Gegenstände. Das Sicherste gegen diese Plage ist Zement, weil sie ihn nicht durchdringen können; sind sie aber einmal in einem Hause drin, so müssen sämtliche an der Wand stehende Gegenstände täglich untersucht werden. Findet sich irgendwo eine Termitenstraße, dann spritzt man mit Petroleum; das vertreibt sie wenigstens auf längere Zeit, bis sie eben an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommen.

Während des Fundamentbaues war Themis noch einmal mit zwei Wagen in Karibib gewesen, um einzukaufen, was alles noch für den Hausbau gebraucht wurde: viele Fässer Zement, Balken und Wellblech fürs Dach, verschiedene Farben, Terpentin, Öl, Nägel, Fensterrahmen, Fenster, Glas, Türen und Schlösser. Teilweise hatten wir die Sachen aus Deutschland kommen lassen, teilweise in Swakopmund und Karibib bestellt.

Als alles beieinander war, wurden die Mauern aufgeführt. Themis engagierte etwa zwanzig bis dreißig Weiber jeden Alters, die die Backsteine nach dem Neubau tragen mußten. Jeden Morgen vor Beginn der Arbeit versammelten sie sich vor unserer Tür. Dann trat mein Mann heraus, oft nicht gerade sorgsam gekleidet, und gab einer

jeden das „Ticket", ein Pappkärtchen mit seinem Siegel. Am Abend mußten sie es wieder abgeben, und nur die wurden abgelohnt, die im Besitze eines solchen Kärtchens waren. Es war nämlich vorgekommen, daß sich etliche einfach des Abends zum Ablohnen einstellten, ohne den Tag gearbeitet zu haben. Beim Wiederanfang der Arbeit nach der Mittagspause wurden die Weiber abermals gezählt, ob sich auch keine gedrückt hätte. Jede trug fünf Backsteine auf dem Kopfe, und im Gänsemarsch bewegte sich der Zug nach dem neuen Hause und wieder zurück an die Stelle, wo die aufgeschichteten Steine lagen. An der Spitze marschierte die Oberaufseherin Au-Lenas (die alte Lene), nur mit einem alten Sack bekleidet, in den oben für die Halsöffnung ein Loch geschnitten war. Die anderen sahen ähnlich aus. Sie bewegten sich vollständig im Takt und sangen stundenlang dasselbe eintönige Lied in der Nama-Sprache: „Eh, wir tragen Steine für Mr. Eckenbrecher, eh, Steine tragen ist schwer, eh, wir haben aber nun genug zu essen", und dann ging es wieder von vorn an.

Der Unterkapitän Josua und sein Schwiegersohn Manuel Timbo führten die Mauern auf und die Ecken mauerte mein Mann. Als Bindemittel diente verdünnter Lehm, den einige Weiber in Eimern herbeischleppen mußten. Und ich ging ab und zu mit Wasserwage und Lotblei, reichte mit Steine an und beaufsichtigte den ganzen Betrieb. Beim Mauern der Fenster stießen wir auf unerwartet große Schwierigkeiten. Die Wand, die darüber war, konnten wir der Termiten wegen nicht durch Balken stützen und mußten deshalb Bogen mauern. Was haben wir uns da geplagt! Ich zeichnete einen Halbkreis auf zusammengenagelte Kistendeckel, der von meinem Mann ausgesägt wurde. Darauf legten wir dann die Backsteine, die wir mit Stemmeisen und Meißel behauten, bis sie die Form hatten, um einen Halbkreis bilden zu können. Nachdem wir alles an der Erde hübsch probiert hatten, versuchten wir es am Hause, und es gelang vortrefflich. Nach und nach bekamen wir ordentlich Übung in der Sache. Erst mauerten wir alle Fensterbögen, und dann gingen wir an die schwierigeren Türwölbungen. Sie glückten über Erwarten gut, fielen nicht zusammen und sahen beinahe symmetrisch und schmuck aus.

Das Haus bestand aus vier großen Zimmern, der Küche, Speisekammer und dem geräumigen Vorratsraum. Um es recht hübsch kühl zu haben, bauten wir die Mauern sehr hoch. Dann legten wir dünne Querbalken als Decke und auf dieselben in einigen Zimmern Riet; in anderen wieder nagelten wir Kattun von Balken zu Balken und bekamen dadurch eine sehr gute Zimmerdecke. Darüber wurden die Mauern noch einen Meter höher aufgeführt. Dann erst legten wir die dicken Balken, die das Wellblech tragen sollten. Auf diese Weise erhielten wir zwischen dem Wellblech und der Zimmerdecke eine Isolierschicht von Luft, die wesentlich dazu beitrug, das Wohnen angenehm und kühl zu machen. Hat man die Wellblechplatten direkt über dem Kopf, so strömen sie eine unsagbare Hitze aus.

Wir hatten Wellblechplatten verschiedener Größen, die wir auf das Dach legten. Untereinander und auf die Balken wurden sie festgeschraubt. Unter jeder Schraube saß ein Blechplättchen, das verhindern sollte, daß die Feuchtigkeit in die Schraubenwindung drang und Rost verursachte.

Das ganze Dach war nach der Rückseite des Hauses zu um einen halben Meter abgeschrägt, so daß der Regen bequem hinunterlaufen konnte. Die nach hinten liegenden Platten standen um ein beträchtliches über die Mauern hinweg und ersetzten die Dachrinne. Auf diese Weise konnte der Regen hinuntertropfen, ohne mit der Wand in Berührung zu kommen. Am Rande des Daches wurde nochmals eine kleine Mauer auf drei Seiten gezogen und an die vierte, da, wo sich das Dach senkte, legten wir große Felssteine, damit der Wind nicht die Platten abreißen konnte.

Nun mußte aber auch die Dichtheit des Daches geprüft werden. An Stricken schafften wir etliche Eimer Wasser hinauf. Ich ging hinunter in die Zimmer und paßte auf, ob sich durch das oben ausgegossene Wasser Feuchtigkeit an der Decke zeigte. In dem einen Zimmer war es der Fall; nach langem Suchen entdeckten wir den Riß im Wellblech und schraubten noch eine Platte darüber.

Inwendig im Hause waren bald die Türen und Fenster eingesetzt, die Wände verputzt und gestrichen. Nun kam der Fußboden an die Reihe. In einigen Zimmern entschlossen wir uns der Billigkeit wegen

zu dem im Lande allgemein üblichen Lehmfußboden. In Eimern wurde von den Weibern der Lehmbrei hereingetragen. Er mußte vierzehn Tage lang, unbetreten und unangerührt, trocknen. Dann mußte er festgestampft bzw. festgetrampelt werden. Wieder mußten die Weiber heran. Mein Mann setzte sich in die Mitte des Zimmers und spielte ihnen auf der Treckorgel einen flotten Tanz. Sofort fingen sie an, in ihren rhythmischen Bewegungen im Kreise herum auf und ab zu trampeln, und je wilder die Musik war, desto wilder wurde auch das Getrampel. An zwei Vormittagen wurden diese Übungen fortgesetzt, und dann hatten wir einen tadellos festen Fußboden. Nachdem der Lehm ganz trocken war, wurde tüchtig ungebleichtes Leinöl darüber gegossen, das sich einsog und trocknete. Dann war der Fußboden fertig.

In anderen Zimmern mischten wir einen Teil Zement mit vier Teilen Sand und strichen ihn ungefähr zehn Zentimeter dick auf die Erde. Auch diese Art war ganz gut geraten. Sie hatte den Vorteil, daß man den Fußboden tüchtig naß sprengen konnte, um die Zimmer kühl zu erhalten. Aber der Zement war sehr hart. Er griff die Schuhsohlen an und machte mich leicht „pflastermüde".

Auf die Veranda verwendeten wir besondere Sorgfalt, denn sie sollte doch sozusagen als Wohnzimmer dienen. Sie ward sehr geräumig und hoch erbaut und erhielt einen aus Felssteinen gepflasterten Fußboden. Inwendig malte mein Mann sie hellblau aus und verzierte sie mit allerlei Blumenornamenten.

Wir verbrachten in ihr den größten Teil des Tages, dort nahmen wir alle Mahlzeiten ein und saßen oft beim Lampenschein bis zum frühen Morgen. Um das Haus äußerlich ein wenig zu verschönern, bauten wir das Verandadach in Giebelform, und mein Mann bemalte es. Auf die eine Ecke der Längsseite kam ein Pegasus: die geistige Kraft, auf die andere ein Zentaur: die physische Stärke. Mit beiden ausgerüstet, gedachten wir den Kampf mit dem unwirtlichen Lande aufzunehmen. Zwischen beiden Figuren stand mein Lieblingsvers aus dem Horaz: „Caelum non animum mutant qui trans mare currunt." (Die über das Meer fahren, ändern wohl den Himmel über sich, aber nicht das Herz.)

Möbel hatten wir zum größten Teil aus Deutschland mitgebracht. Wir besaßen eine reizende dunkeleichene Eßzimmereinrichtung, ein Wohnzimmer aus zusammenlegbaren Wiener Möbeln und aus Nußbaum die Möbel fürs Schlafzimmer. Was wir sonst noch brauchten, wurde aus Kistenholz zusammengezimmert. Der alte Ertmann und Unteroffizier Scholz legten tüchtig mit Hand an. Die Sachen sahen zwar ein bischen plump aus, waren aber entschieden zweckentsprechend. Ich hatte die Anstreicherarbeiten übernommen, auch an Türen und Fenstern.

In der Küche hatten wir einen bescheidenen kleinen Kochherd, der mit Holz geheizt wurde und brav seine Pflicht tat. Manch schwere Stunde habe ich an ihm verbracht. Aber mit der Zeit lernt man sogar kochen.

Mit dem Backen stand ich sehr bald nicht mehr auf dem Kriegsfuß; es machte mir Spaß, und mein Mann hatte, um mich zu erfreuen, im Hofe einen allerliebsten Backofen gemauert. Er war natürlich höchst einfach, aber das Brot geriet. Der Herd wurde voll Holz gepackt und dieses dann angesteckt. War es zu Asche verglüht, dann kratzte es einer der Bambusen heraus, wischte mit einem eigens zu dem Zwecke gehaltenen nassen Scheuerlappen den Ofen gut aus und schob die Brotpfannen, mit dem Teig gefüllt, hinein. Eine Tür gab es nicht. Vor die Öffnung stellten wir eine Wellblechplatte, und vor diese dicke Steine, damit sie nicht umfallen konnte. Auf den kleinen Schornstein kam ein alter Topfdeckel, mit einem Backstein beschwert, um die Hitze darin zu halten.

Vom alten Junggesellenheim meines Mannes, das hinter dem neuen Wohnhause lag, wurde die eine Kammer Hühnerstall, während die andere als Geräteschuppen diente. Daran bauten wir den Holzstall und das Lämmerhock an, ein winziges Käfterchen, in das die kleinen Lämmer allabendlich gebracht wurden, um sie vor Kälte, Regen und Raubtieren zu schützen, und auch, um zu verhindern, daß sie während der Nacht die ganze Milch austranken.

Hinter diesen Gebäuden befanden sich die Pontoks für die Dienerschaft. Man kann seine Leute nicht des Nachts im Hause behalten, weil sie zuviel Ungeziefer mit hereinschleppen würden.

Im Hause war es sehr gemütlich. Alles neu und behaglich, eigenhändig und mit Sorgfalt und Liebe eingerichtet. Das Eßzimmer war unser besonderer Stolz. In der einen Ecke hatte mein Mann einen Kamin gebaut, der richtigen Zug hatte. An kalten Abenden saßen wir in bequemen Stühlen davor und sahen in die knisternde Glut: Und der Teekessel summte, und der alte Ertmann, unser ständiger Gast und Helfer, erzählte in seiner melancholischen Weise die Enttäuschungen und Erlebnisse seines Lebens immer wieder, bis derselbe Schluß kam: „Und ich hasse die Menschen. Ich liebe die Wildnis in ihrem Schweigen und ihrer Größe, die Ruhe gibt und das Leid vergessen macht. Und wenn ich einst nicht mehr bin, dann wünsche ich mir nur das eine: Ich will nicht auf einem Platz begraben sein, und kein Missionar soll meine guten und schlechten Taten dem neugierigen Volke preisen. Allein will ich sterben, und mein Leib soll aufgehen in der Wildnis." So ist es gekommen. Der sonderbare Alte ging vor vielen Monaten auf die Jagd in der Gegend von Outjo und ist verschollen von dem Tage an. Mehrere Patrouillen wurden ausgesandt, ihn zu suchen; vergebens. Die Wildnis, seine große, einzige Freundin, nahm ihn auf und gibt ihn nicht wieder. Man glaubt, daß er von fliehenden Hereros erschossen worden ist. Der Alte war ein Phantast und Schwärmer, aber wir hatten ihn lieb.

Wir waren drei Tage im neuen Hause, da wurde unser erster Sohn geboren. Ich war allein auf die Erfahrung und Hilfe der Eingeborenen angewiesen, die auf ihre, uns Europäern nicht gerade angenehme Weise ihr möglichstes taten.

Die Geburt unseres Kindes war das Ereignis des Platzes. Eine halbe Stunde danach mußte ich die Glückwunschvisiten des Kapitäns, Unterkapitäns und von ungefähr zwanzig bis dreißig schwarzen Damen persönlich empfangen, die sich auch die nächsten Tage wiederholten. Ich engagierte ein altes, halbweißes Mädchen als Kinderfrau, und abgesehen von ihrer stark ausgeprägten Liebe zum Alkohol, kann ich mich über sie nicht beklagen. Sie hat mir mit Rat und Tat in meiner Unerfahrenheit zur Seite gestanden, und nicht zum geringsten Teile habe ich es ihr zu verdanken, daß der Kleine so prächtig gedieh. Wenn er zurecht gemacht und gebadet wurde, fanden sich stets

zahlreiche Zuschauer ein. Namentlich das Baden erschreckte sie sehr: „Gnä Frau, laß stehen das Wasser; das Kind geht sicher tot, wenn Du es ins Wasser tust. Mit Fett mußt Du es abreiben." Und als es dem Baby gar wohl gefiel im Wasser, da war des Staunens und Verwunderns kein Ende.

In den ersten Wochen seines Lebens bekam das Kind haufenweise Geschenke, so viele, wie wohl nie mehr in seinem ganzen Leben: ein Kalb vom Kapitän, Ziegen, Lämmer, ein Huhn, Fleisch, Eier, Tabak, Holzlöffel, Kürbis, Dickmilch usw. Es ging schier ins Unendliche, was wir an Gegengeschenken verabreichen mußten.

Sechs Wochen danach tauften wir und feierten zugleich die Einweihung des Hauses. War das ein Fest! Der ganze Platz feierte mit. In- und auswendig hatten wir das Haus mit Palmenzweigen geschmückt, in meinem Zimmer einen Altar hergerichtet, und die Jugend des Platzes ausgeschickt, um Blumen zu suchen. Für die Veranda hatten wir selbst Lampions in buntem Papier geklebt, und alles war so feierlich, wie möglich.

Der Missionar taufte das Kind, seine Frau und ein Reiter der Schutztruppe walteten als stellvertretende Paten.

Die Eingeborenen feierten das Fest so recht mit Genuß. Im Hofe kochten in dem einen Waschkessel zwei Springböcke und ein Hammel, im zweiten etliche Eimer voll Reis, und literweise wurde süße Rosinensauce dazu bereitet. Kaffee gab es für jeden und für den Kapitän und die Großleute Zuckerbier, soviel sie wollten. Die Stimmung erreichte schon bei Sonnenuntergang ihren Höhepunkt. Um Mitternacht wurden große Feuer angesteckt und von den Eingeborenen dreihundert blinde Schüsse abgegeben. Der Kleine, dem all dieser Lärm galt, schlummerte so friedlich in seinem Körbchen, und kein Mensch ahnte die schweren Tage, die uns allen in nicht zu ferner Zeit bevorstehen würden.

Das Fest hatte bei den Leuten solchen Eindruck hinterlassen, daß es noch auf Monate hinaus das Gespräch an den Feuern bildete, und oft wurde ich gefragt: „Mrs. v. E., wann bekommst Du wieder ein Kind, damit wir wieder eine so schöne Taufe feiern können?"

6. Zukunftspläne und Enttäuschungen.

Dieses Idyll auf Okombahe sollte natürlich nicht ewig dauern. Wir hatten vielmehr vor, uns nach einer passenden, unseren Mitteln entsprechenden Farm umzusehen und taten es auch. Hier das Richtige zu treffen, war sehr schwer. Farmen gibt es ja genug, aber gerade die herauszufinden, die einem in jeder Beziehung zusagt, das ist das Kunststück.

Da kommt zunächst das Land in Frage, das Eigentum der Regierung ist. Will man davon erwerben, so ist das ziemlich umständlich. Man schickt eine Bewerbung ein mit Kapitalnachweis, Angaben, zu welchem Zweck man die Farm haben will usw. usw. Und nun stellt die Regierung ihre Bedingungen.

§ 1. Auf der neuen Farm muß ein Wohnhaus stehen mit mindestens zwei Zimmern.

§ 2. Ein Brunnen muß angelegt werden.

§ 3. Bäume dürfen nur mit vorher eingeholter Erlaubnis der Regierung gekappt werden.

§ 4. Man muß für anständige Wege sorgen.

§ 5. Geht die große Pad durch die Farm, muß man auch diese auf der ganzen Strecke in Ordnung halten.

§ 6. Man muß binnen zwei Jahren einen Garten anlegen, sonst verfällt das Anrecht auf die Farm, gleichgültig, ob sie bereits bezahlt ist.

§ 7. Man muß so und so viel Vieh darauf haben.

§ 8. Man darf nicht ohne besondere Erlaubnis schürfen.

§ 9. Man muß seine Farm umzäunen.

§ 10. Man muß sie auch bezahlen.

Betrachtet man nun diese sogenannten Regierungsfarmen, so ergibt sich bei einiger Kenntnis des Landes, daß sie durchschnittlich

kaum erstklassig sind, denn das beste Land ist ja bekanntlich in den Händen der Gesellschaften.

Mit der South West Africa Company hatten wir kein Glück. Sie besitzt zwar vorzügliche Landstriche, aber sie gibt sie nicht her. Seinerzeit kamen wir darum ein, daß uns besagte Gesellschaft eine Farm im Otavi-Gebiet gegen sofortige Barzahlung ablassen möchte. Da kam ein Brief: Die Gesellschaft bedauere, vorläufig nicht in der Lage zu sein, von ihrem Gebiet uns etwas ablassen zu können. Es sei wohl wahr, die Farmen seien eigentlich zum Verkauf, aber jetzt noch nicht. Wir möchten uns nur gedulden, und wenn es so weit wäre, würde uns die Gesellschaft berücksichtigen. Außerdem, wenn sie verkaufe, verkaufe sie das Schürfrecht niemals mit, und im Falle die Gesellschaft bei ihren Minenanlagen das Land brauche, müsse es ihr jederzeit freistehen, das Land zurückzuerwerben. Das Hektar werde verkauft zu drei bis vier Mark. Die Folge davon ist, daß der Nordbezirk, der fruchtbarste und beste der Kolonie, nur spärlich von Buren bevölkert ist. Deutsche sind in verschwindend kleiner Anzahl dort ansässig.

Wenn ein einzelner Ansiedler Regierungsland kauft, so ist es ihm bei Verlust der Farm verboten, damit zu spekulieren. Ich kenne keine Gesellschaft, sei es die South West Africa Company, die Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft, die Siedelungs-Gesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, die Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, die auf all ihren zahlreichen Farmen die Paragraphen der Regierung beherzigt, die doch dem einzelnen Farmbesitzer vorgeschrieben sind, und auf deren Befolgung so strenge gesehen wird.

Ich wüßte nicht, daß die brachliegenden Farmen der Gesellschaften zum wirtschaftlichen Aufschwung des Landes beitragen. Worin besteht denn eigentlich der Nutzen dieser Gesellschaften? Das ist eine Frage, die sich jeder alte Ansiedler vorlegt. Er kann doch die Farm, die er braucht, gleich bei der Regierung ankaufen, 50 Pfennige pro Hektar, statt daß er sie aus den Händen der Gesellschaften empfängt und hektarweise mit zwei, drei und vier Mark bezahlen muß.

Nach dem Mißerfolg bei der South West wandten wir uns an die Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika und wollten Aubin-

houis am Omaruru-Rivier erwerben. Aber die Kolonial-Gesellschaft verkaufte zu der Zeit keine ihrer am Rivier gelegenen Farmen, weil sie sie selber brauchte. Sie hatte nur eine zu vergeben: Gaynasib, das berüchtigte Klippennest in der Franzfonteiner Gegend, womit der alte Sabatta, ein Kapengländer, einen Teil seiner Schuld eingelöst hatte. Sabatta hatte die Farm seinerzeit von Lazarus Swartboi, dem Häuptling der Franzfonteiner Hottentotten, gekauft, sie aber nur zum geringsten Teil bezahlt. Es stand dem Lazarus frei, sie sich jederzeit wiederzunehmen, wenn er wollte. So sagte er uns selber. Und lachend meinte der alte Gauner: „Aber sie gefällt mir nicht, denn durch die vielen Steine und Felsen wird das Vieh fußkrank. Meinem Vieh schaden sie, aber dem der dummen Deutschen sind sie gerade recht."

Die Schäferei-Gesellschaft aus dem Süden bot uns freiwillig einen Teil ihres Besitzes an, weil sie dem Hendrik Witboi ein wenig zu viel abgekauft hätte. Ob der alte Hendrik gerade den besten Teil seiner Besitzungen abgegeben, bleibt höchst zweifelhaft. Wir untersuchten die Sache nicht näher, denn es zog uns nicht nach Süden.

Nun schrieben wir an die Regierung. Mein Mann hatte von seiner Zeit, die er drüben abgedient hatte, noch Anspruch auf eine Farm, wie sie allen Angehörigen der Schutztruppe, die 1898 den Feldzug gegen die vereinigten Topnaer-Hottentotten und Nordwest-Hereros mitgemacht hatten, versprochen war. Wir baten um eine an der Grenze des Kaoko-Feldes gelegene, im Besitz der Regierung befindliche Farm. Leider erhielten wir bald darauf vom Herrn Gouverneur den Bescheid, daß die Farm kurz zuvor bereits in die Hände eines anderen übergegangen sei.

Wir überwanden auch diese Enttäuschung und baten nun um eine Farm zwischen Okombahe und Omaruru, an den Ufern des Flusses gelegen. Sie war ganz in der Nähe und konnte vom Platz Okombahe aus gut bewirtschaftet werden, zumal es sich vorläufig lediglich um Viehzucht auf ihr handelte. In Okombahe sollten Gartenanlagen in größerem Stile gemacht werden. Hauptsächlich wollten wir uns auf Obst- und Weinbau verlegen. Zu diesen Zwecken standen wir bereits

mit deutschen Firmen wegen Lieferung eines Windmotors, verschiedener Pumpen und Wasserleitungsröhren in Verbindung.

In liebenswürdigster Weise kam uns der damalige Bezirkschef von Omaruru entgegen und befürwortete für uns die Sache. Aber die Verhandlungen zogen sich nach afrikanischer Manier unendlich in die Länge und waren noch zu keinem endgültigen Abschluß gekommen, als der Herero-Krieg ausbrach.

7. Viehzucht.

Während des Hausbaus hatten wir uns wohl viel mit unserem Vieh abgegeben, doch wurde das Interesse daran noch viel größer, seit wir mehr Zeit hatten, uns eingehender darum zu kümmern.

In der Behandlung des Viehes richteten wir uns ganz nach den Gebräuchen des Landes.

Hinter dem Hühnerstall, etwas vom Wohnhause entfernt, aber doch so, daß man sie vom Schlafzimmerfenster aus überblicken konnte, lagen die Krale, in denen das Vieh zur Nacht Unterkunft fand. Mein Mann ging mit mehreren Eingeborenen tagelang in die Wildnis, wo sie Dorngebüsch von anderthalb bis zwei Meter Höhe kappten. Diese abgehauenen Sträucher, Tackies genannt, wurden zu Haufen gepackt und dann mit Hilfe der Ochsen hereingeschleift. Ein großer Kreis wurde abgesteckt und an seine Peripherie das Dorngebüsch gelegt, immer ein Busch auf den anderen. Dabei mußte man sehr aufpassen, daß keine Lücken blieben, durch die sich die Schakale, die größten und frechsten Viehräuber, hindurchzwängen konnten. Zwei Pfähle wurden in geringer Entfernung voneinander eingerammt, so daß man die dadurch entstandene Öffnung bequem mit einem festen Busch, den man dazwischen steckte, verschließen konnte. Das war die Tür.

Um das Vieh vor Krankheiten, Seuchen und wilden Tieren zu bewahren, werfen die Eingeborenen stets eine Handvoll Kuhmist hinein, ehe der Kral von den Herden bezogen wird.

Selten kommt es vor, daß ein Leopard oder eine Hyäne einen guten hohen Dornkral überspringt. Das Vieh ist darin gut aufgehoben. Der sich im Kral ansammelnde Mist wird jedes Jahr zur Zeit der Aussaat als Dünger verwendet.

Diese Art Krale finden wir bei den Eingeborenen und auch bei vielen Ansiedlern. Andere ziehen aus Backsteinen gemauerte vor. Diese sind natürlich viel haltbarer, haben aber den Nachteil, daß sie teurer sind. Bricht eine Seuche unter dem Vieh aus, lassen sie sich schlecht desinfizieren, während ein Dornkral einfach angezündet und an anderer Stelle ein frischer aufgebaut wird.

Die Ochsen und Kühe stehen in dem einen Kral, in dem anderen Schafe und Ziegen durcheinander. Die Hirten schlafen in Pontoks dicht beim Kral, um zur Stelle zu sein, falls das Vieh durch irgend ein Raubtier beunruhigt wird. Auch die Hirtenhunde werden entweder in der Nähe angekettet oder laufen frei im Gehöft umher. Die im Lande heimischen Hunde haben sich so stark mit den aus Europa importierten vermischt, daß man höchst selten noch einen rassereinen Kaffernhund sieht. Sie sind mittelgroß, wolfsähnlich, haben ungewöhnlich stark entwickelten Geruchssinn und sind sehr tapfer auch im Angreifen größerer Raubtiere. Wittert ein Kaffernköter irgendwo eine Hyäne oder einen Leopard, dann verkündet er das Nahen des Raubtieres durch ein eigentümlich lang gezogenes Geheul. Der Hund der nächsten Werft hört es, nimmt es auf und warnt den der benachbarten Werft. Bald ist der ganze Platz lebendig. Die Kaffern treten mit Feuerbränden vor die Pontoks; es wird Lärm gemacht, und falls sich die Hunde noch nicht beruhigen und die Leute das Raubtier noch nicht verscheucht zu haben glauben, zünden sie große Feuer an drei Seiten des Krals an und stellen Wachen aus.

Sobald es Tag wird, suchen sie in der Nähe der Werft, an der der Hund zuerst den Warnungsruf gegeben, nach Raubtierspuren den Erdboden ab. Die kommende Nacht stellen sie dann in der Gegend ein Tellereisen auf, das sie meist gemeinsam von einem weißen Händler gekauft haben. Eine Falle muß sehr kunstgerecht aufgestellt sein, will man mit ihr Erfolg haben. Wir haben es vom alten Ertmann gelernt, mit dem wir oft stundenweit gingen, um die Eisen nachzusehen.

Je nach der Größe der Tellereisen muß man sie verankern, damit das Tier, das sich darin fängt, nicht das ganze Eisen mitnimmt. Die Anker gräbt man fest in die Erde und beschwert die Ketten außerdem noch mit großen Steinen. Die Falle wird durch einen Hebel gestellt und, um sie zu verdecken, eine dünne Schicht Sand darüber gestreut. Doch damit nicht genug. Die Tiere haben so feinen Instinkt, daß sie trotzdem die Gefahr, durch Menschenhände bereitet, wittern würden. Deshalb wird frischer Kuhmist über sämtliche Eisenteile geschmiert und in der Nähe verstreut. Der starke, intensive Geruch des Mistes verdeckt den des Menschen. In ganz geringer Entfernung bindet man ein kleines Lamm als Opfer an. Um das Tierchen kommt dichter Dornbusch, mit Ausnahme der Stelle, wo das Eisen liegt. Der Leopard oder die Hyäne trachten meist danach, das Tier im Sprunge zu erreichen. Dies gelingt ihnen auch. Aber der dichte Dornbusch hindert sie, zum Sprunge zurück auszuholen. Sie suchen einen Ausweg, entdecken die freie Stelle im Busch, wo das Eisen vergraben ist, und treten mit tödlicher Sicherheit darauf. Ein Wutgeheul, das in den Bergen mächtigen Widerhall erweckt, ruft den sich in der Nähe versteckt haltenden Fallensteller. Die Bestie gefangen! Ein wohlgezielter Schuß, und sie liegt verendet ihm zu Füßen.

Oft aber kommt es auch anders. Bei einer Falle, die wir mit dem alten Ertmann stellten, hatten sich die Anker gelockert, und das rasende Tier, ein Leopard, der mit der Vorderpranke gefangen war, sprang mit der Last des Eisens fauchend und brüllend vorwärts. Wir und ein paar Kaffern liefen hinterher. Ich brauche nicht hervorzuheben, in respektvoller Entfernung. Man konnte immerhin nicht wissen, ob die Bestie nicht loskommen und uns dann mit der Wut der Verzweiflung angreifen würde. In dunkelster Nacht hörten wir nur sein Wutgeheul und das Rasseln des Eisens. Zu sehen war nichts. Immer weiter entfernte sich der Leopard; nur wenn die Anker über die blanken Steine schleiften, schlugen sie Funken. Endlich verfingen sie sich zwischen zwei Felsblöcken. Zischend, mit bösen, grünschimmernden Augen lag das Raubtier. Sehr vorsichtig gingen wir näher. Aus der Entfernung zu schießen, war in der Dunkelheit nicht ratsam. Traf die Kugel auf die Steine, so konnte sie zurückschlagen

und uns oder die Leute verwunden. Ich war durchaus nicht darauf erpicht, das Tier so ganz aus der Nähe zu besehen. Da schossen, näher herangekommen, mein Mann und Ertmann mehrmals zugleich, und das Tier war tot. Auf seinem Fell spielt jetzt mein jüngster Sohn.

Mit Raubtieren im allgemeinen hatten wir am Platz Okombahe nicht viel zu tun, wohl hauptsächlich, weil wir sehr geschützt, umgeben von Kaffernwerften, lagen. Eines Nachts allerdings hatte ich einen großen Schreck. Ich war allein, mein Mann auf Jagd. Da höre ich die Hunde anschlagen und bemerke, zum Fenster hinaussehend, daß das Vieh im Kral erregt ist. Nur notdürftig bekleidet, trat ich vor die Tür und ging nach dem Krale, um zu sehen, ob es vielleicht Schakale seien, die das Vieh beunruhigten. Mein europäischer Jagdhund Lump, der mich begleitete, kroch plötzlich dicht an mich heran und fing an zu winseln. Auf einmal sprang ganz in meiner Nähe ein Tier, das ich im fahlen Mondlicht nicht zu erkennen vermochte, in den Kral. Meckernd und blökend drängten die Tiere auseinander, eine Ziege schrie jammervoll auf. Ich rief nach den Hirten, der Hund bellte, und in dem Durcheinander sprang das Tier wieder zurück und verschwand im Dunkeln. Gemeinsam mit den Leuten suchte ich den Kral ab, und sehr bald fanden wir eine tote Ziege mit gebrochenem Genick. „Welches Tier tötet so?" „Das ist der Leopard, gnä Frau, morgen wirst Du seine Spuren finden!"

Da war weiter nichts zu machen, und am frühen Morgen weckten mich die Leute: „Gnä Frau, komm und siehe, der Leopard war im Hofe bis am Backofen. Er ist mehrmals um den Kral geschlichen. Siehe hier die Spur!" Was half mir die Spur! Er war über alle Berge, und meine Ziege war tot. Ihre drei Lämmer mußte ich mit der Flasche großziehen. Die nächste Nacht riß der Leopard ein Schaf in der benachbarten Werft, dann ein Kalb weiter entfernt. Schließlich fingen ihn die Kaffern im Eisen. Mit Wut schlugen sie den alten Sünder tot.

Die Schakale sind possierliche, aber ungeheuer dreiste Tiere. Sie dringen durch kleine Lücken im Kral, graben sich unter der Schwelle im Hühnerstalle hindurch, fallen am hellen Tage das Vieh, besonders die Lämmer, an und fressen, können sie sie erlangen, Ochsenriemen,

Felle — alles, was es gibt. Nichts ist vor ihnen sicher. In kalten Nächten kommen sie oft in großen Rudeln auf den Platz und lassen ihr unverschämtes Gebell ertönen. Lärmen verscheucht sie, und die Hunde setzen hinter ihnen her. In Fallen sind sie sehr schwer zu fangen. Sie machen es wie der Fuchs und beißen sich die gequetschte Pfote ab, um auf drei Beinen das Weite zu suchen. Alte Schakale fängt man eigentlich nie. Sie sind so schlau, daß sie sich unter der Falle durchgraben, um zu dem als Lockspeise dienenden Fleisch zu kommen.

Mit dem Vieh selbst hat man wenig zu tun. Des Morgens vor Sonnenaufgang wird es im Krale lebendig. Da rufen die Ziegen und Schafe nach den Lämmern, die Kühe nach den Kälbern. Meist wird der Ochsenkral zuerst aufgemacht. Gravitätisch wiegend schreiten die Ochsen heraus, zum Wasser. Dann werden sie sich selber überlassen. Sie sind aneinander gewöhnt, kennen den Kral sehr bald, in dem sie beheimatet sind, und können in der Wildnis den Kampf mit den Raubtieren ganz gut aufnehmen; selten verirren sie sich. Ist das Futter nicht allzu weit entfernt, so kehren sie jeden Abend von selbst zum Wasser und dann in den Kral zurück. Müssen sie weiter weg ihre Nahrung suchen, dann bleiben sie über Nacht im Felde und kommen heim, wenn sie Durst haben. Braucht man die Ochsen, so läßt man sie im Felde von einem Hirten suchen und hereintreiben.

Die Kühe bleiben so lange im Kral, bis ihnen die Kälber zugeführt werden. Dann erst werden sie gemolken. Das Melken ist gar nicht so einfach. Der Hirte schlingt einen Riemen um die beiden Hinterfüße der Kuh, so daß sie stehen bleiben muß. Dann läßt er das Kalb einige Züge trinken, jagt es mit einem Stecken fort und melkt. Sowie die Kuh merkt, daß das Kalb nicht trinkt, wird sie unruhig oder zieht die Milch zurück. Wieder muß das Kalb anziehen, wird weggejagt und wieder wird gemolken. Dies ist eine langwierige Sache. Viel Milch nimmt man nie von einer Kuh, damit das Kalb genug bekommt, weil es drüben nur vereinzelt vorkommt, daß die Kälber mit künstlicher Nahrung groß gezogen werden. Es gibt viele Kühe, die so wild sind, daß man sie überhaupt nicht melken kann. Man behält sie lediglich zu Zuchtzwecken. Sind die Kälber noch klein,

so stellt man einen besonderen Hirten an, der sie in der Nähe hütet; sind sie größer und verzichtet man auf Milch, dann begleiten sie die Kühe mit ins Feld. Die Kühe gehen auch allein, kommen aber allabendlich mit großer Pünktlichkeit zu den Kälbern zurück. Mitunter kommt es vor, daß eine Kuh in der Wildnis kalbt. Dann bleibt sie mit dem Kälbchen draußen, bis es kräftig genug ist, nach zwei bis drei Tagen neben ihr her zum heimatlichen Kral zu laufen.

Um das eigene Vieh nicht mit dem der anderen Ansiedler und der Eingeborenen zu verwechseln, wird es gezeichnet. Wir hatten ein geschmiedetes großes v. E. an einem längeren eisernen Stabe, der in einem Griff endigte. Das Eisen wird in trockenem Kuhmist glühend gemacht. Vermittels eines langen, um einen elastischen Stock gewundenen Riemens, der in eine große Schlinge endet, wird der zu brennende Ochse eingefangen, indem ihm die Schlinge um die beiden Hinterbeine oberhalb der Hufe geworfen wird. Ist das geschehen, so ziehen drei bis vier Männer den Riemen zur Seite, und ein anderer, der den Schweif des Stieres ergriffen hat, zerrt nach der entgegengesetzten Richtung. Infolgedessen kommt das Tier mit dem Hinterteil zu Fall, und sofort stürzt wieder ein Kaffer hinzu, der den Kopf des Ochsen niederdrückt, so daß dessen Stirn platt auf der Erde liegt und die Spitzen der Hörner sich in den Boden einbohren. Nun ist das Tier gänzlich außerstande, sich zu rühren, und mit schnellem Druck wird ihm der glühende Stempel aufgebrannt. Die Schlinge ist leicht zu lösen, und leise vor sich hin grollend, trollt sich der Stier mit seinem sonderbaren Ordenszeichen von dannen. Die kleine Verwundung heilt bald. Nach fünf bis sechs Jahren allerdings muß man das Brennen wiederholen. Den Buchstaben oder das Zeichen des Stempeleisens meldet man bei der Regierung an und ist alsdann dagegen geschützt, daß ein anderer sich desselben Zeichens bedient.

Die Eingeborenen brennen ihr Vieh auch. Sie haben irgendwelche Figuren oder Zeichen, eine Sonne, ein Kreuz, einen Stern, Kreis usw. Dadurch wird vermieden, daß das Vieh verwechselt wird. Und hat man es verloren, so wird das Brandmal bekannt gemacht, und man bekommt das Tier, wenn es überhaupt gefunden wird, sicher wieder zugestellt.



Fr. v. E. aufgen.

Station von Okombahe während der Einschließung.



Fr. v. E. aufgen.

Das unverzollte Bier.

Sander. Bruder. v. E.

Feldwebel Josefowski. Kapitän Cornelius. Komans.

Im Schaf- und Ziegenstall geht es lebhafter zu. Da herrscht ein ohrenbetäubender Lärm, und gar zu reizend sieht es aus, wenn die kleinen Lämmer mit possierlichen Sprüngen eiligst daher kommen, um ihre Mutter zu suchen. Mitunter irren sie sich. Das nimmt aber die falsche Frau Mutter sehr übel und stößt ihr unrechtes Kind unerbittlich von sich. Schafe sind geduldiger. Unter den Ziegen gibt es viel Rabenmütter, die man an den Hörnern festhalten muß, damit die Lämmer trinken können. Dies zu beobachten, ist natürlich Sache des Besitzers.

Sehr oft kommt es auch vor, daß alte ausgewachsene Tiere die Untugend haben, die Milch auszusaufen. Dann verhungern die Lämmer, weil sie nicht genug bekommen. Es ist sehr schwer, dies den Tieren abzugewöhnen. Die Eingeborenen stecken ihnen deshalb einen Stock durch die Nase, der spitz und womöglich noch mit Dornen versehen ist. Kommt nun das Schaf oder die Ziege dem anderen Tiere nahe, um zu trinken, dann wird dies von dem Stock gestochen und läßt es nicht an sich heran. Die Hirten kümmern sich nicht viel darum, ihnen kommt es gar nicht darauf an, so ein Tierchen verhungern zu lassen. Wir waren jeden Morgen und jeden Abend im Kral, und ehe die Tiere zur Weide getrieben wurden, untersuchte ich jedes Lamm, ob es auch genug getrunken hatte. Dies war nur bei einer kleineren Herde möglich; wenn man an die tausend Lämmer hat, dann geht es natürlich nicht. Die Schafe und Ziegen werden auf die Weide getrieben und gehütet; hierbei kommt es sehr auf den Hirten an, ob er sie in gutem Futterzustand hat oder sie an schlechte Weideplätze treibt. Wenn das Futter z. B. knapp ist, so fressen die Tiere, vom Hunger getrieben, vom Bitterbusch, durch den die Milch einen so intensiv bitteren Geschmack erhält, daß sie gänzlich ungenießbar wird.

Es hat mich oft gewundert, daß die Hirten die Herde ganz genau kennen und sofort merken, wenn auch nur ein Tier verloren ist, ohne daß sie imstande sind, bis zehn zu zählen. Bei unachtsamen Hirten kommt es oft vor, daß ihnen ein Stück verloren geht, daß es vom Schakal angefallen wird, und die liederlichen, gewissenlosen schlachten sich oft mit größter Kaltblütigkeit eins der besten Stücke der Herde, essen es mit ihren Kumpanen sofort auf und lassen für das verlorene

Stück mit größter Gleichgültigkeit die Prügel über sich ergehen. Da den Hirten das eingegangene Vieh meist überlassen wird, so bedienen sie sich in ihrer Gewissenlosigkeit oft der scheußlichsten Tricks, um das von ihnen auserwählte Tier krepieren zu lassen. Mit Vorliebe ziehen sie den Mastdarm heraus, binden ihn zu und lassen ihn wieder zurückschnellen. Das so gemarterte Tier stirbt nach einigen Tagen unter den entsetzlichsten Qualen. Oder sie halten dem Tier täglich längere Zeit die Gurgel zu, dadurch schwillt allmählich der Hals an, es wird am Fressen gehindert und geht ein. Später, als mir erst all diese Scheußlichkeiten bekannt waren, ließ ich jedes erkrankte Tier in meinem Beisein schlachten und genau untersuchen, welches die Krankheitsursache war. Dann verweigerte ich das Stück Vieh den Hirten und ließ es für die Hunde und Hühner zurechtmachen, die es in meiner Gegenwart fressen mußten. Anfangs setzte es zwar viel Gemurre und Unzufriedenheit, doch allmählich gewöhnten sich die Hirten an die neue Mode der weißen Frau. Ab und zu kamen auch Schlangenbisse vor, doch dagegen ist auch der beste Hirte machtlos.

Die Lämmer bleiben beim Hause und werden besonders gehütet. Kurz vor Sonnenuntergang werden sie unruhig, blöken, meckern, jagen plötzlich nach irgend einer Richtung davon und kommen ebenso enttäuscht wieder. Sowie aber in der Ferne eine Staubwolke sichtbar wird und sie das Nahen der Herde bemerken, stürmt die ganze kleine Gesellschaft ihr entgegen, nicht achtend aller Hindernisse. Und dann sieht man schon, wie sich die Herde in Trab setzt und wie die betreffenden Schafe und Ziegen sich eilen, um zu ihren Lämmern zu gelangen. Nachdem die Muttertiere am Wasser genügend getränkt worden, laufen sie im Gänsemarsch in den Kral. Ich stellte mich dann an die Öffnung des Krals, so daß nur ein Tier zur Zeit hindurch konnte, und zählte sie allabendlich. Dann ließ ich mir berichten von den Hirten und untersuchte die Kranken selber. Hier war ein Tier in die Dornen getreten, dem wurde der Huf nachgesehen, ausgewaschen und desinfiziert, ein anderes hatte sich geritzt, wurde verbunden, das dritte hatte sich den Fuß vertreten, wurde massiert und mit Wagenschmiere eingerieben, das vierte, fünfte hatte Kolik, bekam eßlöffelweise Kognak, in schlimmen Fällen warme Umschläge, und das sechste mußte, weil es von

einer Schlange gebissen war, mit Vitriol behandelt werden. Ich hatte oft länger als zwei Stunden zu tun, und manchmal mußten noch beim Schein einer Laterne oder in der Küche die letzten Patienten kuriert werden.

Das Kleinvieh kann man nicht brennen wie die Ochsen und Kühe. Entweder man kerbt ihm ein bestimmtes Zeichen in die Hörner, man schlitzt ihm ein Ohr, schneidet auch wohl einen winzigen Ohrzipfel ab oder, und das taten auch wir, man knipst ihm stark vernickelte Patenthosenknöpfe in das linke Ohr. Unsere Herde sah recht kokett aus mit den blanken Knöpfen. Sie bewährten sich aber nicht besonders, weil die Tiere sie oft herausschüttelten. Da färbten wir sie mit einem dicken Strich anilinrot quer über den Rücken. Doch der Regen wusch die Farbe bald aus, und schließlich kerbte mein Mann einem jeden ein kleines v. E. ins Horn. Das erwies sich noch als das Vernünftigste.

Was nun die Rassen anbetrifft, so hatten wir die kurzen, gedrungenen Damararinder mit den großen Hörnern sämtlich von den Hereros erworben. Wir hatten auch niemals vor, die Rasse durch Simmentaler Bullen usw. usw. zu verbessern. Schweizer Tiere verlangen Schweizer Futter, und ist es doch wohl natürlich, daß in Gegenden, wo die Tiere darauf angewiesen sind, das am Halm getrocknete Gras mühsam auf schlechten Wegen zwischen Felsen oder tiefem Sand zu suchen, Schweizer Vieh nicht gedeihen kann. Unter diesen Verhältnissen kann auch die beste Schweizer Kuh keine Milch geben und wird obenein noch fußlahm, weil sie das steinige Gelände nicht gewohnt ist. Dadurch kann sie sich schlecht fortbewegen, findet noch weniger Futter, magert ab, und schließlich geht das arme Tier ein. Damals gab es prachtvolles Vieh unter den Hereros. Da ging es doch gut, statt die schwierigsten Versuche mit ausländischem Vieh zu wagen, einfach einen guten Damarabullen zu erwerben und die Rasse durch sich aufzubessern. So hatte es seinerzeit der verstorbene Daniel Cloete in Okombahe gemacht, und sein ausgezeichnetes Vieh war im ganzen Lande bekannt.

Das in ganz Südafrika heimische Schaf, das Fettschwanzschaf, hatten auch wir. Es ist ausgezeichnet als Fleischschaf, aber die Wolle

9*

vier der Tierchen an einem Tage einbüßen. Auch die Kaffernhunde holten sie mir weg. Da war ich genötigt, einen kleinen Hütejungen anzustellen. Oft war auch der machtlos gegen die Räuber. Nun ließen wir Drahtgaze kommen, und mein Mann baute mir eine luftige kleine Voliere. Aber die Maschen des Geflechtes waren zu groß. Die größeren Tiere hingen sich darin auf und die kleineren schlüpften einfach hindurch. Da war oft große Not, aber ich war um so stolzer, doch noch einhundertundfünf Tiere bei all den Schwierigkeiten groß gezogen zu haben. Eier gab es so viel, daß ich verschwenderisch davon gebrauchen und noch verkaufen konnte.

Mit der Zeit vermehrten sich auch die Tauben stark und wurden recht lästig. Dazu kam noch, daß sich ihnen eine in Südwest heimische Vogelart anschloß, die Namatauben. Es sind kleine, blaugrau gefärbte Tierchen mit gabelförmigem Schwanze. Sie flogen in die Gärten, pickten die frische Saat heraus und rupften die Keime ab. Ihr Fleisch gab aber eine angenehme Abwechslung bei der Eintönigkeit der Mahlzeiten.

Alles Getier, das um uns herum lebte, war unglaublich zahm. Die Hühner liefen, sowie sie uns erblickten, uns schon von weitem entgegen. Die Tauben kamen auf den Verandatisch, selbst wenn wir beim Essen saßen. Die Lämmer voltigierten dutzendweise in größter Gemütsruhe durch die offenen Fenster. Ein kleiner, mir vom alten Ertmann geschenkter Hund wurde von einer Ziege gesäugt und saß jaulend vor Hunger im Kral, wenn das Vieh mal zu lange ausblieb. Die Hirtenhunde beim Vieh, Jagdhund und Dogge, parierten aufs Wort. Vor dem Hause turnte ein kleiner Pavian, der geschworene Feind der Kaffern, denen er die tollsten Streiche spielte, und größte Freund alles Getiers, einschließlich der beiden kleinen Schakale, die wir mit der Flasche aufzogen. Als letztere aber größer wurden, entwickelte sich ihre Raubtiernatur, sie stahlen und mordeten Hühner und Lämmer, bissen, wer ihnen zu nahe kam, und verschwanden eines Tages in der Wüste.

8. Gui-Gams.

Ich erwähnte bereits, daß wir im ersten Jahre mit der Damara-Guano-Compagnie in Cape Croß in geschäftlichen Beziehungen standen. Viele Farmer bemühten sich, ihr überflüssiges Vieh nach dorthin zu verkaufen, weil der Manager Mr. Elers im Rufe stand, die besten Preise zu bezahlen. Von den meisten Händlern und Großhändlern konnte man das nicht behaupten. Während die Händler zwischen 25 bis 35 Pf. für das Lebendgewicht gaben, bekamen wir bei Elers 40 Pf., und das war nicht zu unterschätzen. Aus dem Grunde waren wir sehr froh, daß er uns unser Schlachtvieh abnehmen wollte. Wir verabredeten brieflich, daß wir das Vieh zwei Drittel des Weges von Cape Croß bis nach seinem Viehposten Gui-Gams bringen wollten, wo er die Absicht hatte, uns zu treffen. Die Gegend war mir als besonders schön gerühmt. Außerdem lag mir daran, das Omaruruvivier, an dessen Ufern entlang fast ständig der Weg führte, kennen zu lernen. Deshalb begleitete ich meinen Mann auf der beschwerlichen Reise. Wäre er allein gewesen, so hätte er sie zu Pferd gemacht. Meinetwegen entschloß er sich zur Ochsenkarre, die zwar langsamer, aber gemütlicher ist.

Da ich nicht viel Zeit hatte, so wurden die Vorbereitungen zur Reise in größter Eile betrieben. Mein Mann ließ die Karre schmieren, das Treckgut nachsehen, für die Peitsche neuen Vorschlag aus Kudufell schneiden usw. Ich maß Mehl, Reis, Salz, Kaffee, Tee ab, backte Brot, richtete mir in Dosen und Büchsen eine kleine Speisekammer ein und packte die Vorkiste mit den nötigen Eß- und Küchengeschirren. Gemeinsam putzten wir die Gewehre, sahen die Kugelpatronen nach und fertigten Schrotpatronen.

High chic sahen wir nicht aus in unserem Reisekostüm. Mein Mann im dunkelblauen Leinenhemd, eine Cordhose mit neunzehn Flicken, die ich ihm voller Liebe daraufgesetzt, Feldschuhe aus unge-

gerbtem Leder, ein buntes Seidentuch um die Hüften, einen uralten, gänzlich aus Façon und Farbe gekommenen Hut auf dem Kopf, die Stummelpfeife zwischen den Zähnen. Ich im höchst fußfreien Rock, verwaschener Bluse, gleichfalls Feldschuhen und Helgoländer. Im Koffer führten wir allerdings besseres Zeug mit.

In die Seitentaschen im Innern der Karre kamen unsere Toilettesachen, meine Uhr, Schreibzeug, Goethes „Faust", Themis' Malkasten und Skizzenbuch, das auf keiner Reise fehlen durfte. Reichlich Decken, Felle, Bettzeug und Kissen wurden auch mitgenommen, sowie Reparaturwerkzeug, Wagenschmiere und dergleichen.

Als alles so weit war, mußten die Ochsen auf die Militärstation getrieben werden, damit man dort ihren Gesundheitszustand prüfen konnte. Es trat eine Kommission zusammen, bestehend aus einem Weißen und zwei Kaffern, die schriftlich feststellte, wie viele der Tiere gegen Lungenseuche und Rinderpest geimpft seien, und daß das Gespann beim Verlassen des Platzes gesund war. Dieser sogenannte Ochsenpaß ist das einzige Papier hier in Südwest, das umsonst ausgestellt wird. Läßt man sich aber keinen Ochsenpaß geben, so kostet das Strafe. Geht man auf Reisen, so darf man ja nicht versäumen, sich persönlich auf der Station abzumelden.

Unser Haus hatten wir verriegelt, verschlossen und vernagelt. An ein unsicheres Fenster, daß sich nicht gut schließen ließ, stellten wir ein altes zerbrochenes Gewehr, das nach einem Selbstschuß aussah, selbstverständlich ungeladen. Es hatte ja nur den Zweck, die Eingeborenen einzuschüchtern, trug uns aber eine Strafpredigt vom Missionar ein ob unseres Mißtrauens gegen die lieben Leutchen von Okombahe.

Als Treiber waltete Manuel Timbo, ein Kapboy, vorzüglich im Umgang mit den Tieren, aber sonst ein wenig anrüchig. Er stand schon einmal unter der Anklage der Leichenberaubung, weil man ihm den Mord nicht direkt nachweisen konnte. Mein Mann schätzte ihn seiner Umsicht wegen, mir war er stets unsympathisch.

Ferner nahmen wir zwei Bambusen mit und einen größeren Jungen zum Antreiben des Viehes. Das Reisekostüm der ersteren er-

forderte nicht viel Umständlichkeit. Sie baten nur um einen kleinen Lappen und einen Bindfaden, damit sie den Lappen um die Hüften binden konnten. An dem Bindfaden hing noch eine fürchterliche Waffe. Ein Stückchen Bandeisen, an einer Seite schräg geschliffen, das Reisemesser. Karl, der Viehhirte, war schon einen Tag vor uns mit dem Vieh fort, um auf Dawitsaub, dem ersten Halteplatz, längere Rast zu machen.

Endlich waren die Vorbereitungen beendet. Ich kletterte auf die Karre und ließ mir unsere beiden Hunde, „Khaki" und „Schmolli", reichen, die uns begleiten sollten. Aber den jungen Tieren war das Reisen ungewohnt. Mit vieler Mühe mußte ich sie festhalten, und dabei schrieen und jaulten sie so jammervoll, daß aus allen Pontoks die Leute stürzten, um zu sehen, was los sei.

Der Weg, den wir nahmen, war äußerst schwierig. Er ging steil bergauf und bergab, über mächtige Klippen, zwischen Dorngesträuch und Anabäumen hindurch. Mehrmals durchschritten wir das Omarururivier. Tief, tief sanken die Räder in den Sand. Mit den Ochsen hatten wir zuerst auch Schwierigkeiten. Sie hatten längere Zeit nicht getreckt und zerrten hin und her in den Jochen, um den weichen Weg zu vermeiden.

Dicht an der Pad lagen mehrere Steinhaufen, ziemlich regelmäßig aufgeschichtet, Gräber heidnischer Damaras. Sie geben bis auf diesen Tag Kunde von den grausamen, hinterlistigen Kriegen, die die Hereros mit den Namas führten, um Land und Vieh einander abzunehmen. Dann kamen wir an eine sonderbar gleichmäßige, wellenförmige Fläche. Es war der Begräbnisplatz der an der Rinderpest eingegangenen Ochsen, die zu Hunderten und aber Hunderten verscharrt lagen. Weiter wand sich der Weg zwischen Kameldornbäumen entlang, auf denen in dicken Büscheln eine rotblühende Mistelart wucherte. Wir pflückten einige Zweige und bekränzten damit unsere Schutzheilige, ein altes, verblichenes Madonnenbild, das Themis auf allen seinen afrikanischen Reisen und Fährnissen im Wagen und Sattel begleitet hatte. Der Kameldorn blühte in gelben Köpfchen, weithin duftend wie ein deutsches Lupinenfeld.

Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir bei ziemlicher Hitze Dawitsaub, eine Wasserstelle, am Rivier gelegen, mit schönen Weideplätzen für Kleinvieh. Außerdem stehen in dieser Gegend das ganze Rivier entlang prachtvoll hohe Anabäume, deren Schoten, Anapillen genannt, vom Vieh gern gefressen werden. In trockenen Jahren, wo es wenig Gras gibt, sind sie eine große Hilfe, und mit Vorliebe sucht man das Vieh dorthin zu treiben, wo sich Anapillen befinden. In großen Massen liegen sie am Boden und, wenn nicht, dann werden sie von den Hirten herabgeschüttelt. In der höchsten Not, wenn das Vieh zu verhungert und schwach ist, um weiter zu laufen, werden allerdings unerlaubterweise ganze Anabäume abgehauen, über deren Früchte es sich dann herstürzt, und durch die es sich meist soweit erholt, daß man einige langsame, kurze Trecks wagen kann.

Die Großleute von Okombahe hatten aus diesen Gründen ihre Viehposten auf Dawitsaub. Die Postenhalter waren Bergdamaras der erbärmlichsten Sorte, in ekle Felle gehüllt, starrend von Schmutz und Ungeziefer. Sie waren so faul, daß sie sich nicht einmal Pontoks bauten, sondern unter Laub und herabgebogenen Zweigen wohnten. Die Männer ließen sich von den Weibern erhalten, lagen stumpfsinnig am Feuer und dösten vor sich hin. Und die Weiber mußten neben der Beaufsichtigung des Viehes auch noch nach Feldkost zur Erhaltung und Nahrung ihrer oft recht zahlreichen Familie suchen.

Unter Feldkost versteht man Wurzeln, Kräuter, Beeren, hauptsächlich aber den Samen einer bestimmten Grasart, den die Ameisen unter der Erde in kleinen Häufchen zusammentragen. Das Aufsuchen dieser versteckten Häufchen ist natürlich sehr schwierig, und die Frauen, die besonders geschickt darin sind, stehen hoch in der Gunst der Männer. (Auch ein Kapitel zur „Geschichte der Frau", die ihren Mann ernährt.) Am Abend wird die aufgefundene Grassaat in Felle geschüttet und mit einer hölzernen Keule geklopft, um die Erde, den Sand und die kleinen Fäserchen herauszuschlagen. Diese armselige Nahrung wird dann in irgend einem alten Topfe oder einer Konservenbüchse mit Wasser gekocht und salz- und geschmacklos mit großem Appetit verzehrt. Die Wirkung dieser Nahrung auf den

Organismus ist eine eigenartige: sie erzeugt dicke Hängebäuche, namentlich bei kleineren Kindern.

Die Bergdamaras, die viel Unkjes essen, eine in der Savanne stellenweise in großen Mengen wachsende Zwiebelart von mehligem Geschmack, bekommen ganz sonderbar angeschwollene Kaumuskeln, die das an und für sich unschöne Gesicht stark verhäßlichen und ihm einen brutalen Ausdruck verleihen.

Die Tränkstelle auf Dawitsaub war nur klein. Jedem Ochsen mußte mühselig geschöpft werden. Der Boden war übersät mit Stechgras, das sich wie Kletten überall hinklebte. Mit vieler Mühe fegten die Bambusen mit Büschen einen freien Fleck, wo das Fell zum Lagern ausgebreitet werden konnte. Wir gingen noch ein wenig in der Umgegend spazieren und standen plötzlich vor einem alten Hartebeesthaus. Mit seinem eingestürzten Dach, den gähnenden Fensterhöhlen und dem bröckelnden Mauerwerk machte es einen trostlosen Eindruck.

Der Name Hartebeesthaus stammt aus der alten Jagter-Zeit. Warum es gerade nach der Hartebeestantilope benannt ist, weiß ich nicht. Es ist nach Art der Pontoks nur viereckig aufgeführt; das Gerippe besteht aus unbehauenen Stämmen und Ästen, deren Zwischenräume mit Riet und Binsen durchflochten sind. Die Wände werden außen und innen mit einem Gemisch von Lehm und Kuhmist beworfen. Das Dach wird gedeckt mit Bündeln aus Riet oder Maisstroh und sieht einem deutschen strohgedeckten Scheunendach nicht unähnlich. Fenster und Türen sind aus irgendwelchem Kistenholz gezimmert. Ein solches Gebäude besteht meist aus zwei winzigen Räumen, dem Wohn- und Schlafzimmer, und dem Vorratsraum. Ein in der Nähe befindlicher Pontok dient als Küche.

Das auf Dawitsaub befindliche Hartebeesthaus war einst von einem der reichsten Bastards, Theophilus Cloete, erbaut worden. Aber die seinem Stamme besonders eigenen Charakterfehler, Verschwendungssucht, gepaart mit Liederlichkeit, fanden sich auch bei ihm in hohem Grade. Hunderte von Rindern hatte er verschleudert. Nun wohnte er auf Okombahe, war zu gleichgültig und träge zur Arbeit, und sein ganzes Besitztum bestand in einer einzigen mageren Kuh, deren zukünftiges Kalb bereits dem Händler verpfändet war.

Ganz Südwest überhaupt hat etwas Starres, Trotziges. Es ist, als ob die Natur selber sich auflehne gegen die Kultur, die wir Weißen gewaltsam dahin bringen wollen. Und haben Menschenhände schier Unmögliches geleistet, dann genügen ein, zwei Jahre der Ruhe, und ihre Spuren sind vertilgt, oder das, was noch vorhanden, redet die traurige Sprache der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Der Abend war ungemütlich. Es war kalt und windig. Weitab hatte sich der Treiber ein Feuer gemacht, um höchst wahrscheinlich gestohlenes Fleisch ungeniert verspeisen zu können. Themis saß am Feuer und starrte in die Glut. Ich besah mir den tiefblauen Nachthimmel mit den funkelnden großen Sternen. Ein jeder hatte seine Gedanken, und diesmal wollten sie sich nicht treffen.

Früh am nächsten Morgen wurde die Weiterfahrt angetreten. Wir verließen das Rivier und wanden uns mühsam auf schlechtem, steinigem Weg zwischen Felstälern und Klippen hindurch. Steif und häßlich standen die Aloes und Kandelaberkakteen, deren Saft tödlich wirkendes Gift enthält. So starr und trotzig, wie sie aussahen, paßten sie doch eigenartig reiz- und stimmungsvoll in die wilde Landschaft.

Die Gegend war höchst einsam. Keinem Menschen begegneten wir. Kein Tier ließ sich blicken. Ab und zu mußten wir halten, um den Weg zu suchen. Oft war er nur daran zu erkennen, daß die Grasbüschel fahler und kleiner waren als sonst auf der Savanne. Das einzige, was daran erinnerte, daß hier einmal Menschen gewesen waren, war eine verlassene Feuerstelle unter einem großen Kameldornbaum. In einem Kreise lagen ungefähr sieben bis zehn Aschenhaufen. Ovambos hatten dort ihr nächtliches Lager aufgeschlagen gehabt. Auf diese Art während der Nacht Wärme zu suchen, ist das Charakteristische dieses Stammes. Die Feuer sind nur klein; ein jeder macht sich sein eigenes Feuer und benutzt im Rücken das seines Gefährten. Der beste Platz in der Mitte, wo er die Hitze aller Feuer empfängt, gebührt dem Vornehmsten. Hereros und Hottentotten begnügen sich mit einem gemeinsamen großen Feuer. Trifft man auf der Reise solche Feuerstellen an, so kann man genau erkennen, wer an ihnen geruht. Ist der Aschenhaufen besonders groß und liegen

noch unverbrauchte dicke Äste in der Nähe, dann war es das Feuer eines Weißen.

Allmählich, je näher wir dem Rivier kamen, nahm die Schroffheit der Gegend ab, und der Weg führte durch mit Buschwald bestandene Grasebenen nach dem Flußbett. Unter einem uralten überhängenden Omborombongabaum wurde ausgespannt und Mittagsrast gehalten. Die Omborombongabäume haben so hartes Holz, daß es sich nicht verarbeiten läßt. Kaum ist es möglich, auch mit einer guten Axt einen solchen Baum zu fällen. Sie sollen auch älter werden wie alle anderen Bäume und Pflanzen. Den Hereros ist der Omborombongabaum heilig. Sie leiten ihren Ursprung von ihm ab; kleine Splitter tun sie in die Kalabas, damit den Kühen die Milch nicht ausgeht, bei Krankheiten und Seuchen räuchern sie damit und tragen auch Amulette davon, die gegen Tod, Liebeskummer und Gott weiß was noch schützen sollen.

Das Vieh hatte sich an diesem einen Tage schon so sehr an die Karre gewöhnt, daß es gar nicht mehr nötig war, darauf aufzupassen. Sowie die Felldecken zur Rast ausgebreitet wurden, machte es sich auf ihnen bequem, als könnte es gar nicht anders sein, und die Bambusen mußten in beständigem Kampf ihre Kochtöpfe und Kessel gegen die Neugier der Ziegen verteidigen.

Spät am Nachmittag ging die Reise weiter, ständig unter den schattigen Bäumen des Riviers entlang, bis wir am Abend Aubinhonis erreichten. Das Jahr vorher hatten dort mehrere Hererowerften gestanden, dann hatten Bergdamaras dort gewohnt, und aus dem Grunde war das dürre Holz in der Nähe der Wasserstelle gänzlich aufgebraucht. Im Dunkeln ließ sich schlecht solches finden. Da wurde aus trockenem Kuhmist ein mächtiges Lagerfeuer gemacht, an dem wir auch unsere frugale Abendmahlzeit bereiteten: Mehlpapp mit Wasser und Ziegenmilch.

Kurz vor Sonnenuntergang hatten wir uns für eine kleine Zeit von der Karre entfernt, um einige photographische Aufnahmen zu machen. Unsere Abwesenheit hatte der Treiber, „Freund Manuel", natürlich benutzt, um Mehl und Reis zu entwenden und dafür bei den Kaffern ein Lamm eingetauscht! Spät in der Nacht, als er denken

mußte, daß wir fest schliefen, schlich er sich vom Feuer in der Nähe der Karre und machte weiter ab ein zweites an, um ungestört und in aller Heimlichkeit das Lamm zu braten und zu verzehren. Wir hatten es natürlich gemerkt, hüteten uns aber, auch nur ein Wort zu sagen. Auf dem schlechten Wege, den wir noch zu überwinden hatten, waren wir vollständig vom Treiber abhängig, und sich mit ihm überwerfen, hieß soviel, als etliche Ochsen zu verlieren.

In grauer Frühe ging die Reise am nächsten Morgen wieder weiter. Wir froren sehr. Kalt und feucht stieg der Nebel aus dem Rivier. Die Landschaft nahm mehr und mehr den Charakter der Namib an. Im sandigen Wege lagen massenhaft die gelben bitteren Melonen. Fleisch hatten wir nicht, aber desto größeren Hunger. Nach allen Seiten hin schauten wir aus, ob nicht irgend ein Stück Wild zu erblicken wäre, ganz gleich, welches. Wir waren ja im Besitze eines Jagdscheines. Diesen mußte man sich alljährlich für dreißig Mark neu ausstellen lassen und durfte dann an Wild schießen, was man zur täglichen Nahrung brauchte. Ausgenommen davon waren weibliche Straußen, Quaggas,*) weibliche Tiere der Kudus und Gemsbockantilopen. Die Regierung verkaufte noch einen anderen Jagdschein für vierhundert Mark. Seinem Inhaber war es nur verboten, auf Flußpferde und Elefanten Jagd zu machen. Besitzer eines Jagdscheins für tausend Mark durften alles schießen, was überhaupt jagdbar war. Springböcke waren für vogelfrei erklärt, weil sie oft in so großen Massen auftreten, daß sie eine wahre Landplage bilden.

Die Jagdscheine bedeuteten natürlich eine angenehme Einnahme für die Regierung, zumal die Jagdgesetze Weißen gegenüber streng gehandhabt und Vergehungen disziplinarisch bestraft wurden. Ob sie aber den afrikanischen Wildbeständen so sehr nützten, bleibt dahingestellt. Die Eingeborenen brauchten nämlich diese Art Steuer nicht zu entrichten und konnten an Wild schießen, was ihnen in ihrem Territorium, das meist keine fest bestimmten Grenzen hatte, vors Gewehr kam. Daß sie dabei die Daten der Wildschonzeit im Kopfe hatten, sie, die kaum die Wochentage benannten, möchte ich auch be-

*) Eine Zebraart.

zweifeln. Mehrmals habe ich ihnen aber die Federn weiblicher Straußen und Kudufelle abgekauft. Fragte ich, wo sie die Sachen her hätten, da es doch verboten sei, dergleichen Wild zu schießen, so erhielt ich stereotyp die Antwort: „Hu kan doch die gnä Frau so absonderlicke Dinge frag, ons hat die Gut huka gehat", oder „die wilde Hunde hat die Kudu gebeit". (Wie kann doch nur die gnädige Frau so sonderbare Fragen stellen? Wir besaßen die Sachen schon lange; oder: Die wilden Hunde haben das Kudu gebissen.)

Unsere Pad führte durch wellenförmiges Gelände. Plötzlich, auf der Höhe eines Hügels, hob sich silhouettenhaft die Gestalt eines Springbockes vom lichten Morgenhimmel ab. Sofort hielt die Karre, und schon sprangen Themis und der Treiber ab. Sie schlichen auf ihn zu. In der unendlich klaren Luft schätzt man aber die Entfernungen falsch. Sie liefen und liefen, und immer noch stand der Bock unbeweglich und äugte nach uns hin. An Buschwerk gab es nur noch den gefürchteten Milchbusch, wie steife, dicke Binsen aussehend. Sein milchiger Saft zieht Blasen und macht das Vieh blind, wenn er ihm in die Augen spritzt. Wie die Katzen sprangen Themis und der Treiber von Busch zu Busch. Zu gleicher Zeit krachten zwei Schüsse, aber der Bock sprang davon. Seine weiße Blume leuchtete weithin, und bei dem Springen sah man, wie sich die langen weißen Haare auf dem Rücken sträubten. Allmählich ließ seine Eile nach. Er war also angeschossen. Wieder fielen zwei Schüsse, und dann sah ich, wie Themis sein Tuch zog und winkte. Getroffen! Ich schickte ihm einen Bambusen entgegen, der ihm das Gewehr tragen sollte, und übernahm selber die Führung des Ochsengespanns. Bald kam auch Manuel, den erlegten, stark schweißenden Bock auf den Schultern schleppend.

Die Stimmung bei der Karre änderte sich sofort und ward eine sehr gehobene. Die Aussicht auf Fleisch, soviel man wollte, bei der Mittagsrast, war doch gar zu verlockend. Es sollte noch besser kommen. Bald sahen wir eine ganze Herde Springböcke, von denen ein weibliches Tier erlegt wurde. Wilder Jagdeifer hatte Themis wie auch den Treiber ergriffen. Schon wieder lagen sie im Anschlag hinter einer Klippe. Der zweite Bock blieb so lange liegen. Obgleich

die Stelle sich ziemlich weitab von der Pad befand, konnten wir doch erraten, wo sie sein mußte. In der Luft schwirrte und krächzte es von Raubvögeln und Krähen, die plötzlich da waren und schon voller Gier auf die willkommene Beute lauerten.

Nachdem noch ein drittes Tier zur Strecke gebracht, bogen wir aus der Pad und spannten in brennender Mittagsglut aus. Die drei Springböcke wurden sogleich ausgeweidet und zerlegt. Ich kann nicht sagen, wer gieriger dabei war, die Kaffern oder die Hunde. Viel Fleisch wurde verschwendet, dicke Blutlachen tränkten den Boden und lockten unzählige Fliegen herbei. Das Ganze war widerlich. Für uns ward eine Leber gebraten, aber ich war nicht imstande, etwas zu genießen. Die Zubereitung war zu unappetitlich.

Das ganze Fleisch kam in Säcke. Die blutigen Felle wurden zusammengewickelt und in die Karre verladen. Eilig ging es weiter. Die Kerls hatten sich so voll gegessen, daß sie kaum zur Arbeit zu bewegen waren. Stöhnend, rekelnd verrichteten sie diese. Die beiden Hunde lagen regungslos mit schiefen Bäuchen, zum Platzen voll.

Wir hatten bei der kleinen Jagd viel Zeit verloren. Gar zu gern wollten wir noch Achas, im Rivier, erreichen. Eine Nacht auf der Namib hat nichts Verlockendes. Holz gibt es nicht; man friert und hungert. Und Mondschein war auch nicht. Gegen sechs Uhr brach schon die Nacht herein. Empfindlich kalt wehte der Wind. Tiefe Dunkelheit herrschte. Ein Bambuse mußte das Tau nehmen, um die Ochsen zu führen. Langsam suchend, damit wir nicht vom Wege abkamen, ging es vorwärts. Weil es tagsüber so heiß gewesen, waren die Tiere sehr durstig, und auch das Kleinvieh machte einen abgetriebenen Eindruck.

Von der Namib abbiegend, führte der Weg wieder über die Klippen. Es mochte so gegen zehn Uhr abends sein, als plötzlich eine meterhohe Felsplatte, an der einen Seite des Weges unheimlich hoch, sich vorschob. An der anderen lagen spitze, glatte Klippen aufgetürmt. Durch diesen Hohlweg mußten wir hindurch. Wir unterhielten uns, wie gefährlich dieser Weg schon bei Tage sein müsse, und daß es eigentlich sträflich leichtsinnig wäre, ihn bei Nacht zu fahren, wie leicht so eine zweirädrige Karre umfallen könne, was wohl zuerst



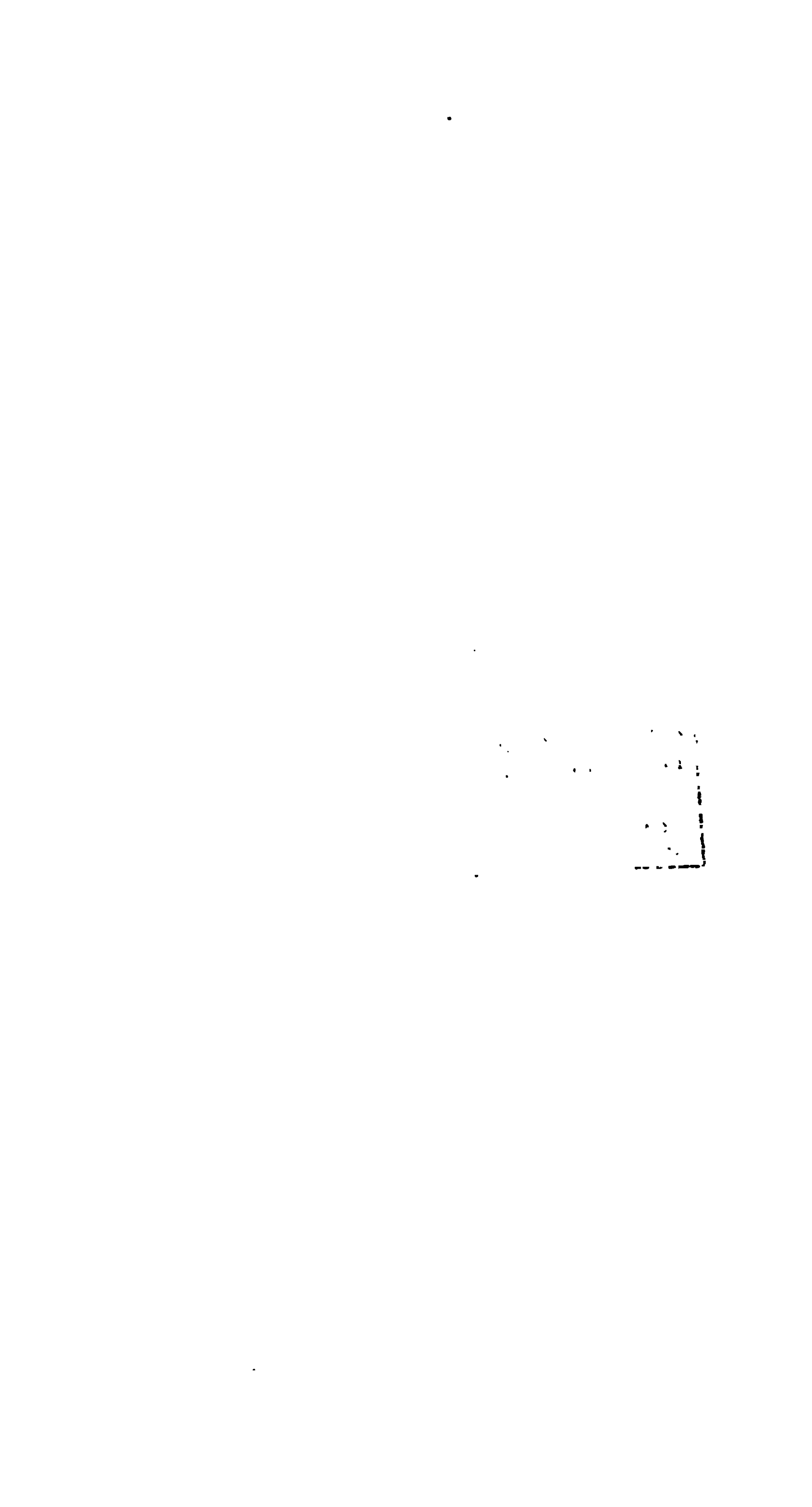
R. Ertmann aufgen.

Jagdgesellschaft aus dem Kaoko. (Im Baum hängt Büllkong.)



T. v. E. aufgen.

† Ertmann treibt Handel mit den Hereros.



zerbrechen würde, wie teuer ein neues Rad sei usw. usw. Da bemerkten wir, wie die dunkle Gestalt des Bambusen vorn beim Tau einen Sprung machte. Er hatte wohl geträumt und war anscheinend auf die Felsplatte geraten. Nun bemühte er sich, wieder auf den rechten Weg zu kommen, ohne daß wir etwas davon merken sollten, aber die Ochsen waren ihm schon nachgefolgt. Zwar witterten die dicht vor der Karre ziehenden Achterochsen*) die Gefahr und bogen ab, aber die Stelle war abschüssig und die Karre kam bedenklich ins Schwanken. Wir überlegten, ob es nicht vielleicht besser sei, noch schnell abzuspringen. Doch das ging nicht der spitzen Klippen und des Dunkels wegen. Da, mit einem Male gab es einen Krach und die Karre stürzte. Ich fiel zuerst, auf mich die Vorkiste mit Inhalt, die Matratzen, Themis und die Gewehre. Nur undeutlich hörte ich Wettern und Fluchen. Der Treiber schimpfte. Themis schlug auf den Bambusen, der zeterte um Erbarmen. Allmählich schälte ich mich aus den mich beschwerenden Gegenständen. Das Vieh blökte und drängte zum dichten Knäuel zusammen, bereit, jeden Augenblick in wilder Flucht ins Dunkel der Nacht zu stürzen. Die Kerle standen ratlos. Ich gab ihnen sofort Befehl, die Karre ganz auszuladen, damit wir sie besser aufrichten und den Schaden besehen konnten. Ich fürchtete sehr für das eine Rad. Die Hunde, die im Innern der Karre schliefen, rührten sich nicht. Wir dachten, sie seien wohl längst zwischen den Säcken und Decken erstickt. Schließlich fanden wir sie, fest schlafend und wütend knurrend, als sie gestört wurden. Auf den Felsen lagen in buntem Durcheinander unsere Habseligkeiten.

Zum Glück standen einige Terpentinbüsche, so genannt ihres penetranten terpentinartigen Geruches wegen, in der Nähe. Die rissen wir aus und machten ein Feuer an, das mit grüner, knisternder Flamme brannte. Nun wurden Riemen an das in der Luft stehende Rad gebunden, alle Leute griffen mit zu, und die Karre ward aufgerichtet. Mit einem Feuerbrand beleuchteten wir die kritische Seite. Gottlob war alles heil, nicht einmal die Farbe abgestoßen. Dann prüften wir das Zeltdach, die Stäbe; alles in Ordnung. Nur ganz vorn war ein Stückchen Schutzholz abgeplatzt. Das beruhigte uns

*) Hinterochsen.

wesentlich. Wir entschlossen uns, an Ort und Stelle zu übernachten. Das Vieh mußte zwar bis zum Morgen ohne Wasser bleiben, doch es half nichts. Müde und abgespannt saßen wir am winzigen Feuer und kamen erst wieder in Stimmung, nachdem uns Bambuse Willi schönen, heißen Tee servierte. Ich raffte mich zuerst auf, brachte die Karre in Ordnung und besorgte das Abendessen.

Diese Nacht konnten wir nicht an der Erde liegen, weil es kein Feuer gab und die Nacht auf der Namib zu greulich kalt war. Bald schliefen wir den tiefen, traumlosen Schlaf todmüder Menschen. Hell stand die Sonne am Himmel, ehe wir uns ermuntern konnten. In den Gliedern lag es wie Blei. Meine linke Hand war verstaucht und ganz geschwollen, die rechte erglänzte in Regenbogenfarben, und überall tat es weh. Die Ochsen waren, vom Durst getrieben, ausgerissen, um zum Wasser zu kommen. Die Leute hatten nicht aufgepaßt. Lange dauerte es, bis wir eingespannt hatten. Mit großer Vorsicht ging es weiter, denn der Weg zeigte noch mehrere solcher gefährlichen Stellen.

Die Namib bot einen großartigen Anblick, ganz in blauen Dunst gehüllt, über dem rosig im Glanz der Sonne die gewaltige Masse des Brandberges lagerte. Es ist mit das Schönste, was ich je in meinem Leben erblickt habe, so großartig erhaben und doch so trostlos und einsam. Gegenüber dieser Erhabenheit der Natur, wo bleibt da der Mensch mit all seinem Kämpfen und Ringen, seinen Wichtigtuereien und Nichtigkeiten. Wenn man mir sagen würde, ich solle diese Schönheit beschreiben, ich könnte es nicht. Ich weiß nicht, was so schön war, die endlos gelbe Wüste mit den langen Wellen von Sand, der blaue Dunst, die zackigen Klippen — ich empfand es mit all meinen Sinnen; es war der Eindruck des Ganzen, der packte, wie selten etwas. Mir liefen die dicken Tränen über das Gesicht. Ich hätte die Hände falten und sagen mögen: „Lieber Gott, ich danke Dir, daß Du mir gewährtest, Deine Schönheit zu schauen in der Einsamkeit. Gern ertrag ich Hunger und Durst und Strapazen, aber laß mich die Wunder Deiner Schöpferkraft genießen, fernab vom Hasten und Treiben der Menschen. Laß mich groß und gut werden, daß ich ihrer würdig sei!"

Wieder bogen wir ins Rivier ein. Klein-Achas hatte kein Wasser mehr. Da treckten wir weiter, nach Groß-Achas. Themis war dort von früher sehr gut bekannt und hatte seinen Viehposten einmal dort gehabt. Voller Freude kamen uns die Kaffern entgegen, denn an den Ufern des Riviers war es längst bekannt, daß mein Mann von Deutschland zurück und nun mit der weißen Frau und der Karre unterwegs sei nach Cape Croß. Wie ein Wesen aus einer anderen Welt betrachteten sie mich von allen Seiten.

Sehr komisch, aber herzlich war das Wiedersehen zwischen Themis und seinem ehemaligen Postenhalter, der den schönen Beinamen „Urib" (= die Laus) führte! Mühsam stotterte er sich durchs Holländische durch: „Guten Tag, mein guter Baas, kennst Du mich noch?" „Jawohl, Du bist Urib, die Laus. Ich kenne Dich." „Eio!" „Wie geht es Dir?" „Schlecht, schlecht, mein guter Baas." „Wo fehlt es denn?" „Mein Magen ist leer, nur der Hunger wohnt darin." „Wo hast Du denn all Dein Vieh?" „Keek, Mr., da fragst Du ja gerade die traurige Sache. Die Rinderpest war doch im Land. Alle meine Ochsen und Kühe starben an der Rinderpest. Und ich war hungrig, und es war schade um all das Fleisch. Da aß ich von dem kranken Fleisch und kriegte auch die Rinderpest. Meine Arbeit war, das Kleinvieh zu hüten. Das tat ich, trotzdem ich doch so krank war. Da steckte ich es an, und es wurde auch krank. Nun ist alles kaia (weg). Ich habe immer Hunger." „Das tut mir ja sehr leid, Urib. Komm heute an die Karre und iß mit meinen Leuten, damit Du satt wirst. Wo ist denn Dein Vater?" „Keek, Mr., da fragst Du wieder ein trauriges Ding. Mein Vater war sehr schwach und alt und krank. Und in nächster Zeit muß ich mit dem Vieh von hier wegtrecken. Und ich gehe zu meinem Vater und sage ihm dies. Da sagt mein Vater: »Ich bin krank und kann nicht mit. Ich bin alt. Alte Leute müssen sterben. Laß mich hier und zieh allein!« Da habe ich geweint und geklagt. Dann habe ich den Pontok ausgeräumt, nur dem Alten seine Felle drin gelassen. Ich habe ihn darauf gelegt und neben ihn eine Schale mit Unkjes und einen Krug Wasser gestellt. Damit er in Ruhe sterben kann, habe ich den Eingang zum Pontok zugemauert." Darauf antwortete ihm mein Mann: „Aber Urib, vielleicht war Dein

wesentlich. Wir entschlossen uns, an Ort und Stelle zu übernachten. Das Vieh mußte zwar bis zum Morgen ohne Wasser bleiben, doch es half nichts. Müde und abgespannt saßen wir am winzigen Feuer und kamen erst wieder in Stimmung, nachdem uns Bambuse Willi schönen, heißen Tee servierte. Ich raffte mich zuerst auf, brachte die Karre in Ordnung und besorgte das Abendessen.

Diese Nacht konnten wir nicht an der Erde liegen, weil es kein Feuer gab und die Nacht auf der Namib zu greulich kalt war. Bald schliefen wir den tiefen, traumlosen Schlaf todmüder Menschen. Hell stand die Sonne am Himmel, ehe wir uns ermuntern konnten. In den Gliedern lag es wie Blei. Meine linke Hand war verstaucht und ganz geschwollen, die rechte erglänzte in Regenbogenfarben, und überall tat es weh. Die Ochsen waren, vom Durst getrieben, ausgerissen, um zum Wasser zu kommen. Die Leute hatten nicht aufgepaßt. Lange dauerte es, bis wir eingespannt hatten. Mit großer Vorsicht ging es weiter, denn der Weg zeigte noch mehrere solcher gefährlichen Stellen.

Die Namib bot einen großartigen Anblick, ganz in blauen Dunst gehüllt, über dem rosig im Glanz der Sonne die gewaltige Masse des Brandberges lagerte. Es ist mit das Schönste, was ich je in meinem Leben erblickt habe, so großartig erhaben und doch so trostlos und einsam. Gegenüber dieser Erhabenheit der Natur, wo bleibt da der Mensch mit all seinem Kämpfen und Ringen, seinen Wichtigtuereien und Nichtigkeiten. Wenn man mir sagen würde, ich solle diese Schönheit beschreiben, ich könnte es nicht. Ich weiß nicht, was so schön war, die endlos gelbe Wüste mit den langen Wellen von Sand, der blaue Dunst, die zackigen Klippen — ich empfand es mit all meinen Sinnen; es war der Eindruck des Ganzen, der packte, wie selten etwas. Mir liefen die dicken Tränen über das Gesicht. Ich hätte die Hände falten und sagen mögen: „Lieber Gott, ich danke Dir, daß Du mir gewährtest, Deine Schönheit zu schauen in der Einsamkeit. Gern ertrag ich Hunger und Durst und Strapazen, aber laß mich die Wunder Deiner Schöpferkraft genießen, fernab vom Hasten und Treiben der Menschen. Laß mich groß und gut werden, daß ich ihrer würdig sei!"

Wieder bogen wir ins Rivier ein. Klein-Achas hatte kein Wasser mehr. Da treckten wir weiter, nach Groß-Achas. Themis war dort von früher sehr gut bekannt und hatte seinen Viehposten einmal dort gehabt. Voller Freude kamen uns die Kaffern entgegen, denn an den Ufern des Riviers war es längst bekannt, daß mein Mann von Deutschland zurück und nun mit der weißen Frau und der Karre unterwegs sei nach Cape Croß. Wie ein Wesen aus einer anderen Welt betrachteten sie mich von allen Seiten.

Sehr komisch, aber herzlich war das Wiedersehen zwischen Themis und seinem ehemaligen Postenhalter, der den schönen Beinamen „Urib" (= die Laus) führte! Mühsam stotterte er sich durchs Holländische durch: „Guten Tag, mein guter Baas, kennst Du mich noch?" „Jawohl, Du bist Urib, die Laus. Ich kenne Dich." „Eio!" „Wie geht es Dir?" „Schlecht, schlecht, mein guter Baas." „Wo fehlt es denn?" „Mein Magen ist leer, nur der Hunger wohnt darin." „Wo hast Du denn all Dein Vieh?" „Keek, Mr., da fragst Du ja gerade die traurige Sache. Die Rinderpest war doch im Land. Alle meine Ochsen und Kühe starben an der Rinderpest. Und ich war hungrig, und es war schade um all das Fleisch. Da aß ich von dem kranken Fleisch und kriegte auch die Rinderpest. Meine Arbeit war, das Kleinvieh zu hüten. Das tat ich, trotzdem ich doch so krank war. Da steckte ich es an, und es wurde auch krank. Nun ist alles kaia (weg). Ich habe immer Hunger." „Das tut mir ja sehr leid, Urib. Komm heute an die Karre und iß mit meinen Leuten, damit Du satt wirst. Wo ist denn Dein Vater?" „Keek, Mr., da fragst Du wieder ein trauriges Ding. Mein Vater war sehr schwach und alt und krank. Und in nächster Zeit muß ich mit dem Vieh von hier wegtrecken. Und ich gehe zu meinem Vater und sage ihm dies. Da sagt mein Vater: »Ich bin krank und kann nicht mit. Ich bin alt. Alte Leute müssen sterben. Laß mich hier und zieh allein!« Da habe ich geweint und geklagt. Dann habe ich den Pontok ausgeräumt, nur dem Alten seine Felle drin gelassen. Ich habe ihn darauf gelegt und neben ihn eine Schale mit Unkjes und einen Krug Wasser gestellt. Damit er in Ruhe sterben kann, habe ich den Eingang zum Pontok zugemauert." Darauf antwortete ihm mein Mann: „Aber Urib, vielleicht war Dein

alter Herr gar nicht so krank und hätte sich am Ende wieder erholt." „Ach nein, Baas, er ist schon tot. Jeden Morgen bin ich zum Pontok gegangen und habe gehorcht, ob er sich noch regte. Aber seit vorgestern ist alles still. Auch sind die Schakale die Nacht da gewesen und haben versucht, sich hineinzugraben. Und die Spur einer Hyäne habe ich auch gefunden. Du weißt, sie gehen dem Geruch der Leiche nach und wittern darin den Toten. Da ist nichts zu machen. Es tut mir ja sehr, sehr leid, daß er sterben mußte, aber er war doch alt, und ich konnte ihn wirklich nicht mehr gebrauchen." Das ist die Geschichte von Urib, dem Gemütsmenschen.

Auf Achas rasteten wir einen Tag lang und benutzten die Zeit, um das Wildfleisch zu „flecken". Mit schmutzigen, ungewaschenen Fingern schnitten die Kerle mit ihren zweifelhaften Taschenmessern das Fleisch in schmale Streifen. Sie wurden gesalzen und zum Austrocknen in einen dichten Baum gehängt. Endlose Fliegenschwärme plagten uns, und der Geruch des Wildfleisches gehörte auch nicht zu den Annehmlichkeiten. Mein Widerwillen gegen alles Fleisch war so stark, daß ich mir nur die Markknochen am Feuer rösten ließ.

Von Groß-Achas aus fuhren wir noch eine Weile im Rivier. Samuel mußte abwechselnd mit Karl das Kleinvieh treiben. Diese Arbeit war hier gerade etwas schwierig. Das Rivier ist mit vielem kleinen Buschwerk bestanden, so daß man die Fläche nicht überblicken kann. Daher kommt es leicht vor, daß eins der Tiere stehen bleibt, ohne daß es der Hirte bemerkt. Doppelte Vorsicht und Aufmerksamkeit war daher den Bambusen eingeschärft worden. Plötzlich sahen wir die Schlachtochsen ganz gemächlich allein daherziehen, hier eine Ziege, dort ein Schaf. Von Samuel keine Spur. Schließlich entdeckten wir ihn, wie er, unter einem Baume liegend, ein Extraschläfchen abhielt. Mein Mann ging auf ihn zu, legte ihn anders herum, und „laut ertönt sein Wehgeschrei, denn er war nicht schuldenfrei!" Themis ließ den Tiefgekränkten zurück und begab sich zur Karre. Trotzend schlängelte sich Samuel in angemessener Entfernung dahinter her, fand sich aber bei der Mittagsrast völlig harmlos wieder ein und tat, als ob nichts vorgefallen wäre.

Wir eilten uns sehr, um noch vor Anbruch der Dunkelheit Lee-

water, die nächste Wasserstelle, zu erreichen. Der Weg dorthin spottete jeglicher Beschreibung. Er führt am Saume der Namib entlang, durch Täler und Schluchten. Dabei ist er so schlecht und klippig, daß vor ihm stets gewarnt wird. Im Lande erzählt man sich wahre Schauergeschichten von gebrochenen Achsen, Rädern und schlappen Ochsen. Nicht allzu freudig sahen wir den kommenden Dingen entgegen. Bald fing auch die Karre mächtig zu schwanken an. Ab und zu setzte unter greulichem Gekreisch ein Rad aus und schleifte die Felsen entlang, oder es stand kreiselnd in der Luft, und die Karre mußte auf dem anderen balancieren. Die Sache sah höchst fatal aus, und da wir keine Lust verspürten, uns noch einmal braun und blau zu fallen, gingen wir zu Fuß hinterher. Selbst das wurde uns sauer, denn die Steine waren spitz und stachen durch die Sohlen. Aber schön waren sie doch, weiß, rosa, dunkelrot leuchtend in herrlichen Krystallen: eine riesige Fläche voller Rosenquarz. Wir trugen auch einige der schönsten zu einem kleinen Haufen zusammen, um sie bei der Heimfahrt mitzunehmen.

Endlich tauchten inmitten der Einöde schöne grüne Bäume auf: Leewater! Früh am Nachmittag spannten wir aus und wollten so recht in Muße einige photographische Aufnahmen machen, da meldete sich der Treiber Manuel krank. Er hatte sich am Springbockfleisch überfüttert und fürchterliches Magendrücken. Er stöhnte entsetzlich, rollte sich wie ein Igel im Sande zusammen und vermeinte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Ich gab ihm eine tüchtige Dosis Kalomel, ließ ihn starken Tee trinken, sich in Decken wickeln und schwitzen. Außerdem spendierte ich noch zwei gehäufte Eßlöffel voll Schweinefett, mit dem der Bambuse Willi ihm den Magen massieren mußte. Bald war er wieder munter.

Am Abend erschien ein Kaffer aus dem Busch, der in der Nähe seine Werft hatte, und meldete, die Nacht vorher sei ein Leopard da gewesen und hätte ihm eine Ziege gerissen. Jede Woche hole er sich mindestens einmal ein Stück Vieh aus seinem Kral. Wir waren sehr dankbar für die Warnung und schickten das Vieh deshalb nicht fort, sondern behielten es dicht bei der Karre. Es war schon zu dunkel, als daß wir Holz und Dorngestrüpp für einen provisorischen

Kral zusammensuchen konnten. Wir beschränkten uns darauf, drei gewaltige Feuer anzumachen, deren Schein weithin sichtbar war. Wir hielten uns für vollständig geschützt. Themis spielte die Treckorgel, und bei den roten Flammen tanzten die Jungens. Ich lag so recht mollig, in meine Decken eingewickelt, in der Karre. Da sprang mit einem gewaltigen Satz eine Hyäne durch die Feuer hindurch ins Vieh, das in großer Panik nach allen Seiten wüst durcheinander raste. Im Nu waren wir munter. Nun galt es, im Dunkel das Vieh wieder zu suchen und einzufangen. Wir alle machten uns an die Arbeit und zerstreuten uns im Felde. Hier und da blökte ein Tier, dort wurde dem Schalle nachgegangen, hier bewegte sich ein dunkler Schatten, den man zu erhaschen suchte, dort wieder stob etwas vor einem her. Ringsherum heulten die Schakale und Hyänen, und in der Ferne erklang, wie heiseres Schlittengeläut, das Gebell wilder Hunde. Ich betete ein Stoßgebet nach dem anderen, doch nicht auf eine Schlange zu treten und möglichst alles Vieh wiederzubekommen.

Gegen vier Uhr morgens hatten wir alles beisammen bis auf fünf Stück, die bei Tagesanbruch gesucht werden sollten. Kaum schliefen wir, da ertönte dicht in unserer Nähe ein entsetzliches Geschrei. Ganz verstört fuhren wir auf, um uns gleich nachher sehr zu schämen. Es waren die Esel der Damara-Guano-Compagnie, die hier auf Leewater zur Erholung untergestellt waren, und deren Ja-Geschrei, das an den Felsen hundertfaches Echo fand, uns so sehr erschreckte. Voller Angst kamen auch die Bambusen gelaufen: „Mr., gnä Frau, hörst Du? Was ist das? Ei di Kuze, di Kuze (ach Du lieber Gott), was für ein böses Tier schreit so entsetzlich?“ Erst nach geraumer Zeit gelang es uns, ihnen klar zu machen, daß das Ja eines biederen Langohrs durchaus nichts Entsetzliches sei. Sie ließen sich aber nicht beruhigen. Dann kam auch Manuel und sagte: „Mr., laß uns schnell einspannen und von hier forteilen. Dieser Platz ist verrufen. Hier gehen die bösen Geister um. Hier klappern die Totengebeine, und Gespensterhyänen treiben ihr Wesen. Noch kein Mensch, der hier die Nacht über blieb, hat Ruhe gehabt. Wir sind zwar alle Christen, aber über die bösen Heidengeister hat Elob (Gott) keine Gewalt!“

Was war zu tun? Im Umsehen war die Karre in Ordnung, eingespannt, und wir befanden uns auf der Weiterfahrt. Als wir ans Wasser kamen, standen da auch unsere verloren geglaubten fünf Schafe, zwei zwar verwundet durch Schakalbisse, aber sonst ganz munter.

Von Leewater aus erreichten wir die eigentliche Wüste. Nichts, nichts sah man als gelben Sand und blauen Himmel. Man fühlte den grellen Sonnenschein und die vor Hitze zitternde Luft. Einen ganzen Tag lang treckten wir so immer durch die Wüste hindurch. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, nur die gelben, trostlosen Sandwellen. Die Karre ging schwer; tief schnitten die Räder durch den Sand, kreischend und quietschend. Mühsam wanden sich die Ochsen vorwärts, die gewaltigen Köpfe tief gebeugt unter das hölzerne Joch. Weit aus dem Halse hing ihnen die Zunge, zitternd flogen die Flanken auf und nieder; die Augen schienen aus dem Kopfe zu quellen. Immer und immer wieder erklang das aufmunternde „treck — treck — wop — wop" des Treibers. Die lange Peitsche zeichnete dicke Striemen auf das staubige Fell. Wir selber lagen ziemlich teilnahmlos in der Karre. Je weniger man sich bewegte, desto weniger empfand man auch die Hitze.

Ganz fern am Horizont stieg Spitzkoppjes auf. Endlich, endlich bog der Weg ab. Als wir auf der Höhe einer großen Sandwelle waren, sahen wir in der Ferne einen schwarzen Kegel und grünlich schimmernde Flächen: Gui-Gams. Noch zwei Stunden dauerte es, dann waren wir angelangt. Wir wollten nur dicht am Wasser Mittagsrast halten, um den sehr angestrengten Tieren etwas Erholung zu gönnen, denn es sollte sofort weiter getreckt werden, noch drei Stunden lang, bis nach Groß-Gui-Gams.

Es sollte so schön dort sein, hatte man erzählt. Zwischen hohen Bergen gelegen eine große Fläche mit rauschendem Riet! Ich freute mich sehr darauf, es zu sehen. Wir wollten dort photographieren, malen, skizzieren, um nur ja die ganze Schönheit in Bild und Farbe festhalten zu können. Aber als wir näher kamen, schüttelte Themis melancholisch den Kopf und meinte: „Dies ist nimmermehr das Gui-Gams meiner Erinnerung." Und auch Manuel sprang von

der Karre ab und suchte nach einem anderen Wege, weil er fürchtete, wir hätten am Ende die richtige Pad verloren und kämen nun ganz wo anders hin. Auf der Höhe standen zwar noch im Halbkreis etliche Kaffernpontoks, aber unbewohnt, verlassen, die meisten zerfallen. Wir stiegen ab, um das schöne Riet zu suchen, dessen Halme so märchenhaft rauschen sollen, die die Sagen und Geschichten Damaralands erzählen, als noch die herrischen Hereros als Gebieter und Besitzer des Landes die armen Xoudaman (Dreckkaffern) knechteten, als sie kämpften gegen die tückischen Hottentotten, und wie sich alle schließlich der Herrschaft der verhaßten Weißen unterwerfen mußten.

Wir standen und sahen. Da lag wohl ein weites Tal vor uns, aber nicht bestanden mit grünem, melancholischem Riet, sondern ein scheußlich modriger Sumpf mit schwarzen, verkohlten Stümpfen, zwischen denen hindurch ein Pavian eiligst das Weite suchte. Es war alles von den Kaffern abgebrannt worden, einer sagenhaften, großen Schlange wegen, die dort hausen sollte.

Umsonst suchten wir auch das schöne, klare Wasser. Zwei stinkige, greuliche Pfützen fanden wir, so tief, daß ein Baumstamm hinabgelassen war, an dem zwei Kerle hinunterklettern mußten, um Wasser zu schöpfen. Der unterste reichte es dem über ihm stehenden und dieser dem am Rande des Schachtes knieenden Dritten.

Wir standen noch da und besahen die Verwüstung, die törichte Menschenhand in Dummheit und Aberglauben angerichtet, als einer der Bambusen atemlos auf uns zulief, um zu melden, daß ein Weißer mit drei Pferden uns entgegengeritten käme.

Es war uns gar nicht recht, daß Mr. Elers schon jetzt kam, denn wir sahen toll aus und hätten uns gern erst ein bißchen zurechtgemacht. Aber es half nichts. Schon erschien Mr. Elers, der einfach sprachlos vor Erstaunen war, daß eine weiße Frau sich in diese Gegenden verirrte. In seiner Verwunderung fiel er natürlich ins Englische, seine Muttersprache, weil er wußte, daß mein Mann sie verstand. Als ich ihm nun aber auch tadellos auf Englisch antworten konnte und ihm erzählte, daß ich sogar in Old-England gewesen war, da war die Freundschaft für alle Zeiten besiegelt. Wir

beschlossen, den Abend gemeinsam zu verbringen, und ich richtete mit Manuels Hilfe ein sehr nettes Abendbrot her. Wir deckten auf Fellen an der Erde, wie immer, und machten es so gemütlich, wie nur möglich. Trotz des Windes waren wir unter dem schönen, alten Baum sehr geschützt.

Bald sank die Sonne, und schnell brach die afrikanische Nacht herein. Elers und mein Mann hatten den geschäftlichen Teil bald erledigt, und lange bis nach Mitternacht lagen wir am Feuer und unterhielten uns aufs angeregteste.

Auch diese Nacht mußte der Leoparden wegen das Vieh bei der Karre bleiben. Am Vormittage desselben Tages war erst einer eine kurze Strecke von Gui-Gams entfernt von Elers' Angestelltem, dem Buren Dutoit, geschossen worden. Elers traf ihn, wie er mit dem erlegten, noch warmen Tier beschäftigt war. Die Art und Weise, wie Dutoit ihn schoß, zeugt von der großen Kaltblütigkeit der Buren. Er ging, von seinen zwei Kindern, im Alter von vier und sechs Jahren, begleitet, um die verschiedenen Viehposten der Damaraland-Guano-Compagnie zu revidieren. Da sprang vor ihm ein gewaltiger Leopard auf und flüchtete auf einen Baum. Dutoit schoß, traf aber vorbei. Unglücklicherweise war es die letzte Kugel, die er bei sich hatte. Der Leopard blieb fauchend und zähnefletschend auf dem Baum, wohin er sich geflüchtet hatte. Entgehenlassen wollte sich Dutoit den alten Knaben nicht, der schon so unzählige Diebstähle auf dem Gewissen hatte. Deshalb blieb er unter dem Baum stehen und schickte seine Kinder eiligst zurück, um von Hause neue Patronen zu holen. Dies dauerte wohl eine Stunde. Die ganze Zeit, bis zu ihrer Rückkehr, bemühte er sich, möglichst viel Lärm zu machen, um den Leopard zu verhindern, den Baum zu verlassen. Dies glückte ihm tatsächlich, denn als die Kinder endlich kamen, saß er noch auf dem Baum, aufs höchste gereizt. Die erste frische Kugel traf ihn durch den Schädel. Er stürzte vom Baume, viel dürre Äste und Zweige mit sich reißend, und hätte im Fall noch beinahe die Dutoitschen Kinder getroffen, so dicht standen sie dabei.

Die Nacht verging ruhig. Das Vieh blieb bei der Karre, und das Silberhorn des Mondes blickte friedlich auf uns herab.

Nach gemeinsamem Frühstück trennten wir uns. Elers mußte leider zurück, und wir wollten auf der Fläche zwischen Achas und Leewater noch einige Tage verbleiben, um zu jagen, denn dort hatten wir massenhaft Wildspuren entdeckt.

Weil es ein so herrlicher kühler Morgen war, gingen wir zu Fuß. Wir besichtigten auf der Höhe von Gui-Gams die zerfallenen Pontoks und suchten auf Bitten von Samuel mit ihm das Grab seines hier vor zwei Jahren verstorbenen Vaters. Erst fanden wir es nicht. Schließlich führte uns der Bengel strahlend an ein Loch, wohl einen halben Meter tief, in dem einige Fellfetzen lagen. Das war das Grab. Von der Leiche selber und den Fellumhüllungen keine Spur. Die Hyänen hatten die Leiche herausgegraben und schaurige Mahlzeit gehalten. Unwillkürlich malten wir uns in Gedanken die greuliche Tatsache aus, und wie Ameisen kroch es mir über den Rücken. Nach Sitte der heidnischen Eingeborenen eng in Felle eingewickelt und genäht, liegt der Tote im tiefen Sande begraben. Plötzlich entsteht über ihm ein Geräusch. Lauter und lauter wird es, und leichter wird das Gewicht des Sandes auf dem Körper. Und der Nachtwind, der über die Wüste streicht, heult und pfeift. Und dünner und dünner wird die Schicht des Sandes, bis der grünliche Mond hindurchschimmert. Das Geräusch verwandelt sich in Scharren und Kratzen, und mit gierigen, blutunterlaufenen Augen starren die Bestien auf den Leichnam. Sie zerren hier und reißen da. Sie reißen ihn aus der sandigen Ruhstatt, um ihn im Hui über die Wüste zu schleifen. Die eine Bestie versucht, ihn anzufressen, eine andere folgt ihrem Beispiel; die dritte, vierte wird neidisch. Schließlich zanken sie sich, um den besten Bissen zu bekommen, und mit gierigen Zähnen wird der Leichnam in Stücke zerrissen. Hierhin und dorthin verstreuen sie seine Gebeine, und wenn man über die Savanne reitet, grinst einen der bleiche Schädel an, und das offene Grab gähnt und erzählt die schaurige Geschichte.

Wenn wir Weißen einen Toten zu begraben haben, sehen wir uns vor. Wir schaufeln das Grab viel tiefer, beschweren es mit Steinen und überdecken mit dichtem Dorngestrüpp den Hügel in weiterem Umkreise. Der stille Schläfer da unten soll bewahrt

bleiben vor den greulichen Bestien. Ich war froh, als wir die Gegend hinter uns hatten. Samuel war es ganz gleichgültig, was mit dem Vater geschehen war.

Der Weg durch die Wüste wurde uns entsetzlich lang. Die Hitze löste uns beinahe auf, und der gelbe Sand blendete so sehr, daß die Augen tränten. Auf Leewater blieben wir nicht wieder zur Nacht, sondern treckten auf inständiges Bitten von Manuel und den Bambusen weiter und spannten am Rande der Namib aus. Nach der Hitze des Tages froren wir zu sehr, um gut schlafen zu können. Eisig und feucht, in langen Schwaden stieg der Nebel aus dem Rivier. Unsere Decken waren ganz naß. Wir waren sehr froh, als wir schon vor Tau und Tage aufbrechen konnten. Wir sammelten den Rosenquarz, was Manuel zu der Frage veranlaßte: „Was will die gnä Frau mit den Klippers? Man kann sie doch nicht essen, und Gold ist auch nicht darin!"

Eilig treckten wir an Achas vorbei und schliefen die Nacht auf der Wüste. Nicht einmal so viel Holz fanden wir, daß wir uns ein bescheidenes Feuerchen fürs Abendessen oder den Tee machen konnten. Am Morgen trafen wir eine große Springbockherde, ließen sie aber unbehelligt und auch die Quaggas. Es zog uns heimwärts. Themis gab einen Schrotschuß auf ein Trappenpärchen ab und traf eins der Tiere am Flügel. Mit Freudengeheul ergriffen es die Bambusen, und ehe ich mir klar wurde, was sie eigentlich wollten, hatten sie es unter das Rad gehalten und ihm den Kopf abfahren lassen.

Spät am Nachmittag sahen wir eine Herde Straußen wie Soldaten im Paradeschritt hintereinander aufmarschieren. Sie waren aber zu weit entfernt, als daß wir sie hätten schießen können. Außerdem stand der Wind ungünstig. Es gab auf der Fläche keine Deckung, so daß es unmöglich war, sich heranzupirschen. Wir erblickten auch sonst noch viel Wild. Aber der Widerwille gegen Fleisch war noch größer wie die Jagdpassion. Ohne einen Schuß abgegeben zu haben, kamen wir nach Aubinhonis. Früh ging es weiter. Auf Dawitsaub tränkten wir nur die Ochsen und erreichten nach zwölftägiger Abwesenheit wohlbehalten Okombahe. Wir trafen alles in Ordnung an und machten uns nun daran, unseren Garten anzulegen, weil es Mitte September und für die Aussaat hohe Zeit war.

9. Gartenbau.

Im ersten Jahre beschränkten wir uns nur auf das im Rivier gelegene Stück Gartenland, das uns der Häuptling Cornelius zugewiesen hatte. Themis pflügte das Land erst um, dann arbeiteten fünfzehn Weiber drei Tage lang, um das Unkraut, das Queckgras, und die wilden Baumwollsträucher herauszujäten. Nun wurde das Feld mit Ochsen- und Ziegenmist gedüngt und wieder umgepflügt.

Nachdem der Boden auf diese Weise gut vorbereitet war, legten wir die Beete an. In die eine Ecke des Gartens kamen die Saatbeete für Salat, Kohl, Tomaten und Eierfrucht. In der Nähe dieser Beete wurde ein Wasserloch gegraben. Ein anderes befand sich in der Mitte des Gartens, um das herum die Beete für Melonen, Kürbisse und Gurken lagen. Die dritte „Pütz" lag am anderen Ende des Gartens und speiste Bohnen, Erbsen, Radieschen, Kohlrüben, Küchenkräuter und die bereits aus den Saatbeeten versetzten Pflanzen.

Die Beete wurden tief angelegt mit hohen Rändern, damit sich die Feuchtigkeit besser darin halten kann. Das Gießen allein wäre sehr beschwerlich gewesen. Deshalb wurden Rieselgräben gezogen, die in Verbindung mit den Beeten standen. Je nach Bedarf konnten wir das Wasser in dieselben leiten.

Mit Kartoffeln machten wir auch Versuche, behäufelten eine Reihe gar nicht, die zweite wenig und die dritte stark. Die nicht behäufelten ergaben die meisten Knollen. Mais und Weizen bauten wir nicht, weil wir sie billig von den Eingeborenen eintauschen konnten.

Mit dem Garten hatten wir viele Arbeit. Wir mußten ständig darin mitarbeiten, weil sonst die Pflanzen nicht genügend begossen wurden, hatten dafür aber auch die Freude, schönes Gemüse auf unserem Tisch zu sehen.

Das Gemüse, das wir nicht verbrauchten, trocknete ich, kurz entschlossen, an der Luft, indem ich es in Streifen schnitt. Ich hütete es aber vor der grellen Sonne, damit es nicht die Farbe verlöre. Wenn es ganz trocken war, packte ich es in dünne Leinensäcke und hängte es an der Decke meiner Speisekammer auf. Wir hatten in der kalten

Zeit so viel übrig, daß wir auch noch den anderen Weißen abgeben konnten. Von der Zeit an brauchten wir auch auf Reisen nicht mehr so einförmig zu leben und die teuren Konserven blieben uns erspart.

In wahren Unmengen wucherten Kürbisse, Melonen und Gurken. Okombahe überhaupt ist bekannt dafür, und wir, die wir besonders gute Saat bekommen hatten, konnten uns vor dem Überflusse gar nicht retten. Körbeweise gaben wir an unsere Leute weg, fütterten die Hühner damit, und die Hunde fraßen heimlich die schönsten Netz- und Wassermelonen, ohne daß wir sie straften.

Ich versuchte einzumachen, hatte aber so wenig Gefäße, daß es sich kaum lohnte. In einer großen Tonkruke legte ich etwa achtzig Salzgurken ein. Als ich sie nach vierzehn Tagen nachsehen wollte, waren sie bereits alle von meinem Mann und dem alten Ertmann verzehrt. Salzgurken in Afrika waren etwas so Neues und Schönes, daß die beiden gar nicht erwarten konnten, bis sie ganz durchsalzen waren.

Wir hatten große Pläne, denn das Uferland des Omaruru, das sogenannte Schwemmland, gilt für besonders fruchtbar. Der Garten des Ansiedlers Merker bewies es. Auch auf Omaruru gab es schöne Gärten, die allerdings viel älter waren als die in Okombahe. Besonders erwähnenswert sind die Stationsgärten und der des Missionars Dannert. Dort gab es bereits Dattelpalmen, Feigen und Weinstöcke, deren Trauben eine ziemlich harte Schale hatten, sich aber durch große Süßigkeit auszeichneten.

Unsere wenigen Versuche mit Palmen, Feigen und Wein verdienen kaum der Erwähnung. Ich glaube aber bestimmt, daß sich die Omaruruer Gegend für Weinbau in größerem Stile sehr gut eignen wird.

Nicht zu unterschätzen ist der Tabaksbau für unsere Kolonie, zumal ihm auch die Eingeborenen viel Interesse und Verständnis entgegenbringen. Mit unendlicher Sorgfalt legen sie im Schatten eines großen Baumes das Saatbeet an, das sie niemals zu gießen vergessen und auch gut mit Dorngebüsch belegen, um es vor den intensiven Strahlen der Sonne und dem Zertretenwerden zu schützen. Sind die Pflänzchen etwa 10 cm hoch, so werden sie ausgepflanzt. Mit großer

Liebe baut der Kaffer ein kleines Schutzdach, einem Miniaturpontok aus Reisig nicht unähnlich, darüber. Auch werden sie nicht berieselt, sondern jedes Pflänzchen, das in einer tellerartigen Vertiefung steht, wird einzeln begossen. Je nachdem sich die Pflanze kräftigt, wird das Reisig um sie herum entfernt, und schließlich steht sie frei da. Mit Hilfe von vielem Wasser und der Hitze der subtropischen Sonne entwickelt sie sich binnen vier Monaten, und die Ernte wird begonnen. Die Blätter werden in großen Haufen in Fellen zusammengepreßt und zur Fermentation gebracht. Das fertige Kraut kommt als Rollentabak in den Handel.

Den besten Tabak unserer Kolonie produzieren die Buren in der Grootfonteiner Gegend. Von dort nahm mein Mann auf seiner ersten Heimreise im Jahre 1900 Tabaksproben mit und ließ sie von Sachverständigen in Berlin untersuchen. Das Urteil lautete dahin, daß das Aroma des Tabaks ausgezeichnet sei, nur wäre er zu stark, wohl infolge von falscher Düngung. Bei sachgemäßer Behandlung würde aber der Tabak in Südwest wohl an Güte dem mexikanischen nicht nachstehen.

Themis ließ sich auch in Berlin das Zigarrendrehen zeigen und beglückte an unserem Verlobungstage seinen Vater mit einer schwärzlich aussehenden Kolonialimporten. Sofort wurde sie auch mit gebührendem Kolonialenthusiasmus und vielem Mut in Brand gesteckt; aber sie reichten nur bis zur Hälfte der Zigarre aus.

Man darf niemals vergessen, daß in unserer Kolonie Südwest der Gartenbau immer erst an zweiter Stelle steht. Die Hauptsache bleibt die Viehzucht. Das bedingen die meilenweiten Grasflächen unseres Landes, die wegen Wassermangel zur Anlegung von Feldern und Gärten höchst beschwerlich wären und außerdem zu viel Kapitalien verlangen.

Wir leisteten uns noch den Luxus, dicht vor dem Hause einen Blumengarten anzulegen. Da das Haus auf steinigem Boden erbaut war, mußte er erst zur Aufnahme des Humus zum Teil mit Dynamit ausgesprengt werden. Unsere Arbeit fand reichen Lohn. Schon nach kurzer Zeit blühten Sonnenblumen, Reseden, Petunien und Portulak, und an dem Hause rankte sich ein in Südwest sehr beliebtes Schling-

gewächs empor, dessen weißliche Blütentrauben einen heliotropartigen Geruch verbreiteten.

Vom Felde hatten wir mit der Karre eine hochstämmige Aloe geholt. Eukalyptus, Agaven, Oleanderbüsche, Kakteen und wilder Tabak wurden gepflanzt. Die Blüten des letzteren Busches sehen denen des echten Tabaks ähnlich, deshalb hat fälschlicherweise diese Pflanze den Namen erhalten. Sie wächst sehr schnell und erreicht eine beträchtliche Höhe.

Unser zierliches Häuschen mit den blühenden Büschen und Blumen, den Blumenkästen in den Nischen der Veranda machte einen selten heimischen Eindruck der Bequemlichkeit und des Behagens, und ich überraschte einstmals einen lange im Lande lebenden Weißen, der, in der Verandatür stehend, ganz gerührt war und mit feuchten Augen und, wie er offen gestand, Neid im Herzen, diesen traulichen Winkel inmitten der Einsamkeit und Wildnis betrachtete.

10. Allerlei Erlebtes und Beobachtetes.

Wir fühlten uns glücklich auf Okombahe, wenngleich wir mit großen pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Unser Leben bestand in schwerer, körperlicher Arbeit, eintönig und doch so abwechslungsreich.

Frühmorgens um 5 Uhr ward aufgestanden. Während mein Mann in den Kral ging und das Vieh aufscheuchte, das Melken beaufsichtigte, die Arbeiter für den Garten anstellte, fütterte ich die Hühner und Tauben, denen sich Kibitze und Namatauben beigesellten, auch eine Finkenart, die namentlich im Korn viel Schaden anrichtet. Dann wurde das Kind in die Morgensonne gestellt, und ich bekümmerte mich um das Frühstück. Leider konnte ich es nicht den Bambusen überlassen, da es mir nicht gelang, ihnen das Stehlen abzugewöhnen. Sie nahmen vom Kaffee, rissen sich Stücke Brot ab, verschlangen zwischen Tür und Angel große Stücken Fleisch und planschten Wasser in die Milch.

Es war reizend auf der Veranda so am taufrischen, frühen Morgen. Heller Sonnenschein lachte, die Blumen und Kräuter, von

der Nachtkühle erfrischt, dufteten und blühten, und die Insekten summten und schwirrten um sie herum. Jenseits des Riviers lag noch der Nebel über den Bergen. Vom Rivier klang das Arbeiten der Kaffern und deren eintöniger Gesang. Von allen Werften zogen die Viehherden zur Weide, vom munteren Zuruf der Hirten begleitet.

Doch lange konnte man sich diesen Betrachtungen nicht hingeben. Ich hatte im Hause und mit dem Kinde zu tun. Themis mußte in den Garten, wo seine Aufsicht und Mithilfe dringend nötig waren.

Schrecklich war mir das Kochen in der Hitze. In der Küche am dunstigen Herde war es kaum zum Aushalten. Ich mußte aber dabei sein, weil sonst alles halb gar uns gestohlen worden wäre. Selten bekam ich den Übeltäter heraus. Ich versuchte alles mögliche, verweigerte das Essen, Kaffee und Zucker, nichts half. Mit der harmlosesten Mine logen sie sich heraus. Ich mußte entweder meine Reitpeitsche gebrauchen oder beim Herde bleiben.

Um die Mittagszeit war längere Pause. Der ganze Platz schien wie ausgestorben. Überall vor den Pontoks oder darin schliefen die Leute. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, sie jetzt zur Arbeit zu zwingen. Wir blieben meist auf der schattigen, kühlen Veranda. Themis rauchte und schlief, ich lag im Schaukelstuhl und holte mir hin und wieder ein Buch aus unserer reichhaltigen Bibliothek. Aber das Studieren ging so recht nicht. Das Kochbuch und die Geflügelzucht waren zu langweilig, Kant und Schopenhauer zu schwer, und Nietzsche schafft Stimmungen und Launen. Da hielt ich mich an die Klassiker und nahm manchmal sogar leichte Lektüre zur Hand, hauptsächlich englische und französische Romane.

An Stoff zum Lesen fehlte es uns nie, der Postbote, der alle vierzehn Tage zwischen Omaruru und Okombahe verkehrte, brachte reichlich mit. Auch Zeitungen und Zeitschriften bekamen wir in Unmengen gesandt.

Wenn es gar zu heiß war oder ich mich zu arg mit der Kocherei und Backerei hatte quälen müssen, dann war ich zu müde zum Lesen und genoß aus Herzenslust die Mittagsruhe. Die Luft zitterte vor Hitze, und ich wußte, jetzt hast du Zeit und brauchst dich nicht zu



T. v. E. aufgen.

Auf Guygams.

Mr. Elers. Frau v. E.



T. v. E. aufgen.

Unser verödetes Haus auf Okombahe.

rühren, alles war so still und feierlich um mich her. Schläfrig und wie betäubt von der Sonnenglut standen die Sonnenblumen. Aus den unzähligen Felsritzen des Gartens krochen die Eidechsen, braune, graue, grüne, schillernde, farbige. Ich kannte sie alle genau und wußte, unter welchem Steine sie wohnten. Wie behende sie Fliegen und Käfer fingen! Wie sie über den Kies liefen und zwischen den Blättern umherhuschten!

Im Mauerwerk der Veranda wohnten die Hauseidechsen, dickköpfig, plattbäuchig. Ganze Romane erlebten wir mit ihnen. Ab und zu, wenn die Jagd die Wände entlang gar zu schnell ging, fiel eine herab. Dann ergriff ich sie, wir legten sie auf den Rücken und hypnotisierten sie durch Streichen. Manchmal lagen so ein Dutzend und mehr. Komisch war ihr Erwachen anzusehen, wie sie sich reckten, die Augen verdrehten, allmählich zum Bewußtsein kamen und mit Windeseile die Wände hinaufliefen. Oben angekommen, begannen sie ihr Erzählen, das wie Spatzengezwitscher klang.

Reizend zu beobachten war auch ein Kolibriweibchen. Unscheinbar im grauen Röckchen mit langem, spitzem, unsagbar dünnem Schnäbelchen, besuchte es regelmäßig eine Zeitlang zur Mittagszeit die Veranda. Es suchte herum, offenbar um einen Platz für das künftige Nest zu finden. Schließlich hatte es ihn in den Zweigen des wilden Tabakbaumes entdeckt. Emsig holte es Wolle, Haare und Strohhälmchen herbei, die äußerst kunstvoll zum kugelförmigen, hängenden Neste verflochten wurden. Zwei Wochen dauerte die Arbeit, das Tierchen war unermüdlich dabei. Täglich erhielt es Besuch vom Herrn Gemahl im schwarzen Rock mit rotem Brüstchen. Sehr vornehm flog er an das Nest, schien es zu begutachten, zu loben oder auch zu tadeln, denn manchmal zupfte er wieder etwas fort, was das Weibchen mühsam hineingewebt. Zum Schluß einige schmelzende Töne und dann suchte er das Weite. Niemals half er mit dabei, nicht ein einziges Mal sah ich, daß er auch nur ein winziges Pflänzchen herbeischleppte. Und dabei kam er täglich stets zur selben Stunde. Drollig war es anzusehen, wie das Weibchen die Öffnung des Nestes probierte. Schließlich war alles in Ordnung. Eines Tages fand ich drei winzige Eierchen darin. Und das Männchen kam alle Tage nach

wir vor, aber nun ward nicht mehr kritisiert, sondern aus vollem Halse gesungen. Das Idyll ward durch Ausbruch des Krieges gestört.

So reizend unser Blumengarten war, so hatten wir trotzdem viele Feldsteine und poröses Geröll in ihm belassen, um die Feuchtigkeit besser zu halten. Aber gerade durch die Feuchtigkeit ward mancherlei Getier dorthin gezogen, und oft war ich in großer Furcht vor Schlangen. Namentlich in der Regenzeit gibt es sehr viele im Schutzgebiet. Da sind die giftige Mamba, die Hornviper, die Puffotter, die Spuckschlange und die afrikanische Riesenschlange.

Auf Okombahe war die Mamba besonders heimisch, und oft kam es vor, daß sie sich in den Pontoks der Eingeborenen fand. In manche beschauliche Mittagspause hinein scholl das schrille: „Auba haa!" = „Die Schlange ist da!" Auch ich lebte in beständiger Angst. Viele Nächte hindurch suchte ich die Zimmer ab, wenn ich glaubte, es irgendwo rascheln zu hören, durchwühlte des Kindes Bettchen und leuchtete in die Ecken. Einstmals wäre ich doch beinahe einer solchen Mamba zum Opfer gefallen. Ich stand am Küchentisch, um das Abendbrot zu bereiten. Da rief plötzlich einer der Bambusen: „Gnä' Frau, steh' ganz still und rühre Dich nicht!" Und mit dem Feuerhaken holte er aus und versetzte mir einen Schlag ans Schienbein, daß ich in die Höhe fuhr vor Schmerz. Triumphierend hielt er mir eine getötete Mamba vors Gesicht, die sich dicht vor mir unter dem Tisch aufgerichtet hatte. Die leiseste Bewegung meinerseits genügte, und sie hätte mich gebissen.

Gegen 3 Uhr ging die Arbeit wieder an. Ich sorgte für den 3 o'clock tea, zu dem wir meist Besuch hatten. Der Missionar erschien, der Farmer Merker und auch die auf Okombahe stationierten Soldaten kamen. In Südwest, wie wohl in jedem neuen Lande, spielt überhaupt die Gastfreundschaft eine große Rolle. Alles, was weiß ist, ganz gleich, welcher Gesellschaftsklasse angehörig, wird aufgenommen und bewirtet. Anders ist es natürlich auf den großen Plätzen, wie Windhuk, Swakopmund, Okahandja usw., wo arger Kastengeist herrscht. Wir hatten verhältnismäßig viel Verkehr mit den Ansiedlern der umliegenden Farmen und den Offizieren auf Omaruru. Es gereichte mir stets zur großen Freude, alles so nett und gemütlich wie

möglich zurechtzumachen; meistens waren es die einsamen Junggesellen, die sich in der bequemen Häuslichkeit besonders wohl fühlten.

Logierbesuch bekommen, ist keine Kleinigkeit. Das Zurechtmachen des Logierzimmers, das Essen und Trinken für die Gäste ist das Wenigste. Aber der Gast bringt seine Diener, seinen Wagen, seine Pferde oder Ochsen und Hunde mit. Da muß für die Leute mitgesorgt werden. Man muß sie unterbringen, auf den Wagen aufpassen, damit die Eingeborenen nichts stehlen. Für die Pferde muß man Gras besorgen, den Ochsen einen Extrakral machen usw.

Trotzdem empfing ich lieber Besuche, als daß ich auf Reisen ging. Es war so beschwerlich mit einem kleinen Kinde bei Wassermangel und den Nächten draußen in der Kälte. Wenn es aber trotzdem sein mußte, dann wurde eine Kuh nebenher getrieben, um dem Kleinen die Milch zu liefern. Manche Nacht hat er am Lagerfeuer geschlafen und war kaum ein paar Monate alt. Seine Augen waren voll Aschenstaub, das Näschen blaurot gefroren und die Glieder steif. Aber geschadet hat es ihm nichts, wenngleich es mit der Reinlichkeit nicht immer genau genommen werden konnte.

Die Eingeborenen kamen auch meist des Nachmittags, wenn sie irgend ein Anliegen hatten. Kapitän Cornelius, der Ewigdurstige, erschien oft. Es waren interessante Gespräche, die wir mit dem sonderbaren Alten hatten. Er haßte die Weißen genau so, wie die anderen Eingeborenen es tun, machte auch nie ein Hehl daraus, sondern sagte: „Unsere Zeit ist vorbei. Der Weiße hat jetzt die Macht in Damaraland. Ich folge ihm als sein Diener, denn er bringt Gewinn. Er hat die Zukunft in seiner Hand, und wir müssen ihm gehorchen, wollen wir weiter kommen. Aber ich liebe ihn nicht!"

Wegen seiner großen Liebe zur holden Weiblichkeit war er dem Missionar ein Dorn im Auge und schon seit Jahren im Bann der Kirche. Er hingegen schalt furchtbar auf den Missionar: Einst beim „Weintrinken" (Abendmahl) hätte er dem Missionar den Kelch fortgenommen, um bequemer und mehr zu trinken, und da sei ihm dieser grob geworden. Dabei wäre es doch nur natürlich, dergleichen zu tun, ihm käme mehr zu wie den anderen, denn er sei der Kapitän.

Er hatte eine uralte, ganz zusammengetrocknete Mutter, die er hungern ließ. Allmorgendlich kroch das alte Weiblein an einem Stabe, einen Bettelsack umgehängt, von Werft zu Werft, um sich seinen kärglichen Unterhalt zusammenzubetteln. „Kapitän, Du bist reich, warum gibst Du der Alten nicht zu essen, die doch Deine Mutter ist?“ — „Amei, es ist wahr, ich habe viele Kühe und Ochsen, aber die Frau ist alt, sehr alt. Früher gab ich ihr, aber ihre Zeit ist längst um. Warum lebt sie noch? Siehst Du noch jemand, der ihr Alter hier am Platze hat? Nein, sie mag sterben, ich habe längst das Meinige getan, nun muß sie selber sehen.“ Davon ließ er sich nicht abbringen.

Einer der aufrichtigsten Frommen am Platze war der alte Rudolf. Er konnte oft stundenlang den Missionar oder mich mit irgend einer religiösen Frage, die er sich zurechtgeklügelt, elenden. Er war wohl fast der einzige, dem wirklich daran lag, seine Kinder in christlicher Zucht zu erziehen. Freilich bediente er sich dabei eines wunderlichen Mittels. Er biß. Trotz seines hohen Alters war sein prachtvolles Gebiß noch schimmernd weiß. Er selbst war von abschreckender Häßlichkeit, namentlich, wenn er lachte, erinnerte er lebhaft an einen alten Pavian. Sobald sich nun eins seiner zahlreichen Kinder etwas zuschulden kommen ließ, stürzte er sich darauf, hielt es fest und biß es, wo immer er es zu fassen vermochte. Wollte er ein Kind an etwas erinnern, so schnappte er stets nach seiner Schulter.

Sein Sohn Friedrich war lange Zeit als Treiber bei uns. Wenn er, die Peitsche auf dem Rücken, die Ochsen antrieb, dann philosophierte er viel. Ich erinnere mich lebhaft eines Gespräches einstmals am Lagerfeuer vor Omaruru. Nachdenklich saß er da und starrte in die Glut. Sein Schweigen fiel mir auf. Ich rief ihn heran und fragte ihn, ob ihm etwas fehle: „Das nicht, gnä' Frau, aber ich denke —.“ — „Was denkst Du denn?“ — „Ich denke an Gott, den ich nicht verstehe. Darf ich Dich fragen, denn die Leute sagen, Du hast viel gelernt.“ — „Frag nur.“ — „Dann höre: Wenn der Baas in den Garten geht, dann arbeitet er. Er pflanzt und jätet, er legt die Beete an und mißt nach, daß sie so gerade und schön wie möglich werden. Er tut alles, was er kann, daß seine Arbeit gut wird. Und

wenn sie noch nicht ganz so ist, wie er sie haben will, dann verbessert er so lange, bis er zufrieden ist.“ — „Was willst Du denn damit sagen?“ — „Warte, ich bin noch nicht fertig. Ihr habt ein Kind, einen Sohn. Ich sehe, Du sorgst für ihn, so gut Du kannst. Du bist immer da, wenn er nach Dir ruft. Aber Du strafst ihn auch, wenn er ungezogen ist. Warum tust Du das?“ — „Weil ich will, daß er einstmals ein guter Mensch werden soll.“ — „Du wirst ihn später nach Deutschland schicken, wirst viel Geld ausgeben, damit er alles das lernt, was nötig ist. Warum tust Du denn das?“ — „Weil ich ihm helfen will, ein guter Mensch zu werden.“ — „Nun paß auf, der liebe Gott hat doch die Menschen erschaffen. Er hat sie gut gemacht, denn er war zufrieden mit seinem Werke. Er hat gewollt, daß sie glücklich leben sollten im Paradiese. Da plötzlich schickt er die Versuchung und der Mensch fällt. Er war also doch nicht ganz gut, nicht vollkommen, sonst hätte er der Versuchung widerstanden, der liebe Gott ist dann auch nicht vollkommen, denn sein Werk ist es ja nicht. Und doch wäre es so einfach für ihn gewesen. Er knetete den Menschen aus einem Erdenkloß, sieh' so (und dabei ballte er die Erde zusammen). Erst machte er den Kopf — so — dann die Augen, die Ohren usw. Er wußte doch, da er allwissend sein soll, daß die Versuchung über den Menschen kommen würde. Warum schuf er ihn nicht so, daß er der Versuchung widerstehen konnte. Er hätte ja schwanken, kämpfen können, aber warum gab er ihm nicht den Willen, schließlich doch zu siegen? Er brauchte doch bloß den Erdenkloß herzunehmen und ihm an irgend einer Stelle einen Knick zu geben. Ein Druck seines kleinen Fingers hätte genügt, vielleicht am Kopf, an der Stirn, was weiß ich, wo, und dieser Druck hätte ihn so geformt, daß er Herr über das Böse geworden wäre. Dann hätte bis auf den heutigen Tag die Sünde keine Macht und wir wären glücklich. Siehst Du, da verstehe ich nicht, wenn der Missionar predigt, Gott liebt uns. Wir sind arm, hungern, sind krank und elend und fallen in Sünde, warum macht er uns unglücklich? Er ist allwissend! Er kennt die Versuchung, schickt sie, weiß, daß wir nicht dagegen können und hilft nicht. Er ist allmächtig! Warum schafft er das Elend nicht aus der Welt? Der Missionar sagt, wir sind seine Kinder, wie die weißen Brüder. Er liebt alle

gleich. Sieh uns doch an, was wir sind? Hunde, Sklaven, schlimmer wie die Paviane in den Klippen."

Und mir fielen die Kollegs ein von Harnack und Seeberg, und ich fand keine Antwort, um dem erbärmlichen Kaffer zu helfen in seiner Seelennot. Auch hier wie überall das Ringen und das Zuverstehensuchen der Gottheit. Solche und ähnliche Fragen traten öfter an mich heran. Und da wird behauptet, nach kurzem Kursus auf der Missionsstation seien an sich wenig gebildete Leute befähigt, das Christentum hinauszutragen in den dunklen Erdteil, zu den armen Heiden. Auch die Heiden denken, und nicht alle sind stumpfsinnig.

Nachmittags hauptsächlich kamen auch die Eingeborenen, um Vieh gegen verschiedene Tauschartikel, Mehl, Reis, Zucker, Kaffee, Kleiderzeug, Schuhe, einzuhandeln. Zur Erhöhung der Feierlichkeit wurde ein Tolker (Dolmetscher) mitgebracht. Der Begriff von Zahlen war vielen vollkommen unverständlich. Da wurden Steinchen und Kaffeebohnen zu Hilfe genommen. Mein Mann legte eine Handvoll vor den Betreffenden hin, und dieser nahm so viele davon fort, wie er meinte, daß das Tier, welches er verkaufen wollte, in Mark Wert habe. Waren sie handelseinig, dann schob der Verkäufer des Viehes von dem kleinen Häufchen so viel Steine oder Bohnen zu meinem Mann hin, wie der Betrag war, für den er dies oder jenes haben wollte. Beabsichtigte er nur für 50 Pf. zu kaufen, dann halbierte er die Kaffeebohne oder legte den Stein auf die Handfläche und zog eine Linie mit dem Finger darüber. Hatte mein Mann das Häufchen Bohnen vor sich liegen, dann war der Kauf fertig, und er mußte ein Geschenk, meist Tabak oder Streichhölzer, dazutun. Daß dergleichen Tauschereien sehr umständlich sind, ist klar, und sie sind um so schwieriger, je höher die Summe für das einzuhandelnde Tier ist. Mit barem Gelde bezahlte man in Südwest fast nie, auch die eigenen Leute, die Hirten und Boten, wurden auf die oben beschriebene Weise abgelohnt. Ein Bote gehörte fast auf jeder Farm mit zum Hauspersonal. Er mußte Patronen holen vom Bezirksamt und Nachrichten und Briefe den benachbarten Farmern übermitteln. Stets bekam er den Proviant für die Reisetage mit und den Brief nach Art der indianischen Waldläufer in einen eingekerbten Stock gesteckt, mit

Bindfaden oder Bast umbunden. Er trug ihn dann auf dem ganzen Wege oft tagelang in der Hand und war sicherer, als wenn man ihm erlaubt hätte, ihn in die Tasche zu stecken, vorausgesetzt, daß er einen Bekleidungsgegenstand mit einer Tasche anhatte.

Auch für mich blieb des Nachmittags wenig Ruhe. Ich beteiligte mich an den Gartenarbeiten, hatte fürs Kind zu sorgen, mußte nähen und flicken. Besonders unangenehm war mir die große Wäsche, die sowieso unter normalen Verhältnissen für jede deutsche Hausfrau nicht gerade zu den Feiertagsbeschäftigungen gehört. Meine beiden Waschfrauen hockten an der Erde vor dem Waschfaß und wuschen, die Stummelpfeife im Munde, mit wenig Wasser, aber desto mehr Gemütlichkeit. Wenn ich nicht fortwährend dabeistand, dann legten sie Hände voll kleiner Steinchen auf die Wäsche und rieben sie darauf herum. Natürlich wurde sie dadurch nicht besser. An Klammern und Leine konnten sie sich durchaus nicht gewöhnen. Wozu gab es denn in nächster Nähe die schönen Dornbüsche, auf die man bloß das Zeug zu werfen brauchte, dann hielt es! Das Abnehmen war freilich schwierig, die Dornen hatten sich festgehakt. Entweder man brauchte endlose Zeit und Geduld oder jeder Dorn riß ein kleines Loch. Vom Legen der Wäsche hatten sie keine Ahnung. Gerollt wurde vermittels einer großen mit Wasser gefüllten Flasche. Stärken und plätten mußte ich selber. Die Bolzen wurden im Herde beim Holzfeuer nicht heiß genug. Da mußte im Hofe ein Plättfeuer aus trockenem Kuhmist gemacht werden. In der Küche war es schrecklich heiß und dunstig, und draußen wehte der Wind die Wäsche sofort trocken, und dicke Schichten Sand lagerten im Umsehen darauf.

Die eine der beiden Waschfrauen, Emma, die Hottentottin, war mir besonders ergeben. Meinen kleinen Sohn liebte sie sehr und sang ihm stets selbst gedichtete Wiegenlieder. Ihr Hauptlied, auf das sie sehr stolz war, lautete auf Deutsch ungefähr, wie folgt: „Du weißes Kind, von weißen Eltern geboren, bist nun ein Buschmann in Damaraland. Einsam bist Du, denn Deine Heimat ist ein fremdes Land, Deine Familie*) ist weit weg, und Deine Großeltern sehnen sich nach Dir. Aber eines Tages wirst Du zu ihnen gehen, und die Freude wird

*) Verwandtschaft.

groß sein. Und dann bist Du nicht mehr einsam, Du weißes Kind. Darum sei still und weine nicht." —

Wenn ich dachte, ich könnte einmal ausruhen, dann ward ich gerufen, um Krankenbesuche zu machen. Ich ging niemals freiwillig oder bot mich an, sondern ließ die Leute kommen und mich holen.

Unsere Apotheke war klein, aber der alte Ertmann stellte mir in seiner Güte die seinige zur Verfügung, und auf diese Weise wurde ich zum ganz berühmten Doktor in der Umgegend. Mit den unglaublichsten Krankheiten und Anliegen kamen sie zu mir. Meine Hauptmittel bestanden in Chinin, Kalomel und Opium, damit kann man schon ganz nette Kuren machen. Wenn es innere Krankheiten zu heilen gab, da konnte ich mitunter helfen, die meisten waren verhungert, dann bekamen sie eine Zeitlang Essen, oder sie hatten Fieber, dies kann jeder Weiße drüben mit Erfolg bekämpfen. Entsetzlich waren nur die äußeren Verwundungen, wenn ich schneiden, auswaschen, antiseptisch behandeln und verbinden sollte. Am unangenehmsten waren mir die Leute mit Eiterbeulen oder die, die sich auf ihre Wunde, um sie luftdicht abzuschließen, das Universalmittel, Kuhmist, geschmiert hatten. Unzählige Fliegen und Maden saßen darauf, und oft bedurfte es großer Energie, da eigenhändig zuzufassen.

Drei Frauen half ich in ihrer schwersten Stunde und faßte mit Freuden zu, wo es not tat. Ich habe viel gesehen von Elend und Jammer der Menschheit im kleinen Kreise und viel gelernt an Überwindung, aber leicht wurde es mir nicht. Manchmal hatte ich eine Absage auf der Zunge und schämte mich nachher meiner Selbstsucht.

Einer der Auderlinge kam an einem glühenden Sonntagmittag: „Gnä' Frau, komm und hilf!" Er beschrieb mir das Wesen der Krankheit. Ich entnahm daraus, daß das Kind Veitstanz mit bösen Anfällen hatte. Der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach konnte ich da doch nicht helfen und weigerte mich, mitzugehen. Da bat der alte Kerl flehentlich: „Und wenn Du denkst, daß Du nicht helfen kannst, dann komm und laß Dich nur ansehen, davon wird das Kind gesund." Was war da zu machen? Ich war tief gerührt und ging die Stunde Weges in der Mittagsglut. Es war ein Zufall, aber in fast dreimonatiger Bromkur war das Kind gesund.

Von Dankbarkeit war keine Rede. Oft geschah es, daß mich meine gesundeten Patienten besuchten: „Nun hat mich die gnä' Frau gesund gemacht, jetzt muß sie mir dafür ein Geschenk geben!"

Auch die Hereros kamen von weit her, um bei mir Hilfe zu suchen. Sonntags nach der Kirche hatte ich wirklich eine unfreiwillige Sprechstunde für Leidende. Daß ich auch bei anderem Kummer, Liebespein, Enttäuschungen, krankem Vieh helfen und nebenbei so und so oft Pate stehen mußte, versteht sich von selbst. Auch Briefe wollten sie von mir übersetzt, gelesen und gar geschrieben haben.

Tief bekümmerten mich oft dabei der schreckliche Aberglaube und die Dummheit der Leute. Da kam z. B. eines Tages der Unterkapitän Josua und bat um Hilfe für sein fünfjähriges Enkelkind, das ins Feuer gefallen und arg verbrannt sei. Ich ging sofort mit und traf das arme Wurm in grauenerregendem Zustande, die Wunden zogen sich weit über die Hälfte des Körpers hin. Ich tat mein Bestes und fand an dem uns sehr befreundeten Hauptmann Franke, der zufällig bei uns zu Besuch war, eine energische Hilfe. Er versprach mir auch, sich in Omaruru beim Stabsarzt zu verwenden. Ich solle das Kind dorthin bringen lassen. Nach vielem Hin und Her ward unsere Karre fertiggemacht, das Kind sollte darin in der Schwebe liegen, und wir wollten auch einige unserer Treckochsen mitleihen. Außerdem bat mich Josua, dem Stabsarzt aufs eingehendste den ganzen Befund brieflich zu schildern. Alles war so weit, da weigerte sich plötzlich die Mutter, sie wollte nicht mit und wollte sich auch nicht von ihrem Kinde trennen. Da fuhr Josua allein mit meinem Brief, um neues Verbandzeug und schriftlichen Rat zu holen.

Dem Kinde ging es allmählich besser. Sonderbarerweise schlossen sich die Wunden, und ich hoffte, der Vernunft zum Trotze, es durchzubringen. Jeden Morgen war es mein Erstes, es aufzusuchen.

Als ich kurz nach Josuas Abfahrt wieder hinkam, fand ich den Pontok zu meiner Verwunderung verschlossen. Ich klopfte. Drinnen stöhnte das kleine Geschöpf, aber niemand zeigte sich, um zu öffnen. Am Mittag dieselbe Sache. Am Nachmittage begegnete mir Josuas Frau und sagte: „Du brauchst nicht mehr zu kommen. Du weißt doch, daß die Mutter des Kindes Heidin ist. Sie fürchtet sich vor

Deiner Zauberei und daß Du dem Kinde schaden könntest. Du sollst wegbleiben". Ich blieb weg. In der Nacht des darauffolgenden Tages weckt mich plötzlich dieselbe Frau und bittet schluchzend: „Komm gleich mit oder das Kind stirbt!" Anfangs wollte ich nicht und sagte ihr: „Wenn ich nun käme und das Kind dennoch stürbe, dann würden sie alle sagen, ich sei schuld daran." Sie bat und zeterte so lange, bis ich mich erweichen ließ. Die Tür des Pontoks war zu. Ich bückte mich und trat ein. In der Mitte war ein Feuer, aber ein beißender, schwelender Rauch erfüllte den Pontok, daß ich vor Tränen erst nicht sehen konnte. Sechs bis sieben Weiber hockten herum. Dicht am Feuer lag das kleine Wesen, dem ich sofort ansah, daß es die Nacht nicht überleben würde. Ich sorgte zuerst durch Offenhalten der Tür für Abzug des Rauches. Da sprang ein uraltes, ganz nacktes, scheußliches Weib auf mich zu, reckte die lederartigen Hände gegen mich und kreischte mir Verwünschungen entgegen. Hals, Brust, Arme, Beine, Hüften waren mit sonderbaren Amuletten bedeckt. Ich sagte ihr, sie möge jetzt ruhig sein und mir nachher draußen sagen, was sie wolle. Lydia, Josuas Weib, stand händeringend vor mir: „Ach, Du lieber Gott, gnä' Frau, sieh Dich vor. Du beleidigst unsere größte Zauberin, die weise Frau, die von weither kam, gegen eine Kuh das Kind zu heilen." — „Und konnte sie es?" — „Nein, sie sagt, eine andere Macht arbeite ihr entgegen, deshalb müsse das Kind sterben. Die andere Macht ist Deine Kunst." — „So will ich wieder gehen." — „Nein, Deine Kunst ist größer wie die ihre, Du mußt helfen." — „Ich kann nicht mehr. Ehe der Mond über dem Rivier an der Huk*) steht, wird das Kind tot sein." — „Versuch zu helfen, komm und sieh das Kind." — „Dann müßt Ihr tun, was ich will und die Alte hinauswerfen." — „Sie wird uns fluchen." — „Laßt sie, ich werde ihr morgen früh Kaffee und Zucker schenken, dann wird sie Euch segnen." Dann taten sie's. Die Alte reichte mir grinsend ihre schmutzige Hand mit den klirrenden Amuletten und ging.

Mein Erstes war, nach dem Feuer zu sehen. Das Rauchen und Schwelen war künstlich herbeigeführt. Kreuzweis aufgeschichtet lagen die Zauberhölzchen, Kräuter und Baumrinde qualmten dazwischen.

---

*) (Holländisch) Ecke.

Ich ließ das mitgebrachte Licht anstecken und besah das Kind. Sie hatten es von dem von mir mit vieler Mühe bereiteten leinenen Lager gezerrt. Es lag auf der blanken Erde auf Zauberhölzchen und Kräutern. Der kunstvolle Verband aus Gaze war ab. Dafür war es mit ranziger Butter, Kuhmist und einer gestoßenen Wurzelart eingeschmiert. Um den Hals hing ein Amulett und in die Löckchen der Stirn waren Grashalme geflochten. Da war nichts mehr zu tun. „Habt Ihr dem Kind zu essen gegeben?" — „Ja." — „Das Essen, das ich schickte?" — „Nein, das hat die Zauberin selber gegessen." — „Was gabt Ihr dem Kinde?" — „Einen Maiskolben und in der Asche gebratenes Ziegenfleisch." — „Hat es gegessen?" — „Es wollte nicht und rief nach Dir. Wir zwangen es, bis es einschlief (ohnmächtig wurde)." — „Lydia faß an, daß das Kind auf sein Lager zurückkommt." Sie entschuldigte sich: „Gnä' Frau, sie hörten nicht auf mich, muß das Kind sterben?" — „Ja, heute Nacht." — „Versuch es doch und wasch ihm die Zaubersalbe ab." Aber das kleine Geschöpf wimmerte in schwachen Lauten, wozu sollte ich es noch quälen. Ich tat, was in meinen Kräften war, um ihm das Sterben zu erleichtern, und ehe der Mond unterging, war es tot.

Jetzt war nicht etwa meine Arbeit erledigt, nein. Ich hatte mich um das Kind bemüht in seiner Krankheit, nun mußte ich auch für einen Sarg sorgen. Gewöhnlich werden die Leichen in Felle eingenäht und dann beerdigt, aber auf Okombahe wäre dies eine Schande. „Wir sind doch Christen. Wir müssen wie Christen in einem Sarg beerdigt werden." Aber der Mangel an Brettern war groß. Wieder kamen sie zu mir. „Gib uns einen Kasten zum Sarg. Gib uns Leinen für die Tücher." Und ich gab.

Erbärmlich schrill wie das Armesünderglöckchen erklang die Kirchenglocke, und das kleine Wesen ward der Erde übergeben. Nun stellte sich das Trauergeleite bei mir ein: „Gnä' Frau, Du hast das Kind gepflegt, Du hast Sarg und Leinen gegeben, jetzt gib uns Kaffee und Zucker für den Leichenschmaus." Daß mir bei dergleichen Dingen öfter die Geduld riß, läßt sich denken.

Unvergeßlich bleibt mir auch ein anderer Vorfall: Zu unseren Gartenarbeiterinnen gehörte eine, Christine. Sie war jung, Mutter von vier kleinen Kindern. Am Morgen hatte ich sie im Garten ge-

sprochen, und um die Mittagszeit ging sie wohl und munter nach ihrer Werft.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da kam ihr Mann, atemlos und aschgrau im Gesicht, zu uns und bat um Leinen, seine Frau einzuwickeln, sie sei soeben gestorben. Entsetzlich sieht ein bleicher Kaffer aus, viel schrecklicher als ein Weißer. Wir trösteten ihn erst, seine Frau wäre sicher nur ohnmächtig. Er aber blieb dabei, sie sei tot. Und so war es auch. Er hatte sie im Streit erschlagen, wie wir später erfuhren. Wir gaben ihm ungefähr vier Meter weißen Baumwollstoff, in den er die Frau einnähte. Kurz danach kam er wieder und bat, ob er sich alte Planken für einen Sarg bei uns zusammensuchen dürfe. Er fand bald, was er suchte, und in der Mittagshitze hörten wir ein emsiges Klopfen und Hämmern. Vom Hause aus beobachtete ich die Arbeit, die im Schatten eines Kameldornbaumes dicht vor der Veranda ausgeführt wurde. Zuerst schien einige Trauer zu herrschen. Stumpfsinnig, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, wurde gezimmert. Mir tat der arme, so plötzlich seiner Gattin beraubte Mann leid. Wir suchten nach einigen besseren Planken und gaben auch die Nägel dazu. Dadurch wurde die Arbeit erleichtert, und die Stimmung besserte sich wesentlich. Ich ging und sah mir das Ding an. Ein greulicher schmaler Kasten. So eng, daß ich mir tatsächlich nicht denken konnte, wie ein Mensch darin Platz finden würde. Ich sagte es auch den Leuten. Traugott, als der Meistbeteiligte, meinte: „Laß nur, es geht schon, und wenn es nicht geht, drücken wir sie so, daß sie hineinpaßt!“ Nach anderthalb Stunden war der Sarg fertig.

Den folgenden Nachmittag sollte die Christine beerdigt werden. Nicht etwa in den Klippen, wo man die gottlosen, bösen Heiden einscharrt, nein, auf dem Platz, wo all die frommen Christenmenschen liegen, wo man beerdigt wird mit dem Segen des Missionars, wenn die Glocke läutet. Mit Stolz ward der Sarg betrachtet.

Der heilige Eifer der guten Christen auf Okombahe ging so weit, daß sie niemals zuließen, daß ein Heide im Sarge begraben wurde. Es kam vor, daß ein reicher heidnischer Herero oder Hottentotte in den Store kam, um mit barem Gelde oder fetten Hammeln einige

Planken für den Sarg seines Toten zu erstehen. Sofort fiel die ganze Horde der Christen über ihn her. Im Store kam es zu den tollsten Szenen, mitunter zur regelrechten Prügelei, um den Verkauf der Bretter zu hindern. Wie die Wölfe stürzten sie alle auf den einen. Wehrte er sich seiner Haut, und gelang es ihm, mit den Brettern zu entkommen und tatsächlich einen Kasten zu zimmern, so ward ihm derselbe in der Nacht entzweigeschlagen. Ja, es kam sogar vor, daß sie den Toten aus dem Sarge wieder herausrissen oder ihn ausgruben, weil er nicht das Anrecht auf einen solchen besaß, er, der Heide!

Also es herrschte allgemeine Befriedigung. Nur wurde der fertige Sarg nicht etwa zum Pontok getragen, wo die Tote lag, um sie aufzunehmen, sondern er blieb ruhig zwischen den alten Brettern unter dem Baume stehen.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr kam Josua und bat alle Leute frei von der Arbeit, um am Begräbnis der armen Christine mit teilzunehmen. Weiber und Männer in möglichst buntem Sonntagsstaat defilierten an uns vorbei.

„Ich denke, Christine soll erst heute nachmittag beerdigt werden?" — „Du denkst recht, aber es geht nicht, sie verwest schon. Ich gehe gleich zum Missionar, um das Begräbnis ausrichten zu lassen."

Bald danach kommen vier Kerle, im Munde große brennende Pfeifen, mächtig qualmend, die den Leichnam der armen Christine nach dem Kasten unter dem Baume trugen. Sie paßte natürlich nicht hinein. Die Füße wurden abgehackt und neben sie gelegt. Mit großer Anstrengung und manchem gewaltigen Ruck wurde sie seitlich hineingequetscht. Ein paar alte Planken legte man lose als Deckel darauf. Zwei Ochsenriemen dienten als Tragebänder, und im Trabe ging es nach dem sogenannten Kirchhof. Bei der Kirche angekommen, wurden der heimgegangenen Christenseele zu Ehren zwei schrille Glocken geläutet. Im Talar und Käppi schritt der Missionar heraus, und der kleine Zug bewegte sich zum Kirchhof, sämtliche daran Beteiligte ganz fürchterlich rauchend. Nach zwanzig Minuten war alles vorbei, und eine Stunde später kam der betrübte Traugott und bat um Zucker für's Zuckerbier zur Totenfeier.

Nach knappen drei Monaten führte er eine andere heim. —

Am Spätnachmittag, ehe das Vieh kam, gingen wir viel auf Hühnerjagd. Eine Zeitlang suchten wir auch nach wildem Honig. Wir dachten, welchen gefunden zu haben, und mit Dynamit, Steinbohrer und vielem anderen Werkzeug machte sich der alte Ertmann an die Arbeit, den Felsen, in dem die Bienen saßen, zu sprengen. Nach unsäglicher Mühe gelang es ihm. Ehe er jedoch wirklich zum Bau der Bienen kam, erschien ein baumlanger Herero und machte uns den Honig streitig. Er hätte das Honigloch vor uns entdeckt gehabt, folglich gehöre es ihm. Er wolle den Honig haben, oder wir sollten ihm denselben abkaufen. Das fiel uns nicht ein. Der Wald ist frei für alle. Wir weigerten uns und ließen uns in der Arbeit nicht stören. Der letzte Sprengschuß ward gelegt. Der Herero hörte nicht auf unsere dringende Warnung, fortzugehen und blieb trotzig da. Da, mit mächtigem Gepolter sausten ihm Steine und Feldgeröll um den Kopf. Er entfloh eiligst, ohne Schaden genommen zu haben. Als wir wieder hinzukamen, flogen wohl viele Bienen verängstigt umher, die Waben waren in Menge vorhanden, aber alt und leer. All die schwere Arbeit einer ganzen Woche umsonst. —

Wie wir an Freud und Leid des Platzes teilnahmen, so feierten auch die Leute des Platzes mit uns paar Weißen. Sobald sie in Erfahrung gebracht hatten, daß irgend ein Besuch, ein Fest in Aussicht war, dann boten sie hilfsbereit ihre Dienste an.

Es war kurz vor meinem Geburtstag im September. Wir zählten unsere Kasse nach, und da stellte sich ein ganz beträchtlicher Gewinn heraus. Nun wurde beratschlagt, was wir mit dem Überschuß anfangen sollten. Schließlich einigten wir uns auf einen Korb Sekt und genossen schon die Vorfreuden. Aber es war, wie gesagt, September, die Zeit der größten Dürre. Die Vleys und Pützen waren gänzlich ausgetrocknet. Das Grundwasser lag so tief, daß bis fünf Mann übereinander zum Schöpfen gebraucht werden mußten. Das Vieh fand kaum zu fressen im Felde. Wer es sich leisten konnte, ließ es weiter weg in frischere Gegenden trecken. Täglich fielen mehrere Stück in jeder Herde. Die im Spätsommer geborenen Lämmer gingen fast alle ein. Die Kühe, unendlich mager, gaben nur spärlich Milch für die Kälber. Wir selber hatten schon längst keine Butter mehr gesehen.

Unter den Leuten des Platzes herrschte der Mangel in empfindlichster Weise. Viele der alten Leute starben. Ich besuchte etliche der heidnischen Pontoks jenseits des Riviers. Dort lagen die Leute auf ihren armseligen Fellen, zu Skeletten abgemagert, zu schwach, um sich aufzurichten. Etliche versuchten, sich zu erheben. Kraftlos fielen sie zurück, und ohne jeglichen Halt schien der Kopf auf die andere Seite zu sinken. Ich erinnere mich, einmal einen uralten Hund gesehen zu haben, der vor Entkräftung nicht mehr stehen konnte. Genau so waren die Leute! Die, die noch konnten, schleppten sich vor unsere Häuser. Sie hockten und lagen am Viehkral, im Hof, in der Küche. Den Hunden wurden die Knochen abgejagt. Kleine Kinder, die kaum laufen konnten, stahlen die Hühner und Lämmer unter meinen Augen fort.

Und da sollten wir Sekt trinken? Uns verging die Stimmung. Themis ließ dem Kapitän mitteilen: Morgen mittag soll sich, wer Lust hat, auf Mr. Eckenbrecher seiner Werft einfinden. Es wird zu essen bekommen, wer immer kommen mag.

Schon mit Sonnenaufgang stellten sie sich ein. Das Herz tat uns weh beim Anblick all der hungernden, elenden, siechen Gestalten. Mit der Peitsche mußte Friedrich, der Treiber, die beiden gewaltigen Waschkessel verteidigen, in denen der süße Mehlbrei verlockend brodelte. Ich teilte selber aus. Erst die Kinder, dann die Alten, die Weiber und zuletzt die Männer.

Von da ab halfen wir den Leuten, soviel in unseren Mitteln stand. Viel machte es nicht aus, es war wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Im Missionshause ward viel getan, und Hauptmann Franke in Omaruru verschaffte uns auf unser vereintes Bitten eine größere Summe als Unterstützung von der Regierung, die dem Missionar zur Verteilung zugewiesen wurde.

Kurz vor Weihnachten verlor der Gutsbesitzer Merker sein ältestes Kind, ein allerliebstes Mädchen von vier Jahren. Das Kind war lange krank. Man schickte zum Arzt, der nach fünf Tagen frühestens eintreffen konnte. Der war aber nicht da und statt seiner schickte Hauptmann Franke einen Lazarettgehilfen. In der Zwischenzeit sollte ein anderer Arzt aus Karibib gerufen werden.

Diese Zeit des Wartens, des Hoffens und Verzagens ist schrecklich. Man wollte so gern helfen, aber aller gute Wille nutzte nichts. Das kleine Ding wurde kränker und kränker und starb, ehe ein Arzt zur Stelle war. Da kamen die Vorwürfe: „Hättest du doch früher geschickt, hättest du dies und jenes anderes gemacht, das Kind wäre vielleicht am Leben geblieben." Die arme Mutter war gänzlich geknickt. Ich sehe sie noch vor mir, ein übermachtes, verhärmtes Gesicht. Mit zitternden Fingern schnitt sie dem toten Töchterchen ein Löckchen ab. Immer und immer wieder streichelte sie das blasse Köpfchen.

Die Trennung in Südwest von einem geliebten Toten ist grausamer wie in der Heimat. Während hier die Leiche noch einige Tage über der Erde stehen kann, gewöhnt man sich an den Gedanken, du mußt nun bald das Letzte von dem hergeben, den du über alles geliebt. Aber drüben muß man sich des heißen Klimas wegen eilen mit der Beerdigung. Um die Mittagszeit starb das Kind, um 5 Uhr nachmittags war es bereits die höchste Zeit, es in den Sarg zu legen. Den folgenden Morgen um 7 Uhr ward es in unser aller Beisein der Erde übergeben. Ich hatte, so gut es ging, im Verein mit der Frau des Missionars eine Girlande und mehrere Kränze für den schmucklosen Sarg gewunden. Wir kamen zum Kirchhof. Es liegt an der Gegend, daß er so schmucklos ist. Blanker Sand. Die Hügel beschwert mit großen Steinen; alles überdeckt mit Dorngesträuch. Nirgends Zeichen liebender Fürsorge, treuen Gedenkens. Es läßt sich nichts pflanzen und säen in dieser Einöde.

Unter dem Eindruck der Trauer litt das Weihnachtsfest. Auf unseren Spaziergängen in der Gegend hatten wir oft nach einem passenden Baum gesucht, den man als Weihnachtsbaum hätte verwenden können. Aber es fand sich nichts. Da ließen wir einen künstlichen, zusammenklappbaren, giftgrünen Tannenbaum aus Karibib kommen. Er war sehr bescheiden im Vergleich zu den schönen Bäumen, die wir im elterlichen Hause gewohnt waren. Aber wir schmückten ihn mit vieler Liebe. Der 24. Dezember war wohl der heißeste Tag des Jahres. Als wir am Abend die Lichter ansteckten, bogen sie sich und brannten nach unten. Das bißchen Konfekt tröpfelte langsam und stetig auf den Fußboden.



Frau v. E. aufgen.

v. E. mit Sohn.
(3 Monate alt.)



Frau v. E. aufgen.

v. E. mit zahmen jungen Schakalen.



R. Ertmann aufgen.

Beim Morgenkaffee in der Veranda.

Es war aber doch recht feierlich. Das erste Bäumchen im eigenen Heim, das süße Kind, das den Lichtern zujauchzte, die strahlenden, befriedigten Gesichter der Leute. Wir selber gesund, im Vollbesitz unserer Kraft, im Bewußtsein des Weiterkommens.

Als Gast hatten wir den Feldwebel Müller bei uns, dem wir auch Zigaretten, Zigarren und andere Kleinigkeiten aufgebaut hatten. Auf dem Platze war viel Leben. In der Kirche stand auch ein künstlicher Baum, mit vielen Lichtern und Engelsköpfen, Weihnachtslieder erklangen, Geschenke wurden verteilt. Dazu war das Korn reif, und Wassermelonen wurden in Mengen geerntet.

Vergessen waren die schweren Zeiten der Krankheit und Hungersnot. Weithin erschallte der Gesang: „Das Christfest ist schön. Es ist das Fest der Weißen, darum müssen sie uns beschenken. Wir arbeiten nicht. Wir essen süßes Brot. Wir feiern und tanzen. Es ist schön, daß so viel Weiße auf dem Platze sind, da bekommen wir mehr Geschenke!"

In den hellen Mondscheinnächten erklang die Ziehharmonika. Ihre Musik mischte sich mit dem gleichmäßigen Stampfen des Tanzschrittes und der eintönigen Melodie des Gesanges.

Wir Weißen waren glücklich und zufrieden. Freilich, das Hohelied der Dankbarkeit war den Kaffern fremd. Aber man gibt ja nicht, um Dankbarkeit zu ernten. Man gibt, weil Geben ein Genuß, eine Freude ist. Ein wenig Bitterkeit mischt sich oft hinein: „Der Weiße ist dumm. Er hat keinen Grund, uns zu beschenken. Wir geben ihm nichts dafür, daß er sich ausnutzen läßt. Aber kommt, wir wollen ihn tüchtig anbetteln. Hauptsache ist, daß er gibt!"

11. Spitzkoppjes.

Wenn man sich, von Okombahe ausgehend, in südwestlicher Richtung wendet, so erreicht man in sechs Reitstunden Spitzkoppjes. Es ist eine ungeheure, gigantische Gebirgsmasse aus kompakten Felsen von rotem Granit. Die spitzen Kegel haben ihr den Namen Spitzkoppjes gegeben. Ihre Formation erinnert lebhaft an die der Dolomiten. Die

höchste Erhebung ist bei klarem Wetter von der See aus sichtbar und auch auf den Seekarten verzeichnet.

Spitzkoppjes ist das letzte größere Gebirge, dessen Ausläufer sich bis in die Namib erstrecken. Auf der weiten endlosen Fläche diese riesige Bergkette, im grellen Sonnenschein rötlich beleuchtet — ihre Füße in blauen, märchenhaften Dunst gehüllt —, so steht sie da, ein gewaltiger Wächter der stillen Wüste. Viele hat sie bezaubert mit ihren geheimnisvollen Reizen. Die Sehnsucht erwachte: ich will, ich muß dahin! Siehe, wie es lockt und winkt! Es ist sicher nicht so weit!

Und die Ärmsten, sie ließen sich betören. Sie gingen und gingen, stets vor sich das rote leuchtende Gestein. In der Begeisterung merkten sie nicht, daß es gleich fern blieb in der sonnenklaren Luft. Die Nacht kam, und der Morgen, der golden über den spitzen Kegeln aufging, verführte sie, daß sie weitergingen. Wieder wechselten Tag und Nacht. Nur mühsam schleppten sie sich fort. Wund waren die Füße, weh die Glieder. Lechzend vor Durst langten sie an.

Sie irrten umher. Überall die blendende Sonne, die starren Felsen in der trotzigen Einsamkeit. Sie erkannten ihre Schönheit, aber sie waren zu müde, als daß sie sich satt daran schauen konnten. Die Strafe, sich unbefugt hierher, ins Herz der Wildnis, gewagt zu haben, ereilte sie.

Immer schmerzender wurde der Durst, immer schwerer die zu Tode ermatteten Glieder, immer heftiger das Verlangen nach Wasser. Aber keinen Tropfen gab es, der sie erquicken konnte. So suchten und irrten sie umher, bis der erlösende Tod den Qualen ein Halt gebot und ihnen das Ausruhen für ewig gab. Von des Weges und Wassers Kundigen wurden ihre Leichen und Gebeine gefunden.

Auch wir waren in Spitzkoppjes. Wir sahen die Kette der dem eigentlichen Gebirgsmassiv sich vorlagernden kleinen Hügel, darin viele namenlos ausruhen von der Umarmung der grausamen Sphinx, wir fanden Skelette derer, die noch keine Ruhestatt, von Menschenhänden bereitet, erhalten hatten. Wir waren geblendet und entzückt von der Wildheit der Felsen, darin der Leopard und die Wildkatze hausen, aber eines Schauers konnten wir uns nicht erwehren.

Mein Mann machte in dem Gewirr der Felsblöcke und Steine einen vorzüglichen Führer. Er war mit einem Bekannten, Herrn Merker, bereits im Jahre 1895 da gewesen und hatte die Berge und Täler durchstreift.

Eines Tages kamen sie nach stundenlangem Klettern an ein zwischen den Felsen gelegenes Tal, das so wunderbar schön war, daß sie vor Entzücken wie gebannt stehen und staunen mußten. Sie gaben ihm den Namen Paradies, den es bis auf diesen Tag noch behalten hat.

Wir suchten es auf. Unendlich mühsam war der Aufstieg, und fast noch schwieriger war es, hinabzukommen. Kletternd und rutschend gelangten wir auf den terrassenförmigen Abstufungen dorthin. Da standen gewaltige Kandelaberkakteen, Aloes, uralte, wilde Feigenbäume und andere mit weißleuchtendem Stamm, die ich zuvor noch nicht gesehen und deren Namen mir unbekannt. Dazwischen blühten Blumen aller Art, hauptsächlich Lilien, in satten leuchtenden Farben. Wir gingen im Paradies umher. Vor uns sprang ein Leopard auf und suchte fauchend das Weite. Behende turnten einige Deuker und Klippböcke über das glatte Gestein. Argwöhnisch beobachteten uns die Klippdächse von ihren Höhlen und Schlupfwinkeln aus. Unzählige Vögel, namentlich eine kleine, grüne Papageienart, sangen und jubilierten, und über dem allen lag die heiße afrikanische Sonne.

Wir stiegen in die Schluchten und Grotten hinab, die das überhängende Gestein gebildet. Und die Phantasie, die ewig rege, wurde wach und bevölkerte sie mit Drachen und Ungeheuern, mit Riesen und Zwergen. Sie schienen allerdings früher einmal bewohnt gewesen zu sein. Wir fanden Topf- und Gefäßscherben, allerdings in Formen, die uns nicht bekannt. Das Material, woraus sie gefertigt, schien eine Art gebrannter Ton zu sein.

In mehreren der Höhlen entdeckten wir die durch ganz Afrika bekannten Buschmannzeichnungen. Es gelang uns auch, eine Aufnahme davon zu machen. (Vgl. Tafel 16.)

Die Buschmannzeichungen haben einen eigenen Reiz. Sie sind entschieden Überbleibsel eines Volkes, das war und nicht mehr ist. Es sind menschliche Figuren dargestellt, die fast immer in diagonalen

Reihen aufmarschieren. Entweder tragen sie ein Musikinstrument, das jetzt gänzlich unbekannt bei den Stämmen in Südwest ist, oder Pfeil und Bogen. Die Bogenschützen haben einen sonderbaren Kopfputz, so wie sich auch die ältesten Eingeborenen nicht erinnern können, ihn jemals gesehen oder davon gehört zu haben. Ferner ist mit Vorliebe eine Gazellenart gezeichnet, einzelne Tiere oder in Rudeln. Auch andere Tiere, Leoparden, Löwen und Hyänen, finden sich da. Alle Zeichnungen sind mit roter Farbe, wahrscheinlich Mennige, auf die Felsen gemalt. Die Farbe sitzt so tief, daß sie sich nicht abkratzen läßt. Es ist, als ob sie eingeätzt wäre.

Warum diese Zeichnungen gerade Buschmannzeichnungen heißen, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß sie mit den Buschleuten nicht das geringste zu tun haben. Denn diese stehen heute noch auf so niedriger Stufe, daß sie keine noch so einfache Figur zeichnen können. Mein Mann ließ seinerzeit von Buschleuten der Kalahari Zeichnungen machen. Die Kerle lachten ihn aus, Farbe und dergleichen hatten sie nie gesehen und stellten sich über alle Begriffe dumm an im Gebrauch eines Pinsels oder eines als Pinsel gebrauchten Haarbüschels. Das, was sie zustande brachten, war gänzlich charakter- und talentlos. Es machte einen kindischen Eindruck und ließ sich in keiner Weise mit dem Aufgefundenen vergleichen. Auch seine vielfachen Fragen und Forschungen hatten bei den Buschleuten stets ein negatives Ergebnis.

Sonderbar ist es, daß sich diese Zeichnungen in ganz Afrika, bis zum Sambesi hin, finden. Peters erwähnt sie auch in seinem Werke: Ophir, das Goldland des Altertums. Er bringt auch Abbildungen davon, die den unseren zum Verwechseln gleichen. In besonderen Mengen sollen sie sich in Rhodesia finden. Wir sahen solche bei Ameib, wo leider von unbefugter Hand aus Albernheit dazwischen gemalt ist. In Spitzkoppjes gibt's viele und mehr noch am Brandberg. Dort finden sich auch, neben diesen Zeichnungen, in eine flache Felsplatte eingehauen, die Spuren von fast sämtlichem Wild, das es in Südafrika gibt: Elefantenfüße, Giraffen, Nashörner, Strauße, Löwen, Leoparden, alle Antilopenarten, Hyänen, Schakale usw. Aber nur die Fußabdrücke. Sie sind so naturgetreu nachgebildet, daß sie künstlerischen Wert haben.

Die am Brandberg lebenden Bergdamaras bezeichnen auch diese Steinarbeiten als das Werk der Buschleute, die vor vielen, vielen Jahren dort gehaust hätten. Andere wieder sagen, Elob, der gute Gott, hätte sie in den Stein gehauen, um zu sehen, ob die Wesen, die er im Begriff war, zu schaffen, eine gute Form haben würden.

Es lohnt sich wohl zu erforschen, in welchem Zusammenhange alle diese Zeichnungen stehen. Ob vielleicht in grauer Vorzeit ein Volk über ganz Afrika geherrscht, das sich dies Denkmal setzte, woher es kam und wo es blieb. Man möchte fast darauf schließen, daß es einstmals in Südwest eine gewisse Kultur gab, die aber wieder verloren gegangen. Sonderbar genug sind auch die Erzählungen der Buschleute, daß es weit, unendlich weit in der Kalahari Ruinen und Tempel gäbe, erbaut von einem Volk, das längst von der Erde verschwunden sei. Ihnen, den Buschleuten, sei die Aufgabe geworden, das große Geheimnis vor den Augen der weißen Eindringlinge zu hüten. Es hätten schon mehrere Europäer verlangt, dorthin geführt zu werden. Aber den Weg zeigen, hieße, eines schrecklichen Todes sterben und in die Gewalt der bösen Geister kommen. Diejenigen, die allein auszogen, die geheimnisvollen Tempel zu suchen, seien nimmer wiedergekehrt. Sie beschreiben auch diese Tempel. Groß, leuchtend und weiß und so prächtig, daß man den Verstand darüber verlöre.

Wie weit die Sache auf Wahrheit beruht, weiß ich natürlich nicht. Ob die ganze sagenhafte mündliche Überlieferung vielleicht die Ruinen in Matabele-Land meint?

Die imposante Schönheit von Spitzkoppjes verleitete seinerzeit die Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika, dort eine Musterfarm anzulegen. Mit unglaublichen Unkosten wurde gebaut. Man zementierte ein Staubecken aus, das sich aber gar bald als unzulänglich erwies. Etwa fünf Brunnen wurden gebohrt. Aber auch die waren untauglich. Schon längst vor Ausbruch des Krieges lagen die teuren Eisenteile rostend umher.

Der Glanz von Spitzkoppjes dauerte nicht lange.

Das Vieh entwickelte sich nicht besonders aus Mangel an Nahrung. Die Niederschlagsmenge auf Spitzkoppjes war von jeher keine große und verringerte sich im Lauf der Jahre. Das Gras war trocken,

verkümmert und wurde bald abgeweidet. Das Vieh mußte schließlich stundenweit laufen, um Nahrung zu finden. Und als auch da nichts mehr zu finden, waren die Herden so schwach, daß sie auf Wagen verladen und ans Omaruruvivier geschafft werden mußten. Haufenweise gingen die Tiere ein. Lämmer gab es so gut wie gar nicht. Daher ließ sich auch nicht feststellen, ob die Angorazucht irgendwelche Erfolge zu verzeichnen hatte. Gartenbau konnte der schwierigen Wasserverhältnisse wegen nicht getrieben werden.

Die Farm Spitzkoppjes unterhielt außerdem einen Store, in dem die Kaffern von Okombahe gern kauften, besonders so lange, als die Kolonial-Gesellschaft die Lizenz für Branntweinausschank hatte. Damals wurden gute Geschäfte gemacht, die aber nachher mehr und mehr zurückgingen.

Als wir im Jahre 1903 dort waren, machte die ganze Musterfarm einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Im Kriege 1904 wurde sie zerstört, der Inspektor ermordet und das noch vorhandene Vieh weggetrieben.





Dritter Teil.

Der Aufstand.

1. Wetterleuchten.

Dem friedlichen Weihnachtsfeste folgte ein stilles Neujahr. Heiß und schwül waren die Tage, dumpf und unerquicklich die Nächte. Über dem Okombaheberg,*) der dem Platz den Namen gegeben, ballten sich schwarze Wolkenwände zusammen. Finster und drohend schienen sie schwer auf den öden Koloß herabzuhängen, jeden Augenblick bereit, ein böses Wetter zu senden. Gelbe Blitze schossen raketengleich am Horizont. Es war schier unerträglich.

Die Schwüle der Natur schien sich den Gemütern mitzuteilen. Man hatte ein unbehagliches Gefühl. Etwas war anders, aber was es war, das konnte man nicht ergründen.

Die Hereros, die eine halbe Stunde von Okombahe entfernt, in Kawab, wohnten, waren sehr geschäftig. Ihre Großleute kamen oft nach Okombahe, um in den verschiedenen Stores Einkäufe zu machen. Mehr als sonst. Wunderte man sich darüber, so hieß es: „Wir fürchten, schlechtes Gras auf Kawab zu bekommen. Wir wollen frühzeitig mit dem Vieh trecken, deshalb bereiten wir alles vor."

Uns besuchten sie des öfteren. Wir hatten stets auf freundschaftlichem Fuße gestanden und wunderten uns, als sie sich eines

*) Okombahe heißt auf Herero soviel als: „Da, wo die Giraffe", weil der Berg, an dessen Fuß Okombahe liegt, die Form einer liegenden Giraffe hat.

Tages sehr interessiert bei meinem Manne erkundigten, wann ich nach Deutschland zurückginge. Themis war sehr erstaunt und meinte, ich dächte gar nicht daran. Da sprach der Großmannssohn Justus Hongera: „Mr. v. E., ich sage Dir, es wird gut sein, wenn Deine Frau fortgeht. Sie muß bald gehen und lange bleiben.“ — „Aber wie kommt Ihr nur darauf?“ — „Ich sage Dir, es ist gut, wenn sie geht. Afrika paßt nicht für sie. Es ist ein Land für Männer, die den Krieg lieben. Rauh und wild müssen sie sein. Du kannst bleiben. Für Dich ist das Gewehr und der Sattel. Aber, wenn Du Deine Frau lieb hast, dann schick sie fort!“ Themis hörte verwundert diese Rede und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte.

Bei anderer Gelegenheit, als wir mit dem Unterkapitän Josua eine Reise, die wir zu unternehmen gedachten, besprachen, sagte er: „Ich fühle, Du kommst nicht weit. Bleib hier.“ — „Wie kommst Du darauf?“ — „Ihr Weißen müßt nicht denken, daß Ihr sicher seid hier im Lande der Schwarzen. Ich habe dort oben in den Wolken gelesen: Gott der Herr wird einen furchtbaren Krieg schicken, der das Land verheert und die Weißen tötet.“ Wir hielten die Worte für Großtuerei und albernes Geschwätz.

Stutzig machte mich ein Lied meiner poetisch veranlagten Waschfrau Emma: „Ihr armen Weißen. Ihr kommt ja doch um in diesem Lande. Du kleines Kind kannst nichts dafür, daß Du hier geboren bist. Aber auch Du mußt sterben. Ich weine und mein Sohn weint, aber es hilft uns nicht.“ — „Emma, was singst Du denn da?“ — „Ach nichts, gnä' Frau, ich singe, was mir meine dummen Gedanken sagen. Du mußt nicht hinhören.“

Ein andermal: „Gnä' Frau, schläfst Du gut?“ — „Ja, danke, sehr gut.“ — „Das jammert mich.“ — „Wieso?“ — „Es wäre besser, Du schliefest nicht gut. Leg' Dir Steinchen zwischen die Rippen. Du mußt nicht fest schlafen.“

Samuel, Emmas Sohn, der uns vor Monaten nach Gui-Gams begleitet hatte, kam eines Tages in die Veranda und stierte mich an. „Was siehst Du an mir?“ — „O Mrs., ich sehe mir die an, die der Tod zeichnet.“ Ich wurde aufmerksam und besprach die Sache mit Ertmann und meinem Mann, die sich für eine große Reise vorbe-

reiteten. „Wollt Ihr nicht lieber hier bleiben?“ — „Bewahre, nein!“ — „Die Sachen klingen aber wie versteckte Warnungen. Ich kann sie nicht deuten.“ — „Unsinn, der Aufstand mit den Bondelzwarts ist den Leuten in die Glieder gefahren. Sobald die ersten Nachrichten da sind, wird Ruhe sein. Die Bande ist feige.“

Dem Aufstand im Süden sahen wir mit Muße zu. Man war es gewohnt, daß öfters Kleinigkeiten vorkamen. Selbst wenn die Sache ernsterer Natur war, was kümmerte es uns im Hereroland. Die Bondelzwarts, ein Hottentottenstamm, waren den Hereros verfeindet, der Ort der Unruhen war weit weg, der Gouverneur würde die Sache mit bekannter Milde schon beilegen. Doch man irrte sich. Der Kapitän Christians ließ sich nicht beschwichtigen. Den Friedensrum und Tabak wollte er nicht. Truppen wurden nötig. Als auch der nördlichere Distrikt Omaruru vom Militär entblößt wurde, als der teils gefürchtete, teils beliebte Hauptmann Franke auch nach dem Süden zog, da machten die alten, erfahrenen Afrikaner ein ernstes Gesicht.

Es kam uns allen zum Bewußtsein, daß im Jahr vorher auf verschiedenen großen Hererowerften nach Waffen und Munition gesucht worden war und daß die Bemühungen Erfolg hatten. Die Hereros, stets gewalttätig und herrisch, waren noch hochmütiger geworden. Einzelne benahmen sich unbotmäßig gegen uns Weiße. Auf ihren Werften, sonst freudig begrüßt, wurde man mit eisiger Kälte empfangen. Die Möglichkeit eines Aufstandes wurde erwogen. Jetzt, wo wenig Militär im Norden war, schien der geeignete Zeitpunkt. Wenn die Hereros überhaupt an Auflehnung dachten, so mußte es bald sein. Man riet hin und her.

Die Regierung empfing auch Warnungen. Aber auch sie stand den Dingen sehr optimistisch gegenüber. Es war noch ein Glück, daß, als der Aufstand der Bondelzwarts ausbrach, die für den Rücktransport nach der Heimat bestimmten Truppen noch nicht eingeschifft waren.

Auf Omaruru waren vier Mann zurückgeblieben. Das erschien denn doch etwas wenig. Darum wurde bei der alten Reserve angefragt, ob sich der eine oder der andere freiwillig melden wollte, um als Verstärkung der wenigen Mann zu dienen. Verschiedene Ansiedler,

Händler und Kaufleute, die gerade wenig zu tun hatten, meldeten sich. Alt und grau waren sie geworden im Kampf mit Sonne und Wind. Schwere Arbeit hatten sie getan. Jetzt rief das Vaterland. Da konnte das bißchen eigener Kram zurückstehen.

Die Distrikte Karibib und Omaruru waren zu einem verschmolzen worden. Der Oberleutnant d. L. Kuhn hatte sie beide zu verwalten. Auf der Station Omaruru war nach dem Auszug des Hauptmanns Franke naturgemäß wenig Dienst gewesen. Die Pferde waren bei der Feld-Kompagnie oder standen auf dem Sterbeplatz Soris-Soris. Jetzt nach Eintreten der alten Reserve begann ein reger, straffer Betrieb des Dienstes, der ihr anfänglich nicht leicht wurde.

Anfang Januar fuhr mein Mann mit Ertmann zusammen über Spitzkoppjes nach Swakopmund, um frische Vorräte für uns einzukaufen. Die alten waren fast gänzlich aufgebraucht. Ich ließ ihn ganz ruhig ziehen. Was kommen soll, kommt, und gegen sein Schicksal kann man nicht.

Er war einen halben Tag weg, da erschien vor unserem Hause ein berittener Bote aus Omaruru, schweißtriefend. Er hatte den Gestellungsbefehl zu überbringen. Die ganze Reserve wurde eingezogen. Themis erhielt die Ordre, sich sofort auf der Militärstation zu Okombahe einzufinden und sie bis auf weiteres nicht zu verlassen. Der Reiter, der völlig erschöpft war, erzählte mir im größten Vertrauen, daß man anfinge, Befürchtungen wegen der Hereros zu hegen. Die Kapitäne der verschiedenen Plätze und viele waffenfähige Männer seien verschwunden. Man munkelte von großen Versammlungen, geheimnisvollen Botschaften und regem Verkehr der Plätze untereinander.

Mir blieb nichts weiter übrig, als meinen Mann zurückrufen zu lassen. Mein zuverlässigster Bote erreichte ihn, und am Abend des zweiten Tages kam Themis zurück. Er hatte gerade noch so viel Zeit, um im Schlafzimmer ein Fenster zu verbarrikadieren und einige Möbel umzustellen, damit man mich wenigstens nicht vom Fenster aus im Schlaf erschießen konnte. Er mußte Tag und Nacht auf der Station bleiben, um diese gegebenenfalls verteidigen zu können.

Ich selber blieb meinem Schicksal überlassen, mutterseelenallein mit meinem kleinen Kinde im Hause zurück.

Diesen Befehl empfand ich auf das härteste. Wir Ansiedlerfrauen, gleichviel welcher Gesellschaftsklasse angehörend, haben in Friedenszeiten das Loos unserer Männer geteilt. Wir haben mit ihnen gedarbt, gehungert, gedurstet. Wir haben, wie sie, unsere ganze Kraft in den Dienst der Kolonie gestellt. Unsere Kinder sind unter den schwierigsten Verhältnissen zur Welt gekommen. Wir haben in der Kolonie mehr zu ertragen gehabt, als es in Deutschland denkbar wäre, — und nun in der Zeit der Gefahr wurde mir mein Mann genommen. —

Zehn Tage und zehn Nächte lang blieb ich allein mit weiter niemand als meinem neunjährigen Bambusen Isaak, den ich in der Küche einquartierte, damit mir wenigstens das Kind einmal abgenommen werden konnte.

Tags über mußte ich alle Arbeiten, auch die meines Mannes, verrichten. In den Nächten blieb ich mir selber überlassen. Mehrmals schlugen meine Hunde wütend an. Ich stand auf in der Meinung, eine Hyäne oder irgend ein anderes Raubtier beunruhige das Vieh. Da ich nichts bemerkte, ging ich zurück. Am nächsten Morgen zeigte mir Isaak frische Fußspuren im Sande, ums Haus herum und im Garten. Ob Kaffern oder Hereros, man hatte versucht, zu stehlen. Die Lämmer kamen mir abhanden, ein Kalb verschwand auf unerklärliche Weise. Ich war machtlos. Und zwanzig Minuten entfernt war mein Mann und konnte mir nicht helfen.

Es sollte noch schlimmer kommen. Am 13. Januar mittags erschienen zwei mir gut bekannte Hereros mit ihren Dienern. Sie wollten mir ein Schaf verkaufen. Es fiel mir auf, daß die Leute, sechs an der Zahl, bewaffnet waren. Zwei trugen Gewehre, die Diener Kirris.*) In Friedenszeiten kommt es wohl auch vor, daß man Besuch von bewaffneten Leuten erhält. Doch dann stellen sie zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten die Waffe außen an das Haus. Diesmal jedoch behielten sie sie in der Hand.

Ich hatte keine Lust, das Schaf zu kaufen. Bar Geld war nicht im Hause und passende Tauschartikel waren längst ausgegeben. Sie baten um zwei Hemden. Damit ich die Kerle los wurde, sagte ich es zu. Da ich gänzlich ahnungslos war, hatte ich gar kein Arg, daß sie

*) Keulenstöcke.

mir ins Haus folgten. Wir waren bald handelseinig und unterhielten uns, wie stets, nach Abschluß auch des kleinsten Geschäftes. Das Gespräch drehte sich um den bevorstehenden Aufstand.

Geert Afrika, der älteste der Hereros, fragte mich: „Hältst Du es für richtig, daß die Hereros den Krieg mit den Weißen anfangen wollen?" Ich antwortete wahrheitsgemäß, meiner Ansicht nach sei es ein äußerst törichtes Beginnen, denn der weiße Mann würde unter allen Umständen siegen. „Und was denkst Du, daß geschieht?" — „Seid Ihr so unklug und fangt an, dann wird viel Blut fließen, Ihr werdet Land und Vieh verlieren, und Euer Leben wird in der Hand des weißen Mannes sein!" Da meinte ein anderer: „Oh, sorge Dich nicht. Wir sind die Diener des weißen Mannes. Der Löwe, der schläft, merkt nicht, wenn ihm Gefahr kommt."

Darauf grinsten sie alle, und auf ein schnell hingeworfenes Wort des Geert Afrika vertraten je zwei der Leute die beiden Türen, um ganz unauffällig den Ausgang zu versperren. Mit einem Male ward ich mir der Gefahr und des Ernstes meiner Lage bewußt.

Geert Afrika trat auf mich zu und schrie mir lachend ins Gesicht: „Jetzt kommt erst das richtige Gespräch über den Krieg, das sollst Du sehen!" Mir klopfte das Herz sehr. Ich zwang mich zur Ruhe. Hilfe gabs keine, wenn ich mir nicht half. Ich nahm mich zusammen: „Du kommst, mit mir Handel zu machen, und weißt nicht, wie Du der weißen Frau begegnest? Platz, Du Lump!" Hart an ihm vorbei ging ich zur Tür. Da hatte ich Widerstand erwartet. Die beiden Kerle waren aber so überrascht, daß sie zur Seite traten, ohne auf den ihnen zugedachten Puff zu warten. Im Nu flog die Tür nach außen auf — ich war draußen.

Da war ich sicher. Dort konnten sie mir nichts tun, denn der Platz war belebt mit Bergdamaras. Sie hätten auch drinnen nicht gewagt, zu schießen. Aber ein Schlag mit dem Kirri ist lautlos. Auf den war ich gefaßt.

Ich blieb vor dem Store stehen. Gerhard kam grinsend heraus. Er zog den Schlapphut: „Diesmal war die gnä' Frau klug. Sie war klüger als wir. Das macht nichts. Die Zeit ist nah, daß sie noch von

mir hören wird!" Sprach's und verschwand mitsamt seinen Kumpanen.

Mein kleiner Bambuse Isaak, der das Kind in Verwahrung hatte, kam eiligst gelaufen und berichtete: „Ich weiß gar nicht, was die Hereros wollten. Sie kamen auf mich und das Kind zu und fragten mich, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei. Als ich es ihnen sagte, gingen sie fort und riefen mir lachend zu: »Bleib nur hier, wir kommen nachher wieder!«"

Bei diesem Bericht des Jungen war ich tief erschüttert. Mein Kind hatten sie also auch umbringen wollen. Nie in meinem Leben fühlte ich mich so grenzenlos verlassen als wie in diesem Augenblick. Und doch mußte ich froh sein, daß ich zur Zeit, als die Hereros kamen, allein war. Wäre mein Mann dagewesen, so hätten sie ihn sicher erbarmungslos im Hause erschlagen. Vor mir hatten sie wohl noch ein wenig Scheu und besannen sich, ihr Vorhaben auszuführen. Vielleicht auch mochte ihnen die Erinnerung kommen an all die Mahlzeiten, die gerade die beiden von mir empfangen, an die vielen Male, da sie ihr Korn auf meiner Mühle mahlen durften, an die Sonntage, da sie so und so oft Rat und Medizin bei mir geholt hatten.

Mir war ganz elend, aber um des Kindes willen nahm ich mich zusammen. Die Verantwortung, sein Leben zu schützen, lag ja einzig und allein in meiner Hand.

2. Der Aufstand bricht aus.

Am 14. Januar früh kam eine Eilpatrouille von zwei Reitern. Sie hatten Befehl, die Pferde zu holen, die auf dem Pferdeposten Soris-Soris standen. Soris-Soris ist einer der wenigen Plätze, an denen die gefürchtete Pferdesterbe nicht auftritt. Aus diesem Grunde wurden die Pferde der 2. Feld-Kompagnie, Outjo, und die der 4., Omaruru, dort während der Regenzeit unter dem Schutz eines Unteroffiziers und mehrerer Kaffern gelassen. Die Patrouille überbrachte zugleich die Ordre, daß sich die Besatzung unserer Militärstation Okombahe, bestehend aus allen aktiven und den zur Reserve eingezogenen Mannschaften, in Omaruru einzustellen habe. Sie

sollten sämtlich den äußerst wichtigen Pferdetransport begleiten. Fürwahr keine Kleinigkeit! Durch diesen Befehl wurde der wichtige Platz Okombahe gänzlich von Truppen entblößt und sozusagen den Aufständischen preisgegeben; denn der kranke Soldat, der mit gebrochener Hand allein auf der Station zu Okombahe zurückblieb, wäre wohl nicht imstande gewesen, die Station gegen einen Angriff der Hereros wirksam zu verteidigen. — Über die Absichten der Bergdamaras konnte man sich auch noch nicht klar werden.

Die beiden Reiter erzählten bereits von Massenansammlungen der Hereros, namentlich bei Okahandja und am Waterberg, von Viehdiebstählen, brennenden Farmen und Grausamkeiten gegen die weißen Ansiedler. Der Ernst der Lage ward uns klar. Da mein Mann doch mehr Sachen brauchte, als er auf dem Sattel bei sich führen konnte, so schickte ich unseren erfahrenen Diener Gottfried, der mit meinem Mann auf der Station war, nach Omaruru voraus und hoffte, daß es seiner Geriebenheit gelingen würde, die Sachen glücklich dorthin zu bringen.

Am 15. Januar gegen 4 Uhr früh brach die ganze Patrouille auf. In der Nacht war meine Waschfrau Emma bei mir gewesen. Unter Tränen bat sie mich, meinen ganzen Einfluß dahin zu verwenden, daß die Patrouille nicht abritte. Ich konnte natürlich nicht gegen den Befehl von Omaruru handeln, war aber darauf gefaßt, daß die Reiter nun und nimmer ihren Bestimmungsort erreichen würden. Meine Warnungen wurden als überängstlich verlacht. Kaum, daß ich sie dazu bewegen konnte, die Revolver schußbereit zu haben. Später stellte sich heraus, daß es ein großes Glück war, daß durch die von mir mitgegebenen Eßwaren die Leute ihre Mahlzeit nicht abzukochen brauchten. So machten sie nur kurze Mittagsrast, verloren keine Zeit und entkamen den Hereros, die ihnen nacheilten, um die Pferde zu rauben. Ich ging nach Abritt der Patrouille auf die Station und fragte an, ob es nicht geraten sei, die Ansiedler in der Umgegend, die doch sicher in Unkenntnis der Sachlage wären, zu warnen. Meine Bitten waren vergebens, der Soldat berief sich darauf, noch keine Instruktion von Omaruru aus erhalten zu haben. Ohne diese sei er nicht ermächtigt, auch nur das geringste zu tun. Ich wurde ungeduldig.

Jetzt mußte ich auf eigene Faust handeln. Zum Glück erlangte ich nach vielem Hin und Her wenigstens die Erlaubnis, von den auf der Station lagernden Patronen, die Eigentum der Ansiedler waren, für jeden je 50 Stück nehmen zu dürfen. Auf eigenes Risiko fügte ich den englischen Patronen noch 20 unserer eigenen, Modell 71, hinzu, damit wenigstens zwei Gewehre auf der betreffenden Farm zur Verteidigung dienen konnten. Die Patronen, 120 Stück im ganzen, für die beiden Ansiedler, die zusammen auf Ais wohnten, packte ich fein säuberlich in einen kleinen Milcheimer. Obenauf tat ich Tomaten und Mohrrüben. Der Bote, ein Hirte von uns, hatte von dem wichtigen Inhalt keine Ahnung. Ich begründete die Schwere des Gefäßes damit, daß das Gemüse, um frisch zu bleiben, in feuchtem Sand läge. Zur Vorsicht gab ich ihm zwei Briefe mit. Einen harmlosen, der oben auf dem Deckel des Eimers festgebunden war, und den wichtigen auf dem Boden des Gefäßes. Mit dem Versprechen hoher Belohnung, käme das Gemüse tadellos frisch dort an, entließ ich ihn. Zu meiner Freude setzte er sich sofort in gelinden Trab.

Ich hatte das Glück, das Richtige getan zu haben. Die beiden Ansiedler, Mr. Bowe und Mr. Crighton, hatten so gut wie gar keine Munition mehr. Sie saßen abgeschnitten von jedem Verkehr und hatten nicht die geringste Gelegenheit, auf andere Weise irgendwelche zu erlangen. Sofort nach Empfang meines Briefes trieben sie ihr Vieh zusammen und wandten sich mit den ganzen Herden Okombahe zu. Auf diese Weise entgingen sie den Hereros, die, nur einige Stunden später von Vogelkranz kommend, die Farm „besuchten". Dicht vor Okombahe wurde ihnen aber durch einen Bastard die Nachricht, daß die Okombaher Kaffern den Weißen durchaus nicht freundschaftlich gesinnt seien, und daß von ihnen mindestens ebensoviel Gefahr drohe als von den Hereros. Da wandten sie sich in Eilmärschen der Namib zu und brachten das Vieh am Brandberg in einige Sicherheit. Tagelang war ihnen eine Horde Hereros auf den Fersen, die aber schließlich die Verfolgung aufgab.

Lange Zeit danach erst hörte ich, daß die beiden Herren unter großen Schwierigkeiten die Küste erreicht hätten und in Sicherheit seien. Den paar Patronen verdanken sie ihr Leben. Ohne sie hätten

sie sich weder verteidigen, noch auf der langen Flucht Wild erlegen können, das ihnen zur Nahrung dienen mußte.

Mein ehemaliger Diener Samuel übernahm es, einen Weißen aufzusuchen, der im Felde lebte mitten unter den Hereros. Dieser ließ sich aber nicht warnen und mußte seinen Leichtsinn mit dem Tode büßen.

Am Mittage desselben Tages kam ein Feldherero zu mir mit der Botschaft, Daniel Kariko, der Häuptling von Kawab, ließe mir sagen, ich brauche mich um meinen Mann nicht zu sorgen, denn ich hätte keinen mehr. Er sei tot und läge bei Okarundu hinter den Klippen. Mit ihm gefallen seien sämtliche Mann der Patrouille, alle Pferde seien Beute der Hereros. Daniel Kariko sei mit Gerhard Afrika und zweihundert bewaffneten Leuten auf dem Wege zu mir, um mein Haus niederzubrennen. Mir würde nichts geschehen, denn er würde mich mitnehmen. Die Sache schien mir nicht recht glaublich. Kurz danach kamen atemlos mehrere Klippkaffern und berichteten, bei Okarundu hätten sie heftiges Schießen gehört. Auch der eingeborene Postbote, der alle vierzehn Tage zwischen Omaruru und Okombahe verkehrte, brachte dieselbe Nachricht. Sogar der Missionar erschien und erzählte mir von den Schreckensszenen.

Gegen sechs Uhr kam mein Diener Gottfried zurück, atemlos, aschfarbig. Seine Kleider waren zerfetzt. Er berichtete mir, daß er bis hinter Okarundu gekommen. Dort seien ihm Scharen bewaffneter Hereros begegnet, die ihm die Sachen meines Mannes abgenommen hätten. Hocherfreut über die köstliche Beute hätten sie gleich alles unter sich verteilt und das, was sie nicht brauchen konnten, vernichtet. Er selber sei durchsucht worden. Die bei ihm vorgefundenen Briefe hätten sie zerrissen, ihn selber laufen lassen. Meinem Mann ließen sie sagen, Mr. Eckenbrecher hätte sehr schöne Sachen; den Rest würden sie am nächsten Tage aus seinem Hause holen. Gottfrieds Begleiter, einem eingeborenen Polizisten, rissen sie die rote Schärpe, das Zeichen seiner Würde, ab. Eine Reithose meines Mannes, noch aus England stammend, sein ganzer Stolz, schenkten sie großmütig Gottfried mit den Worten: „Da hast du etwas für deine Mühe“.



T. v. E. aufgen.

Auf der Station zu Okombahe.

Rt. Fistler. Komans. Merker. Ertmann †. Frau Sander.
Sander. Friedel Merker. Fr. Merker. Frau v. E.
Bitz v. E.



T. v. E. aufgen.

Bei Merkers.

Lieschen Merker †. Gutsbesitzer Merker. Frau Merker. Friedel Merker.

Gottfried begab sich eiligst auf den Rückweg und traf auf die von Okombahe kommende Patrouille. Er erzählte meinem Manne die Begebenheiten, die zu größter Vorsicht mahnten. Themis schickte mir einen Zettel mit, auf dem er mich bat, mich in acht zu nehmen. Er hatte gut reden mit dem Inachtnehmen, allein und mit dem elf Monate alten Kinde. Bei wem Schutz suchen, wo es keinen gab?

Die Freude hatte ich wenigstens, daß Themis nicht bei Okarundu gefallen. Meine innigsten Wünsche, er möge glücklich nach Omaruru gelangen, begleiteten ihn.

Aber was sollte aus mir werden? Nun, da das längst erwartete Schreckliche wirklich eintraf, bemühte ich mich, möglichst klar zu denken und zu überlegen. Ich hatte keine Zeit, um Angst oder Furcht zu haben. Nur jetzt keine Voreiligkeit, die nachher bereut werden müßte! Tausenderlei Pläne entwarf ich. Ebensoschnell ließ ich sie wieder fallen. Ich selber hätte mich ja nötigenfalls verstecken und allmählich die 70 Kilometer bis nach Omaruru durchschlagen können. Ich war ausdauernd und zäh. Aber das kleine Kind, dem konnte ich doch nichts zumuten. Daher gab ich den Gedanken an Flucht auf. In einem alten zerfallenen Kalkofen versteckte ich mir Lebensmittel, abgekochtes Wasser, durch nasse Tücher frischerhaltene Milch und Decken. Den Revolver schnallte ich um. Gottlob, daß ich schießen konnte! Dies blitzende kleine Ding, merkwürdig, wie ruhig es mich machte! Ich war gesonnen, mein Leben und das meines kleinen Sohnes so teuer wie möglich zu verkaufen. Kaltblütig hätte ich erst das Kind und dann mich erschossen, ehe ich in die Hände dieser Scheusale gefallen wäre.

Ich überlegte und ging schließlich zum Missionar, um ihn um Aufnahme für die Nacht zu bitten. Eine Missionsstation ist doch gewissermaßen neutrales Gebiet. Es lag mir nicht daran, in meinem Hause von den Feinden überrascht zu werden. Die Aufnahme ward mir gewährt. Dorthin schaffte ich vor allen Dingen etwas Kinderzeug, Silber, Decken, Wäsche und die wichtigsten Papiere. Auf alles vorbereitet, zog ich einen fußfreien Rock und feste Stiefel an, um schlimmstenfalls mit dem Kinde besser fliehen zu können. Im Hause verschüttete ich alles Petroleum, damit die Kerle nichts zum Anstecken

hatten. Äxte und Beile nahm ich mit, das Zerstören sollte ihnen so sauer wie möglich gemacht werden.

Wir schickten zu der Frau des Gutsbesitzers Merker, die jenseits des Omarururiviers wohnte. Ihr Mann befand sich weiter weg auf seiner Farm, ahnungslos und ungewarnt. Mehrere Boten wurden ausgeschickt, ihm Nachricht zu bringen, kehrten aber unverrichteter Dinge wieder zurück. Ich bot Frau Merker an, mit mir in demselben Zimmer beim Missionar zu wohnen. Milch für ihre Kinder hatte ich genug. Sie kam in größter Eile und mußte mit dem 14 Tage alten Kinde auf dem Arm den stark angeschwollenen Omarurufluß durchwaten.

Ich ging nun nochmals zu dem Soldaten auf der Station. Er nahm die Sache sehr leicht. Ich traf ihn kosend in dem Pontok der Bastardwerft. Ich fragte ihn, wie er sich denn zu verhalten gedächte. Das wußte er nicht. Patronen hatte er im ganzen siebzig, nur zu seinem Gewehr 88 passend. Die Station war im Umbau begriffen. Es fehlten auf zwei Seiten die hohen Hofmauern. Vom Wachtturm war die Mauer nach der Seite hin abgerissen, von wo aus aller Wahrscheinlichkeit nach ein Angriff stattfinden würde. Es ward mir klar, der eine Soldat und ich konnten den Platz nicht verteidigen. Ich schlug vor, den Kapitän Cornelius holen zu lassen, damit wir Gewißheit darüber erhielten, ob und in welchem Maße ihm wenigstens zu trauen sei. Er erschien. Der Missionar dolmetschte, damit es ja kein Mißverständnis gab. Wir stellten ihm folgende Fragen: „Bist Du gesonnen, zu den Weißen zu halten?" — „Ja, ich will versuchen, sie zu schützen." — „Denkst Du daran, mit den Hereros gemeinsame Sache zu machen?" — „Nein." — „Welche Gründe halten Dich auf Seite der Deutschen?" — „Ich und meine Kaffern, wir erinnern uns der Sklavendienste, die wir bei den Hereros verrichten mußten. Gingen wir jetzt mit ihnen, so würden wir wieder ihre Diener und dürften ihnen höchstens das Gewehr, den Kirri und Wassersack ins Gefecht nachtragen. Belohnungen bekommen wir nicht." — „Denkst Du denn, daß die Deutschen Dich für Deine Treue belohnen werden?" — „Ich weiß es nicht, aber sie sind die Herren und werden uns strafen, fallen wir ab." — „Denken alle so wie Du?" — „Das weiß ich nicht." —

„Hast Du zuverlässige Leute?“ — „Ich kann einigen trauen.“ — „Willst Du die Leute aussenden, daß sie Patrouillen gehen die Nacht über?“ — „Ich habe nicht genug Gewehre und Munition.“ Da wurde angeordnet, daß alle Männer des Platzes, die im Besitz von Waffen waren, sich vor der Kirche versammeln sollten.

Ich schickte nach der Station und ließ die vier Gewehre meines Mannes, die er dort vorsichtshalber deponiert hatte, und seine sämtlichen Patronen, im ganzen 120 Stück, holen. Aus dem Hause holte ich Pulver, Blei und Zündhütchen, damit noch einige Kugelpatronen hergestellt werden könnten. Die Gewehre verteilte ich an Leute, von denen wir annahmen, daß sie besonders treu sein würden. Von den Patronen wurden die meisten verteilt, so daß jeder 5, der Kapitän 10 erhielt. Der Name eines jeden, der sie bekam, wurde aufgeschrieben. Nun gingen sie die verschiedenen Runden mit der Weisung, zu melden, sobald sie das geringste Verdächtige bemerkten. Bei Sonnenaufgang sollten sich alle wieder vor der Kirche einfinden und die Patronen vorzeigen. So sollte es jeden Abend und jeden Morgen geschehen, damit man sie kontrollieren konnte.

Nun war getan, was die Vernunft uns eingab und was in unseren Kräften stand. Jetzt kam der unangenehmere Teil, das Stillesitzen und Abwarten.

Schon längst war die Dunkelheit hereingebrochen. Ich brachte mein Söhnchen zum Schlafen, im innersten Herzen zweifelnd, ob ihm noch ein Erwachen beschieden sei. Dann ging ich noch einmal nach unserem Hause, ich wollte Abschied nehmen. Wir hatten es ja mit größter Mühe selbst gebaut. Alle Sachen, die mir so lieb waren, die an die ferne deutsche Heimat erinnerten, wollte ich gern noch einmal sehen.

An den Wänden im Eßzimmer hingen Bretter mit Gläsern aller Art. Einige davon, blaugrüne Römer, sind schon seit über hundert Jahren im Besitz unserer Familie. Wieviel frohe Tage hatten sie gesehen, als sie noch die Tafel unserer Vorväter in Guten-Paaren zierten! Mir wurde ganz weich ums Herz. Sollte all dies geplündert und vernichtet werden von den rohen Horden beim Sonnenaufgang? Ein Glas nahm ich mir zum Andenken.

Ich ging ins Schlafzimmer und durchsuchte die Apotheke. Vielleicht fand sich da irgend ein schnell wirkendes Gift, das ich brauchen mußte, im Falle der Revolver versagte. Ich fand nichts außer einer Glasröhre mit Sublimatpillen. Da tat ich, was weder schön noch christlich ist, was ich vor mir selber nicht entschuldigen kann und doch nicht bereue: Ich holte aus der fast leeren Speisekammer die letzte Flasche Kognak, öffnete sie und löste darin mehrere Pillen Sublimat auf. So präpariert stellte ich sie auf das Büfett. Drei Bleistiftkreuze bezeichneten sie den Weißen als Gift, den Hereros sollten sie ein Willkommenstrunk sein. Mochten sie nur kommen!

Ich schloß die Tür hinter mir ab, besuchte den Hühnerstall und das ruhende Vieh im Dornenkrale, das ich seinem Schicksal überlassen mußte. Einen letzten Strauß pflückte ich mir aus unserem, ach, mit solcher Liebe gepflegten Garten und schritt weiter ins Dunkle hinaus. Mild war die afrikanische Nacht. Über dem Okombaheberg erglänzte matt des Mondes Silberhorn. Was barg der nächste Tag für uns?

Die Nacht brachte viel Unruhe. Es kamen Briefe vom Kapitän Daniel Kariko aus Kawab an Cornelius, der sie zum Zeichen seiner Treue an uns weiter gab. Der erste war des Inhalts, daß im Hereroland der Orlog*) ausgebrochen sei. Dann kam die Anfrage: „Was gedenkt Ihr Bergkaffern zu tun?" Im zweiten forderte er den Cornelius auf, mit ihm zu gehen und uns Weiße alle umzubringen. Im dritten endlich schrieb er, er läge mit 200 Mann in den Klippen vor Okombahe. Wenn sich die Klippkaffern nicht auf seine Seite stellten, dann sähe er sie als seine Feinde an. Er würde am nächsten Morgen kommen, nicht bloß, um die Häuser der Weißen zu plündern und niederzubrennen, sondern auch, um den Kaffern ihr Hab und Gut zu nehmen und ihr Vieh wegzutreiben.

Des Cornelius' Antwort war sehr diplomatisch gehalten: Er hätte nach seinen Großleuten geschickt, die weiter weg im Felde wohnten. Mit denen müsse er erst beraten. Im übrigen möge Daniel ruhig zum Angriff schreiten, falls er nicht vorzöge, zu warten. Er und seine Leute wären bereit. Schließlich kam noch ein Brief, in dem Cornelius aufgefordert wurde, mit seinen Großleuten nach Kawab

---

*) Krieg.

zur Beratung zu kommen. Hierauf erwiderte er: Der Weg von Okombahe nach Kawab sei genau so weit wie der von Kawab nach Okombahe, die Hereros möchten doch zu ihm kommen.

In derselben Nacht kamen allerdings einige Hereros, die aber nur auf gütlichem Wege durch große Versprechungen vom Kapitän die Erlaubnis zu erlangen strebten, unser Haus zu verwüsten und unser Vieh wegzutreiben. Cornelius hatte Schneid genug, es ihnen energisch zu verweigern. Feige, wie sie waren, zogen sie ab und schoben ihren Plan auf bis zu einem der nächsten Tage.

Im Missionshause dauerte die Unruhe die ganze Nacht hindurch. Boten kamen, Kaffern gingen aus und ein, und man erfuhr so mancherlei Aufregendes.

Auch die sagenhafte Geschichte mit der Schießerei in Okarundu wurde aufgeklärt. Ein Kaffer erzählte mir darüber: Er hätte am Morgen des 15. Januar in Kawab zu tun gehabt. Als er nach dort gekommen sei, habe er den Platz in großer Aufregung gefunden. Eine große Versammlung wäre dort gewesen. Die alten Leute, darunter der gegenwärtige Kapitän Johannes und ein anderer, sehr einflußreicher Mann, der alte Martin, hätten sich bemüht, die jungen Leute zurückzuhalten. Diese, unter Führung von Gerhard Afrika, dem ehemaligen Kapitän Daniel Kariko und seinem Sohn, dem Evangelisten und Schulmeister Samuel Kariko, hätten beabsichtigt, die zu erwartende Patrouille mit den Truppenpferden anzugreifen. Die Jugend hätte es durchaus gewollt, um sich der Pferde zu bemächtigen. Schließlich hätte der alte Johannes eingewilligt und gesagt: „Macht es wenigstens schlau. Laßt den ersten Transport unbehelligt durch, denn das ist die kleinere Menge der Stuten und Fohlen. Zeigt Euch den Reitern nicht, schleicht Euch durch bis Okarundu. Dort lauert dem nachfolgenden größeren Transport auf. Es wird natürlich zur Schießerei kommen. Dann denken die Leute, die es in Omaruru später erfahren werden, es seien die Hereros von Okarundu gewesen, und uns Kawabern passiert nichts.“

Frohlockend zog die Jugend aus. Als die Patrouille im gestreckten Galopp durch Kawab kam, war alles still. Kawab schien noch im tiefsten Schlaf zu liegen. In Okarundu sah sie wohl einige bewaffnete Leute, doch taten die ihr nichts.

Mittlerweile warteten die tatendurstigen Jünglinge Kawabs in den Gebüschen und Klippen von Okarundu vergebens auf den nachfolgenden großen zweiten Schub. Als er durchaus nicht kommen wollte, wurden sie ungeduldig und gingen ihm entgegen.

In Kawab mußte Johannes dann zugeben, er hätte sich getäuscht, es wären dies alle Pferde gewesen. Nun glaubten sie ihm aber nicht und machten sich auf den Weg nach Okombahe, um dort sofort die Militärstation zu überfallen und die Pferde, die ihrer Meinung nach dort sein mußten, zu nehmen.

Unterwegs kamen ihnen jedoch Kaffern entgegen, die die Aussagen des alten Johannes bestätigten. Da drehten sie um. Hätten sie sich anders entschlossen und hätten Okombahe gestürmt, wir alle wären wohl verloren gewesen. So hing mehrmals unser Leben an einem schwachen Faden.

Die Hereros teilten sich in zwei Haufen. Der eine, berittene, folgte der Spur der Patrouille und hätte sie sicher eingeholt, wenn sie lange Mittagsrast gehalten hätte, was sie dank meiner zahlreichen Brötchen und mit Tee gefüllten Feldflaschen nicht brauchte. Der andere Haufe stürzte sich mit Wutgeheul auf den Weg, der zur Farm des Gutsbesitzers Merker führte: „Nun gut, sind uns die Truppenpferde entgangen, dann holen wir wenigstens die von Mr. Merker. Dort gibt's noch andere Beute!"

Ich habe viel darüber nachgedacht, was wohl den alten Johannes veranlaßt haben konnte, die Reiter zu schützen. Im Laufe der nächsten Zeit entpuppte er sich als größter Gauner, dem jedes Mittel recht war, um die Weißen niederzumachen. Er wie seine vertrauten Leute wußten ganz genau, daß dem ersten Schub Pferde kein zweiter folgen würde. Seinen Leuten wäre doch ein wesentlicher Vorteil erwachsen, wären sie beritten gewesen.

Die Hereros, die in Okarundu wohnten, hatten auch die Absicht gehabt, die Reiter niederzuschießen und die Pferde zu nehmen. Sie erklärten aber nachher, die Patrouille sei gar zu schnell geritten, so daß ihnen zum Handeln keine Zeit geblieben wäre. So hätten sie sich nur begnügt, hinter ihr her zu schießen und sie in Frieden abziehen zu lassen.

Immer wieder fiel mir die Unentschlossenheit der Hereros zu Anfang des Aufstandes auf. Ich bin auch der Überzeugung, daß viele von ihnen den Krieg nicht gewollt haben, sich aber den Freiheits- und Herrschergelüsten ihrer Kapitäne haben fügen müssen.

Noch ein Wort über den vorhin erwähnten Samuel Kariko. Er war ein Sohn des alten Kapitäns Daniel, der seinerzeit von der Regierung der Kapitänschaft enthoben wurde, weil ihm Waffen- und Munitionsschwindeleien nachgewiesen wurden. Auch war er verdächtig, aufrührerische Reden gehalten und das Volk vor Jahren schon zur Empörung gereizt zu haben. Seitdem war er aus deutschem Gebiet verbannt und lebte in Walfisch-Bay. Seit ein paar Monaten war die Zeit der Strafverbannung abgelaufen; er erhielt die Erlaubnis, wieder nach Hereroland zurückzukehren. Sofort benutzte er die Zeit und den großen Einfluß, den er auf die Leute ausübte, um ihre letzten Bedenken zu zerstreuen und sie den Aufständischen unter dem Kapitän Michael von Omaruru zuzuführen.

Samuel Kariko tat stets besonders vornehm. Einstmals besuchte er mich in weißem Anzug mit gestärkter Wäsche, gelben Reiterstiefeln, Uhr, Taschentuch und Stock. Die Hacken klappte er militärisch zusammen und reichte mir mit eckigem Arm die Hand: „Gestattest Du, gnä' Frau, daß ich mich setze?" — „Setz Dich." Dann meinte er gnädig: „Dir gebe ich gern die Hand, denn Dir merkt man es an, daß Du auch aus vornehmer Familie bist. Den anderen Weißen die Hand zu geben, weißt Du, daran liegt mir nichts!" Nun kam irgend eine Bitte. Er sprach gut Deutsch und Holländisch, verständlich Englisch und Namaqua. In der Schrift beherrschte er das Herero und Holländische vollständig, und Deutsch schrieb er mäßig gut.

Die christliche Gemeinde zu Kawab war ihm unterstellt. Er predigte dort, hielt Andachten ab und lehrte die Kinder. Geige und Harmonium konnte er auch spielen. Samuel stand unter der Kontrolle des Okombaher Missionars, der in Kawab die wichtigen Amtshandlungen, Trauung, Taufe und Konfirmation, zu vollziehen hatte. Der Missionar schwor auf Samuel als einen seiner wahrhaft frommen und ergebensten Diener.

In der Woche, die dem Aufstand vorausging, war Samuel mehrmals bei ihm gewesen, hatte sich christlich mit ihm unterhalten und ihn inständig gebeten, doch schnell, sobald als irgend möglich, nach Kawab zu kommen, um dort zu konfirmieren und ihnen allen das heilige Abendmahl zu reichen. Die Gemeinde hätte inniges Verlangen nach dem Tisch des Herrn.

Der Missionar war anfänglich verhindert, versprach aber, bald dem Wunsche der Leute nachzukommen. Da ließen sie ihm keine Ruhe. Tagtäglich kamen Boten, die immer dieselbe Bitte vorbrachten. Da des Missionars Ochsen fußlahm waren, ließ er dies als Grund des augenblicklichen Zögerns angeben. Sofort kam die Antwort, die Leute seien erbötig, ihm Ochsen zu schicken, die er vor seinen Wagen spannen könne. Danach kam der Fluß ab und konnte nicht zu Wagen passiert werden. Da kamen wieder Boten, dann möchte er doch ohne Frau und Kind kommen. Sie würden ihm Reitochsen und Begleitung senden. Der Missionar war sehr erfreut über den Glaubenseifer dieser frommen Leute. Er sprach mir des öfteren davon, daß es doch Unrecht von uns sei, sie als heuchlerisch zu verdammen.

Da, mit einem Male, mit dem 15. Januar änderten sich die Dinge. Wir standen vor einem Rätsel. Was hatten die Hereros wohl mit dieser wiederholten und äußerst dringenden Einladung bezweckt? Der Missionar glaubte immer noch an ihre Harmlosigkeit, darauf fußend, daß Samuel unter ihnen sei. Der würde sie ganz gewiß anhalten, das Rechte zu tun, vom Bösen abzulassen und zu den Weißen zu halten. Deshalb hätte er ihn auch gebeten, gerade jetzt unter seinen Stammesgenossen zu sein. Ich glaube eher, daß sie ihn gern bei sich gehabt hätten, um den Weg zu ihrem scheußlichen Tun ganz frei zu haben. Vielleicht beabsichtigten sie auch, dadurch auf Cornelius einen Druck auszuüben, daß sie drohten, den Missionar zu ermorden, stelle sich Okombahe nicht auf Seite der Hereros. Vielleicht auch hofften sie, das Gewissen des Cornelius leichter zu beruhigen, wenn er den Missionar in Sicherheit wußte. Mit uns anderen hätten sie leichtes Spiel gehabt. Ich glaube nicht, daß sich ein Kaffer gefunden hätte, uns zu verteidigen. Sie hätten sich fern



R. Ertmann aufgen.

Auf Patrouille.

Feldw. Josefowski. v. E. Frau v. E.



T. v. E. aufgen.

Bergdamaramütter mit Kindern.

gehalten, die Ahnungslosen gespielt und waren gewiß, daß von der schönen Beute, nachdem die Hereros abgezogen waren, doch noch genug für sie abgefallen wäre.

Der Missionar war ziemlich sprachlos bei dieser meiner Gedankenentwicklung. Ganz entgeistert murmelte er: „Aber Samuel ist doch da!" — „Samuel ist ein Gauner wie sie alle und vielleicht der allerschlimmste!" — „Nein, so kann man sich nicht täuschen." — „Errare humanum est, Herr Missionar!"

Nachher kam es heraus. Samuel war schon lange bei dem Oberkapitän Michael von Omaruru Geheimschreiber gewesen. Er kannte den ganzen Aufstandsplan genau. Er war in der Nacht zum 16. Januar bei Cornelius, um Erlaubnis zur Plünderung unseres Hauses zu bekommen. Er stahl das Vieh auf Merkers Farm. Er und sein Vater Daniel vollzogen kaltblütig einen der scheußlichsten Morde an dem Ansiedler Johr, einem ehemaligen Degenfähnrich.

Johr war ein Sonderling. Er lebte ganz als Eingeborener unter den Hereros und beherrschte ihre bilder- und klangreiche Sprache in seltener Vollkommenheit. Im Rate der Hereros durfte er mit sitzen und hatte eine Stimme bei all ihren Verhandlungen. Nach Hererositte war er auch mit einem Hereromädchen verheiratet. Den Weißen war er durch sein eigenartiges Leben ferngerückt und fremd geworden. Ich erkannte trotzallem den guten Fond in ihm und wollte ihm gern helfen, wieder emporzukommen und die Achtung der Weißen von neuem zu erwerben. Es mißglückte mir.

Auch er wurde zur Reserve eingezogen, erschien aber nicht. Wir warnten ihn. Ganz besonders eindringlich schrieb ihm sein väterlicher Freund, der alte Ertmann. Da ließ er antworten, er fühle sich ganz als Herero, wenngleich seine Haut weiß sei. Er fürchte nichts und gedenke, bei den Hereros zu bleiben.

Das Nichtachten unserer Warnung wurde ihm zum Verderben. Eine Bastardfrau, Elly Bam, die mit auf dem Platz lebte, wo er sich aufhielt, erzählte, daß die Hereros plötzlich Versammlungen abhielten, ohne ihn aufzufordern. Als er sich hierüber verwunderte, bedeuteten sie ihm, sie verhandelten Fragen der eigenen Rasse, die er nicht verstände. Von da an fiel ihm auf, daß, wo er ging und stand,

er von bewaffneten Hereros beobachtet wurde. Eines Nachts ward er geweckt. Man rief ihn zur Verhandlung, erklärte ihm, daß der Krieg ausgebrochen sei, und fragte, was er zu tun gedenke. Seine Antwort soll gelautet haben: „Ich bin einer der Eurigen und bleibe bei Euch, was auch kommen mag." Darauf sei er entlassen worden. Nun hätte er wohl an Flucht gedacht, doch nicht fortkommen können.

Bei Tagesanbruch seien Daniel und Samuel Kariko auf ihn zugegangen und hätten ihm gesagt: „Wir denken daran, daß doch eines Tages die Zeit kommen wird, daß Du Dich erinnerst, ein Weißer zu sein. Unsere Sache ist ein Kampf der Rasse gegen die Rasse. Kein Mensch kann gegen sein Blut. Du weißt viel und könntest uns verraten. Das darf nicht sein!" Und dabei wären sie auf ihn losgestürzt, hätten ihn geknebelt, gebunden und in der gemeinsten, scheußlichsten Weise mißhandelt. Nachdem sie ihn liegen gelassen, sei er bemüht gewesen, sich aufzurichten, aus unzähligen Wunden blutend. Beide Augen hatten ihm die Hunde ausgestochen.

Da trat Justus Hongera hinzu, Johrs Freund. Empört schlug er mit dem Schambock, der Nilpferdpeitsche, nach den Scheusalen. „Was Ihr da tatet, war schlecht und fluchwürdig. Geht fort, sonst vergesse ich, daß Ihr meines Stammes seid. Und wenn er unser Feind war, weil seine Haut weiß ist, ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn Ihr ihn totgemacht hättet. Auch den Feind quält man nicht!" Sprach's, legte an, und ein wohlgezielter Schuß endete die Qualen des Ärmsten.

Bei dieser entsetzlichen Kunde konnte ich nicht unterlassen, den Missionar zu fragen: „Glauben Sie nun noch an Samuel und an sein Christentum? Wird er die Gemeinde zum Guten beeinflussen?" Da meinte er, mit allerdings gefährlicher Logik: „Und wenn Samuel die Seinen nicht vom Kriege abhält, so kann er es eben nicht, weil er ein guter Patriot ist."

Ich schwieg, aber vor meine Gedanken trat der Spruch von der Obrigkeit aus dem Römerbrief.

Die Mitternacht kam schnell unter all diesen Erlebnissen. Überhaupt, wie schnell die Zeit vergeht, wenn man abgeschlossen hat mit dem Leben. Wie die Stunden flogen. Mitunter rührten sich die drei

Kinder in dem kleinen Zimmer. Frau Merker lag schluchzend und betend auf der harten Matratze. Ich bat sie, sich doch um des Kindes willen, das sie stillte, zur Ruhe zu zwingen. Dann ward es wieder still im Zimmer. Es kam kein Schlaf in unsere Augen. Man hat so viel zu denken in der Nacht, die vielleicht die letzte ist. Wir sorgten uns beide so sehr um unsere Männer, deren Schicksal uns unbekannt. Waren sie tot? Lebten sie noch? Wo? Wie? Lagen sie verwundet und hilflos irgendwo im Busch?

3. Ein gefährlicher Ritt.

Um Mitternacht setzte ein schwerer Regen ein. Wie eine gewaltige schwarze Masse lag das Firmament. Dann plötzlich regnete es, erst die Tropfen hart aufschlagend und dröhnend auf dem Wellblech des Daches, dann strömend, unaufhaltsam fallend, als wollte es nie ein Ende nehmen. Und von den Felsen rieselte es. Es vereinte sich zu kleinen Rinnsalen und bohrte sich im Sande weiter und wuchs an zu kleinen Strömen.

Von den Seitenrivieren ergoß es sich in den Omaruru, endlos, mit gewaltigen Mengen. Dort schwoll das Wasser an zu mächtigen Wellen und brauste weiter, weiter, in erhabener Melodie, flußabwärts dem Meere zu.

Mit sich riß es, was zwischen seinen Ufern haltlos war: Baumstämme, Sträucher, Vieh, Menschen.

Und mit den eklen, gelben Wasserwogen um die Wette, um noch die Furt zu erreichen, ritt auf Leben und Tod, auf abgehetzten, müden Gäulen ein winziges Häuflein Menschen, fünf an der Zahl, um noch zur Zeit zu kommen, uns Hilfe zu bringen in unserer Bedrängnis.

Es waren Themis, der brave, dicke Sergeant Josefowsky und noch drei andere Reiter, die das Unmögliche möglich gemacht hatten und nach Erledigung des Pferdetransports nun von Omaruru zu uns zurückkehrten, ermattet zum Umsinken, aber wohlversorgt mit Patronen. — —

Auf dem Hinmarsche nach Omaruru beeilten sie sich sehr, um noch vor Anbruch der Dunkelheit diesen Platz zu erreichen. Sie trafen, wie schon berichtet, auf unseren Diener Gottfried, der ihnen den Raub der Sachen mitteilte. Zur größten Vorsicht gemahnt, nahmen sie sich keine Zeit, auch nur für Minuten zu halten. Im Weiterreiten schnallten sie den Sattel unter sich los, hielten ihn mit der einen Hand vor sich fest und ergriffen mit der anderen irgend einen zufällig neben ihnen jagenden Gaul. Dem ward der Sattel übergeworfen, sie sprangen darauf, schnallten die Gurte, so gut und schlecht es eben ging, und weiter ward gerast. Das war der Pferdewechsel.

Auf dem Wege begegneten ihnen Scharen bewaffneter Hereros. Viele waren ihnen persönlich bekannt. Freundlichste Begrüßung erfolgte. Mit breitem Grinsen und Nicken begleiteten sie ihr: „Morrow, morrow, Mr. (soviel wie guten Tag). Die eine Hand riß den Hut vom Kopf zum Gruß, mit der anderen wurde der Hahn am Gewehr gespannt.

„Morrow, morrow, Ihr Mistböcke!" war die Antwort. Auch die Hand der Weißen straffte die Zügel und tastete nach dem Karabiner im Schuh.

Meinem Mann riefen sie noch zu: „Freue Dich, daß Du weg bist, Mr. Morgen stürmen wir Okombahe!"

Dicht vor Omaruru tauchten Kerle auf mit großen weißen Binden am Arm, worauf der Stempel des Bezirksamtes Omaruru gedruckt war, ein Zeichen der Neutralität. Sie bewährten sich glänzend. Als etliche Stunden später der Stabsarzt Dr. Kuhn, der Verteidiger von Omaruru, vom Wachtturm aus das Land beschaute, sah er die Schanzen der Hereros dicht besetzt mit ihren Kriegern. Weithin leuchteten die Binden der Neutralität an ihren Armen.

In Omaruru war man sehr besorgt wegen der Patrouille. Da man die drohende Haltung der Hereros bemerkte, schickte ihr der Stabsarzt neun Reiter entgegen. Dieser Vorsichtsmaßregel allein ist es wohl zu danken, daß Reiter und Pferde sämtlich gut nach Omaruru hineinkamen.

Auf dem Platze herrschte reges Leben. Viele Weiße sind dort und in der Umgegend ansässig. Alle waren eifrigst damit beschäftigt,

einen Teil ihrer kostbarsten Habe in Sicherheit nach den beiden Stationen zu bringen.

Der Oberkapitän Michael hatte zwar noch am Vormittag den Stabsarzt besucht und war bei dessen liebenswürdiger Frau zu Gast gewesen mit dem Unterkapitän Mutate und den Großleuten. Ihrer heiligsten Treue und Ergebenheit hatten sie ihn versichert. Einer nochmaligen Aufforderung, nach der Station zu kommen, leisteten weder er noch einer seiner Leute Folge. Dies war verdächtig. Dazu kam, daß ein Engländer auf der Station erschien und aussagte, seine Hererofrau hätte ihm verraten, daß in der kommenden Nacht von seiten der Hereros ein großes Blutbad in Omaruru angerichtet werden solle. Dem Tode entgehen sollten alle Engländer, Buren, Bastards und der Missionar Dannert.

Daraufhin ließ Dr. Kuhn die Deutschen alle in der Station Schutz suchen, während die Ausländer freiwillig in ihren Häusern verblieben. Die Stationen wurden befestigt und in der Eile gerade noch zur rechten Zeit mit Proviantsäcken verbarrikadiert.

Die Hereros begriffen anfangs nicht das sonderbare Tun der Weißen. Als sie aber die Wanderung nach der Station sahen, wurde ihnen klar, daß irgend jemand den Plan verraten haben mußte. Schon den Tag darauf hielten sie sich schadlos, plünderten Häuser und Stores und begannen eine regelrechte Belagerung der Station.

Sobald als Themis die Station von Omaruru erreicht hatte, ging er zum Stabsarzt Dr. Kuhn, den er von früher her sehr gut kannte. Er schilderte ihm die Lage auf Okombahe, und Kuhn stellte ihm sofort frei, ob er versuchen wolle, mit noch etlichen anderen zurückzureiten.

Kuhn machte Themis auf die Gefahr seines Unternehmens aufmerksam, doch der ließ sich natürlich nicht davon abbringen. Dann wurde angefragt, ob sich freiwillig Reiter meldeten, ihn zu begleiten. Der Sergeant Josefowsky meldete sich sofort, unser Angestellter Komanns, der Inspektor des Herrn Merker, Sander, und noch ein früherer Bahnarbeiter, namens Bruder. Für den letzteren besonders war das Unternehmen gewagt, denn er hatte noch nie auf einem Pferd gesessen und sollte nun in dunkler Nacht mehr als 70 km reiten. Für

die anderen war es auch keine Kleinigkeit, denn sie hatten sämtlich den Ritt von Okombahe nach Omaruru hinter sich und waren von den Strapazen, der Aufregung und dem beschleunigten Tempo auch nicht gerade erfrischt.

Aus dem Trupp der mitgebrachten Pferde suchten sie sich die besten aus, die in aller Eile beschlagen wurden. Sie konnten nur kurze Rast bis Einbruch der Dunkelheit halten, dann wollten sie aufbrechen.

Starke Zweifel wurden laut, ob der Weg in einer Nacht wie der kommenden, da der ganze Himmel bezogen war und starken Regen verhieß, zu machen sei. Ob es sich überhaupt lohne, den Ritt zu wagen, da wir doch aller Wahrscheinlichkeit nach längst tot seien. An derben Witzen fehlte es nicht. Gar bald hieß die Patrouille die Begräbniskommission, und als mein Mann, voller Unruhe, fortzukommen, zur Eile antrieb, meinte einer so recht ermutigend: „Nun, beeilen Sie sich nur nicht so, zum Eingraben kommen Sie noch allemal zurecht."

Alle fünf Patrouillenreiter empfingen neue Uniformen. Die Patronengürtel wurden gefüllt. Desgleichen kamen in die Packtaschen so viel Patronen, wie die Pferde zu tragen vermochten. 250 Stück pro Mann. Man muß immer bedenken, die Pferde sind nur klein, und Pferde und Reiter hatten bereits große Anstrengungen hinter sich.

Endlich wurde es Nacht und fing an zu regnen. Und mit dem Regen nahm die Dunkelheit zu. Sie konnten die Hand nicht sehen, die die Zügel führte. Da schlichen sie aus der Station heraus, die Braven, atemlos, angestrengt den Blick ins Dunkle gerichtet, quer über dem Sattel den Karabiner. Auf Umwegen nahmen sie die Richtung nach Okombahe, keck über die Schanzen setzend oder sie vorsichtig umreitend.

Die Umrisse verschiedener Gestalten und glimmende Lagerfeuer sahen sie. Hererolaute schlugen an ihr Ohr. Jede Sekunde konnten sie als Feinde erkannt und angehalten werden, aber der Regen war ihr Bundesgenosse. Unbehelligt kamen sie weiter.

Den direkten Weg nach Okombahe konnten sie auch nicht innehalten. Sie mußten gewärtig sein, den Hereros zu begegnen, die längs der Pad saßen, auf Otjimpaue, Okarundu, Kawab. Ein un-

vorsichtiger Laut, und sie waren verraten. Selbst auf die geliebte Pfeife, die Trösterin bei allem Schweren, mußte verzichtet werden. Ihr Glimmen oder der Geruch des Rauches hätte Argwohn erwecken können. Überall lauerte der Tod.

Durch die Büsche schlugen sie sich, sich blutig ritzend an den Dornen, sich die Kleider zerfetzend. Über schlüpfriges Gestein ging es, vorsichtig gleitend; oft mußten sie absteigen und die Pferde am Zügel führen.

Der Regen schlug ihnen in die erregten Gesichter und wurde stärker und stärker, bis er wolkenbruchartig herabströmte. Im Herzen hatten sie die bange Ungewißheit: Kommt Ihr auch noch zur Zeit? Da drängte sich ihnen eine neue Sorge auf. Wenn es so fortfuhr zu regnen, dann mußte der Fluß anschwellen und abkommen. Dann war die Furt nach Okombahe unpassierbar, alle Anstrengung und Mühe vergebens.

Und die wackeren Gäule wurden angetrieben, wo nur das Gelände es erlaubte, zum rasendsten Galopp, um die Furt zu erreichen. Schon hörten sie das Donnern und Brausen des herankommenden Flusses und ritten im Dunkeln eine Strecke Weges mit ihm um die Wette; gerade noch rechtzeitig erreichten sie den Übergang und gelangten glücklich an das jenseitige Ufer.

Hoch aufatmend hielten sie. Da: ein winziges Fünkchen nur sahen sie, das war der Überrest eines Lagerfeuers, und eins der Pferde hätte beinahe einen schlafenden, in seine Decken gewickelten „Posten" getreten.

Wieder rafften sie sich auf und spornten sich gegenseitig an. Abwechselnd führten sie das Pferd des „Nichtreiters" Bruder am Zügel. Der Ärmste war beinahe wahnsinnig von der Angst und den für ihn schier unüberwindlichen Strapazen. Flehentlich bat er, man möchte ihn doch totschießen, er könnte nicht weiter.

So tasteten sie sich durch bis Kawab. Oftmals blieben sie direkt im Dorngebüsch stecken und mußten sich erst heraushauen. Eilig ging es weiter, an dem schlafenden Kawab vorbei. Noch war es dunkle Nacht; noch troff es von allen Zweigen der Bäume, die das Rivier

bestanden, aber empfindlich kalt wurde es. Daran merkten sie, daß der Morgen nahe sei.

Endlich tauchte, nur in finsteren Umrissen, der breite Rücken des Okombahe-Berges auf. Nun galt es mit größter Vorsicht, die hinter Kawab etwas nachgelassen hatte, das Ende des Rittes zu vollenden. Sobald es Tag wurde, wußten sie, würden die Hereros angreifen. Beabsichtigten sie tatsächlich den Überfall, so lagen sie in den Klippen dicht vor Okombahe. Darum wurde noch eine List gebraucht.

Sie ritten paarweise nebeneinander und ließen die Pferde kurz antraben, „trippeln". Auf diese Weise sahen die auf dem Wege zurückgelassenen Spuren aus, als stammten sie von einer Menge von Pferden her, als sei eine große Truppenmacht in Okombahe eingezogen, es zu schützen.

Die Hereros unter Daniel Kariko hatten zwischen den Klippen, durch überhängende Felsen wohl bewahrt, dem Tage entgegengeschlafen, der ihnen viel Beute aus den Häusern der Weißen und viel Vieh bringen sollte. Beim Regen hatten sie auch keine Posten aufgestellt, getreu ihrem alten Brauch: wenn es regnet, dann schläft man.

Und als der Tag kam, sahen sie die Spuren der Pferde, die der Regen etwas verwischt hatte. Nachdenklich beschauten sie diese und — zogen ab, weil sie sich einer solchen Truppenmacht nicht gewachsen fühlten.

Und als der Tag kam, da horchte ich hinaus in die kommende Helle und erschrak: Pferdegetrappel ertönt durch die Stille. Es kommt näher und näher; fest faßt meine Hand den Revolver, so muß es also sein! Da erkenne ich die Uniformen! Es war die Hilfe! Allen voran mein Mann. Und wir lagen uns in den Armen. Themis, mein alter Junge, das hast Du brav gemacht! Hinter den Reitern im Osten, leuchtend, feurig, stieg der Sonnenball empor. Sonne! Siegerin! Ein neuer Tag des Lebens war uns vom Schicksal bewilligt, denn nach Sonnenaufgang greift kein Herero mehr an.

Aber wie sahen die braven Menschen aus! Dampfend vor Nässe, zerschunden, die Uniformen zerfetzt, über alle Begriffe müde nach dem aufregenden, langen Ritt, der wohl über 150 km betrug.



T. v. E. aufgen.

Galeriewald (Anabäume) bei Achas.



Feldw. Josefowski aufgen.

v. E. unter den Dattelpalmen von Okombahe.

Themis war in der einen Nacht um Jahre gealtert. Er hatte ja auch das meiste zu verlieren. Nun hätten wir den Wackeren so gern Ruhe gegönnt. Aber schlafen unter diesen Umständen? Jetzt hieß es Verteidigungspläne entwerfen, danach handeln. Wer weiß, ob nicht schon am Abend oder nächsten Morgen ein Angriff der Hereros beabsichtigt war.

4. Auf der Feste.

Wir kamen überein, alle nach der Station überzusiedeln, uns wohl mit Wasser und Holz zu versehen und dort zu verschanzen. Um 6 Uhr spannten wir die Karre an, und die nötigsten und wertvolleren Sachen wurden nach oben gebracht.

Die Station ist ein längliches Gebäude, aus ungebrannten Backsteinen erbaut. Es bestand aus vier Zimmern. Eins mußte Bureau bleiben, eins Wacht- und Schlafstube für die Mannschaften. Das dritte bezogen Frau Merker und ich mit zusammen drei Kindern, im vierten hausten die Bastards. Ein Soldat hatte ein Bastardmädel zur Frau, und so kam es, daß ihre ganze Verwandtschaft schutz- und hilfsbedürftig mitgenommen wurde.

Die Zimmer waren klein und niedrig. Das vorhandene Fenster in einem jeden mußte bis dreiviertel Höhe zugemauert werden, weil die Station an einem Abhang lag und man von der Höhe hineinschießen konnte. Bis fast an die Decke aufgestapelt lagen unsere Sachen. Dazwischen war knapp Platz für unsere Matratzen, die Kinderbetten und den Kinderwagen.

Dicht bei der Station wurden Kral-Tackies gekappt für das Vieh. Dieses, sowie der im Hof der Station befindliche Pferdekral brachten Fliegen in Unmengen mit.

Den ganzen Nachmittag bis zum Sonnenuntergang arbeiteten wir alle schweißtriefend an der Wiederaufrichtung der beiden Hofmauern. Da es keine Backsteine gab, schleppten wir Steine herbei. Ich glaube, dies ist die schwerste Arbeit, die ich je in meinem Leben verrichtet habe. Gar bald schälte sich mir die Haut von den Händen, doch es half nichts, denn die Zeit drängte. Ich hatte wenigstens das

Meine mit dazu beigetragen, die Station verteidigungsfähig zu machen. Über die Bastards ärgerte ich mich, sie waren viel zu vornehm zu solch gemeiner Arbeit. Statt mitzuhelfen, fragten sie ein über das andere Mal höchst verwundert: „Wie kann doch die gnä' Frau solche niedrige Arbeit tun? Laßt doch die Kaffern und die Soldaten arbeiten!" Sie bedachten aber nicht, daß letztere einen Tag und eine Nacht zu Pferde gesessen hatten. Die Arbeit ging langsam vonstatten. Es war heiß und die Leute waren todmüde. Endlich waren die Mauern so hoch, daß sie einigen Schutz gewähren konnten.

Nun wurde noch der Wachtturm ausgebessert, der an der Ostseite des Stationsdaches aufgebaut war. Da, wo ihm die obere Mauer fehlte, stellten wir Kisten, mit Sand gefüllt, aufs Dach. Als dies nicht reichte, wurde meine Waschleine mehrmals in Abständen gespannt und mit Woilachs und Decken als Kugelfang behängt.

Wir hatten auch gleich einen Kranken. Der Reiter Bruder war von dem Ritt dermaßen angestrengt, daß er wie tot dalag und erst am Abend des zweiten Tages einigermaßen zur Besinnung kam. Ich habe ihm noch tagelang bessere Nahrung und viel Milch zukommen lassen, bis er sich wieder ganz erholt hatte.

Kurz vor Anbruch der Nacht waren wir fertig. Alle hatten wir das Bedürfnis nach Schlaf, und solcher war doch nicht möglich.

Am Abend sahen wir noch friedlich eine Karre vom Spitzkoppjer Weg daherkommen. Es war die des alten Ertmann. Er war des Todes verwundert, solch Leben auf der Station zu sehen, und hatte keine Ahnung vom Aufstand. Zu seinem Glück war er auch niemand begegnet. Sofort stellte er sich freiwillig und bildete so eine schätzenswerte Verstärkung zu den sechs Mann der Station.

Wir waren in großer Sorge um ihn gewesen, zumal wir außerstande waren, ihn zu warnen, da wir nicht wußten, wo er sich aufhielt. Nach ihm hatte ich auch in meiner Verlassenheit ausgeschaut. Er kam sofort auf mich zu und sagte: „Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es so schlimm steht, ich wäre sofort gekommen, um Sie zu holen. Wir hätten uns gut verproviantiert, die Karre eingespannt und alle losen Ochsen nebenher getrieben. Im Trabe hätten wir die Namib durcheilt, ohne Schonung der Tiere. Was gefallen wäre, hätte liegen

bleiben müssen. So hätte ich Sie sicher bis nach Swakopmund gebracht!" Ich wußte auch, auf den hätte ich mich verlassen können, der hätte mir beigestanden bis zum Tod.

Er spannte gleich bei der Station aus. Seine, sowie unsere und Merkers Karren und Wagen wurden in langer Reihe vor der Station aufgestellt. Auch dies war eine List, die uns half. Als die Hererospione diese ganze Wagenburg sahen, kamen sie zurück und berichteten den Stammesgenossen, nach den Wagen, die vor der Station aufgebaut wären, zu urteilen, müßten mindestens 50 Weiße dort sein. Wohl zum Teil dadurch schoben sie wieder ihren Angriffsplan auf.

Den ersten Teil der Nacht blieben wir alle zusammen im dunklen Hofe. Sehr vorsichtig wurde vermieden, in den Lichtkreis der Lampe zu kommen, deren Schein aus den geöffneten Türen drang. Von 10 Uhr ab hatten je zwei und zwei die Runde bis 4 Uhr früh, wo alle geweckt werden sollten. Ich begleitete meinen Mann auf seiner Tour um Mitternacht.

Durch die Stille der Nacht erklang langgezogenes, wütendes Hundegebell. Wir erkannten die Stimmen unserer Hunde. Anfangs dachten wir, die Hereros wären bereits am Plündern des Hauses. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß es nur einige Kaffern waren, die die Speisekammer und den Vorratsraum erbrochen hatten. Auch die Hunde jenseits des Riviers schlugen an. Bei Merkers war ebenfalls eingebrochen worden.

Trotz des großen Schlafbedürfnisses kam keiner zur Ruhe. Die Nervenabspannung und Übermüdung war eine zu große. Über Herrn Merkers Schicksal waren wir gänzlich im ungewissen. Trotz aller ausgesandten Boten hörten wir nichts Bestimmtes. Die Berichte lauteten nur dahin übereinstimmend, daß auf Merkers Farm geschossen worden sei. Wir alle zweifelten an Merkers Wiederkommen. Der Missionar und die anderen wollten, ich sollte der Frau den Tod ihres Mannes schonend beibringen. Ich sträubte mich dagegen. Eine bewaffnete Patrouille der Kaffern ging abermals auf die Suche, um wenigstens den Leichnam zu finden; auch umsonst. Den zweiten Tag endlich erschien Herr Merker, der Totgeglaubte. Mit großer Freude wurde er empfangen. Er hatte sich gegen die Hereros gewehrt, die

ihm sein Vieh wegtreiben wollten. Er gab einige Schüsse ab, ohne daß sie vom Feind erwidert worden wären. Fast all sein Vieh war ihm aber weggenommen. Von den Hereros verfolgt, ohne Patronen, mußte er sich erst verstecken, dann hatte er sich auf der eiligen Flucht die Füße durchgelaufen und konnte nur langsam vorwärts. Jetzt war er gottlob zurück.

Am nächsten Morgen gegen 4 Uhr weckte mich mein Mann. Ich hatte die letzte Stunde so fest geschlafen, daß ich mich zuerst gar nicht besinnen konnte, wo ich sei und was man von mir wolle. Nur zu bald wurde es mir klar. Ich ward mir meiner Aufgabe bewußt und ging ins Bureau, um den Verbandkasten genau zu untersuchen und alles zurecht zu legen. Möglich war es, daß es Verwundungen gab, und da mußte ich am Platze sein. Da mir die anderen Gewehre zu schwer waren, lagen meines Mannes Jagdgewehr und Patronen für mich bereit. Im Fall einer der Verteidiger verwundet und kampfunfähig wurde, sollte ich an dessen Stelle treten. Bis es Arbeit für mich gab, hatte ich mir ausbedungen, an meines Mannes Seite zu stehen. Er und der Sergeant hatten ihre Posten oben auf dem Turm.

Am glimmenden Feuer auf dem Hofe lagen die eingeborenen Polizisten und Bambusen. Schnell waren sie munter, und ein Emaillebecher dampfenden Kaffees, zweifelhaften Geschmacks, hob die sehr gesunkenen Lebensgeister. Zum Essen konnte sich niemand entschließen.

Mittlerweile wurde es heller. Wie die Mauern selbst stand ein jeder auf seinem Posten. Da ging die Sonne auf. Alle Fernrohre wurden eifrig benutzt. Nichts Verdächtiges war zu sehen, kein Herero ließ sich blicken. Unsere Erwartung war so gespannt, daß wir nun ordentlich enttäuscht waren. Also heute nicht! Nun, dann wahrscheinlich morgen!

Während des Tages beruhigten sich die Gemüter. Ich vertraute mein Baby dem dicken Sergeanten an, der bei all seiner Ruhe, dessen bin ich sicher, doch auch in diesen Tagen manches Pfund abgenommen hatte. Er bewies sich als sehr befähigt zum Warten kleiner Kinder und tat es mit Umsicht und Liebe. Es war ein eigenartiger Anblick, der wettergebräunte, bärtige Krieger und mein kleiner blonder Bube.

Themis und ich gingen nochmals nach dem Hause und holten noch verschiedene Sachen. Wir fütterten die Hühner und Tauben, unter denen die Schakale arg gehaust hatten, weil die Nacht über die Stalltür offen geblieben war.

Vom Gemüsegarten sah man nur noch etliche Kürbisranken. Der Obstgarten mit Dattelpalmen, Wein und Feigenstecklingen war überhaupt verschwunden. Alles war überschwemmt und verschlammt worden vom abkommenden Omaruru-Rivier. Es gab keine Aussicht auf Gemüse, und bei uns hatte der Kohl so schön gestanden! Und nun erst die Kürbisse, Gurken und Tomaten! Wir wußten, was uns nun bevorstand, Fleisch und Reis, und Reis und Fleisch, und nachher Fleisch allein.

Auf der Station richteten wir uns etwas besser ein. Hart war es, sich so schnell umgewöhnen zu müssen vom friedlichen Heim ins rauhe Kriegsleben.

Aber es ging. Weil Merkers und auch wir viel Milch von dem noch vorhandenen Großvieh bekamen, richteten wir einen regelrechten Milchbetrieb ein. In Schalen wurde, weil sonst nirgends Platz war, die Milch unter den Betten aufgestellt. Ab und zu kam zwar ein naschhafter Köter, der heulend wieder von dannen zog, wenn wir ihn erwischten. Zwar fanden alltäglich Hunderte von Fliegen und auch etliche Wanzen in der Milch ihren Tod, aber gebuttert wurde. Fett zum Essenbereiten gab es sehr wenig. Unsere, wenn auch an sich etwas fragwürdige Butter war daher ein sehr gesuchter Artikel. Und erst der Quark! Hocherfreuten Gesichtern begegnete ich allemal, setzte ich zur Nachmittagsvesper ein Waschbecken voll auf den Tisch in der Mannschaftsstube. Sofort wurde eine große Menge Zwiebeln geschnitten, Pfeffer und Salz hinzugetan und das Ganze gut vermischt aufs Brot gestrichen. Die Hammelschwänze briet ich aus und mit dem Fett wurden die schönsten Napfkuchen gebacken. Aus geriebenen Kürbissen gab es süße „Kartoffelpuffer". Wie ersehnt war diese Abwechslung jedesmal mit dem gekochten Schaf- und Ziegenfleisch und mit all den Fadennudeln und dem Wasserreis. Ich erinnere mich, daß einmal unser Viehwächter einen Klippbock schoß, so groß wie ein Reh. Wir beschlossen, ihn im Backofen zu schmoren. Liebreich, zu dem

Leckerbissen schmunzelnd, half mir der dicke Sergeant dabei. Wir spickten den Bock mit etwas ranzigem Speck; er geriet vortrefflich.

Jeden Abend teilte ich allen Omeire, im Kürbis gegorene Milch, aus; sie war sehr beliebt und erquickend. So halfen wir uns gegenseitig. Ein Soldat buk das Brot, der andere war der Oberkoch, der dritte sorgte, daß alle Wassergefäße gefüllt waren, der vierte befaßte sich mit der allgemeinen Reinlichkeit, und ich sprang ein, wo es nötig war.

Und wenn nach einer feuchten Nacht die Gewehre rostig geworden und die Patronen im Rahmen angelaufen waren, dann saß ich da mit dem Haufen Patronen im Schoß und säuberte sie gewissenhaft, während die Leute ihre Gewehre in Ordnung brachten.

So weit hört sich dies alles ganz friedlich an, und doch drohte der Aufstand und rings um uns gärte es. Jeden Morgen waren wir alle auf dem Posten und auf einen Überfall vorbereitet. Mit dem Kapitän Cornelius gab es täglich Unterredungen. Massenhaft kamen Leute, die Verdächtiges bemerkt haben wollten. Wollte man all den Berichten glauben, so hätten die Hereros wochenlang sturmbereit auf Okombahe sein müssen. Ruhe gab es nicht. Cornelius verhehlte uns nicht, daß ihm tagtäglich Briefe von den gewalthabenden Hereroführern zugingen, die ihn zur Teilnahme aufforderten. Charakteristisch in ihrer lakonischen Kürze war die Botschaft des Oberanführers Samuel Maharero: „Ich kämpfe, töte." Michael von Omaruru schrieb: „Beeile Dich, alles, was weiß ist, muß sterben, tu Deine Aufgabe und komme dann zu uns." Mutate, der Unterhäuptling schrieb: „Eile Dich, die Zeit ist da, die schwarze und die weiße Farbe können nicht mehr zusammenleben, die schwarze muß herrschen. Erfüllst Du den Befehl nicht, dann wirst Du und Dein Stamm untergehen mit den Weißen." Johannes von Kawab fragte wiederholt: „Bist Du noch nicht fertig mit dieser Handvoll Weißer, wie lange zauderst Du? Sei klug und nimm meinen Rat, arbeite mit Gift, wenn Du nicht schießen willst."

Dazu kam, daß wir gänzlich von der Welt abgeschlossen waren. Ringsherum saßen die Hereros. Alle Boten, die wir zu schicken versuchten, wurden abgefangen und meist niedergemacht. Es war gänz-

lich unmöglich, nach Omaruru durchzukommen. Die Omaruruer selbst waren eingeschlossen und konnten nirgendhin Nachricht senden. Immer wieder versuchten wir, auf allen Wegen, nach allen Richtungen; alles vergebens.

Von Omaruru hörten wir täglich bei der großen Stille und Trockenheit der Luft den Donner des großen Geschützes. Das trug auch nicht dazu bei, uns froher zu stimmen.

Ein Bote, der nach Swakopmund sollte, kam zurück. In Spitzkoppjes hatte er gesehen, wie der Angestellte der Kolonial-Gesellschaft, Herr Loutsch, von einem Herero, der in anscheinend freundlicher Absicht zu ihm kam, durch den Mund geschossen wurde. Dicht bei unserer Station vorbei treckten die frechen Räuber mit den auf Spitzkoppjes gestohlenen Sachen und dem Vieh. Wir waren zu wenig, um ihnen erfolgreich entgegentreten zu können. Außerdem konnte dies gerade der Zeitpunkt sein, wo die Station tatsächlich angegriffen wurde. Dann konnten die von draußen Zurückkehrenden nicht hinein; die Besatzung der Station wäre geschwächt gewesen, und so zersplittert hätten beide Teile leicht überwältigt werden können.

Allmählich ließ die Spannung nach, es wurde langweilig. Die stete Gefahr war man gewohnt geworden. Dies ewige Warten griff die Nerven an. Wir wünschten tatsächlich einen entscheidenden Schlag. Von der Station konnten wir uns nicht entfernen und hatten auf diese Weise keine Gelegenheit, die Kaffern zu beobachten. Dadurch, daß sie noch immer auf unserer Seite standen, waren wir allmählich sicher geworden. Mit einem Male erschien der alte Cornelius, ganz gegen seine Gewohnheit, mit vier bewaffneten Begleitern. Er sagte uns, daß wir nicht nur in den Hereros unsere Feinde zu sehen hätten, sondern erst recht in den Bergkaffern. Es wäre eine starke Strömung unter ihnen für die Hereros, gegen uns. Er bekannte frei, daß er förmlich damit bestürmt würde, doch endlich den Befehl zu unserer Ermordung zu geben. Wir müßten selber sehen, was da am besten zu tun sei. Er könne uns nicht schützen. Wüßte er doch selber nicht, wie lange er am Leben bleiben würde. Er selber hätte seiner Weißenfreundlichkeit wegen viele Feinde unter den eigenen Leuten und sei täglich und stündlich darauf gefaßt, von ihnen ermordet zu werden.

Wir wußten, daß einige der einflußreichsten Großleute mit den Hereros verwandt waren und sich als halbe Hereros rechneten. Diese hatten den Umschwung in der Stimmung der Leute hervorgebracht. Hatten die Kaffern tatsächlich diesen Plan, dann gab es für uns kein Erbarmen. Sie kannten genau die schwachen Punkte der Festung. Einem geschlossenen Angriff hätten die Mauern niemals standgehalten. Bewaffnet waren die Leute auch, von uns selbst hatten sie ja noch die Patronen bekommen. Wir überlegten, sollten wir sie plötzlich zurückfordern, sollten wir die Waffen plötzlich einziehen? Dies alles verbot die Klugheit. Sehr ernster Kriegsrat wurde gehalten; kein Ausweg fand sich. Einige Hitzköpfe schnallten sofort um und wollten die vermeintlichen Anführer dieser unserer Gegenpartei verhaften und als Geiseln auf der Station behalten. Die meisten billigten den Plan, der Sergeant schwankte, ich war entschieden dagegen. Ich stellte ihnen allen vor, daß dies hieße, Öl ins Feuer schütten. Gutwillig würden die Kerle nicht mitgehen. Entweder die Soldaten müßten unverrichteter Sache umkehren, das wäre eine Schlappe, die ihre Machtlosigkeit bewiese und deren Folgen nicht abzusehen wären, oder aber es würde gleich zur Schießerei kommen, und somit würde erst recht das gefördert, was unter allen Umständen vermieden werden sollte. Ich brauchte meine ganze Überredungskunst, um sie von vorschnellem Handeln abzuhalten. Der Sergeant und Themis stimmten mir bei, und endlich gelang es uns, auch die anderen zu überzeugen. Wir beschlossen, uns gänzlich passiv zu verhalten und die Kaffern in keiner Weise zu reizen. Außerdem sollte der Befehl erlassen werden, da keine augenblickliche Gefahr eines zu erwartenden Überfalls bestehe, sollten alle Kaffern ihre Waffen zu Hause lassen, angeblich, um Unglücksfälle zu verhüten. Es würde nicht gewünscht, daß die Kaffern mit Gewehren auf die Station kämen.

Durch Spione erfuhren wir, daß sich auch die Kaffern im Felde zusammenrotteten, um zu den Hereros überzugehen. Als wir die Großleute hierüber befragten, antworteten sie ausweichend: sie wollten nur auf die Namib ziehen, um dort besser neutral bleiben zu können. Wir erfuhren auch, daß sie den Hereros Botschaft gesandt hatten: „Ihr könnt kommen und die Weißen morden, wir helfen Euch dabei."



T. v. E. aufgen.

Bitz v. E. mit Isaak.



T. v. E. aufgen.

Bitz v. E. mit Anatji.



v. T. E. aufgen.

Bitz und seine Gespielen im Garten vor dem Hause.

Die Nacht nach diesem aufregenden Tage kam mein Mann gegen Morgen zu mir ins Zelt. Ich war aus dem kleinen Zimmer ausgerückt und wohnte in einem Zelt im Kasernenhofe, weil ich es im Zimmer vor Ungeziefer nicht mehr hatte aushalten können. Ich lag wach im Feldstuhl. Wir besprachen die Lage der Dinge, die recht trostlos für uns war. Ganz richtig meinte er, daß es kein Entrinnen für uns gäbe und wohl bald unser letztes Stündlein schlagen würde. Dann fragte er mich, ob ich erlaube, daß er, wenn die Station fiele, erst das Kind und dann mich erschösse. Nur dann könne er ruhig aus dem Leben gehen, wenn er die Gewißheit habe, wir wären den Händen dieser schwarzen Teufel entrissen. Ich hatte das Gefühl, als ob mir übel würde, willigte aber sofort ein. Sachgemäß untersuchten wir den Revolver, ob er auch funktioniere. „Dann halte Dich parat, wenn's kommt, kommt's schnell."

Dies war ungefähr am 20. Januar.

Schon der nächste Tag lehrte uns, wie recht wir getan hatten, daß wir uns zum Abwarten entschlossen. Irgend ein schwatzhafter Bambuse hatte spioniert und unsere Beratung gehört. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht unter den Kaffern, die beiden angesehensten Großleute sollten verhaftet werden. Im Umsehen war beschlossen, daß die Verhaftung das Zeichen zum allgemeinen Sturm auf die Station werden sollte. Immer drohender wurde die Haltung der Kaffern. Sie warteten nur darauf, daß sich einer von uns blicken ließe, dann wollten sie anfangen. Aber wir hüteten uns und nahmen keine Notiz davon, sondern blieben ruhig auf der Station.

Da, wie ein Wunder, erhielten wir Hilfe. Es kamen zwei Boten ihres Wegs, um Herrn Loutsch auf Spitzkoppjes Postsachen zu bringen, dessen Tod ihnen nicht bekannt war. Da sie eine Woche bereits unterwegs waren und zufällig einsame Wege genommen hatten, auf denen ihnen niemand begegnete, hatten sie von nichts eine Ahnung. Als sie Loutsch auf Spitzkoppjes nicht fanden, gingen sie der frischen Wagenspur nach, in der Meinung, Loutsch sei mit seinem Wagen nach Okombahe getreckt.

Dicht vor Okombahe, als die Spur abzweigte, standen sie ratlos, wohin sie sich wenden sollten. Da begegnete ihnen ein Kaffer, der

ihnen vorschlug, die Postsachen für Loutsch auf der Station abzugeben. Dies taten sie. Der Sergeant öffnete amtlich das kleine Bündel. Er nahm die Zeitungen heraus, und mit lautem Jubel lasen wir die Nachrichten von den bereits eingetroffenen und noch kommenden Verstärkungen. Im Umsehen wurde aufs Dach geklettert. Schon wehten drei schwarz-weiß-rote Flaggen und auch unsere blaue mit den drei Rosen im weißen Felde blähte sich stolz im Winde.

Drunten im Platz sahen wir, wie sich die Kaffern zusammentaten. Als erster erschien der Missionar, dann der Kapitän, die Großleute, sämtliche Männer und zuletzt alle Weiber und Kinder. Sie sahen uns etwas besorgt an und schienen zu zweifeln, ob wir alle wohl ganz unserer Sinne mächtig seien. Da kletterte mein Mann auf eine zufällig dastehende Tonne. Mit erhobener Stimme las er die Berichte von all den Verstärkungen vor und schnurrte zu der Zahl der Regimenter, die kommen sollten, noch manche Null hinzu, um die Sache noch eindrucksvoller zu machen. Mit einem donnernden Hoch auf Seine Majestät, in das wir alle einstimmten, schloß er.

Die Kaffern sahen sich an und verschwanden allmählich. Interessant war es, die Physiognomien einzelner zu beobachten. Der Kapitän und die Großleute blieben zurück, und auch die, die im Innersten ihres Herzens so sehr gegen uns waren, heuchelten das größte Interesse und die tiefste Ergebenheit.

Der alte Ertmann wandte sich an einen der Hauptanführer und meinte ganz ruhig: „Es ist doch gut, daß Ihr Klippkaffern Euch ruhig verhalten und uns doch lieber nicht kalt gemacht habt, wie Ihr es vorhattet. Ich sage Dir, es wäre Euch schlecht ergangen!“ Vergebens versuchte der so Angeredete sich zu fassen — auch ein Kaffer kann blaß werden. Er stammelte ganz entsetzt: „Was weißt Du denn davon?“ und verabschiedete sich schleunigst. Ertmann rief ihm noch eine gesegnete Nachtruhe und den Wunsch nach, er möge von der Verstärkung träumen. Aber er hatte es so eilig, daß er wahrscheinlich nichts mehr davon hörte.

Cornelius meinte zum Sergeanten: „Fürwahr, es war hohe Zeit, daß Botschaft kam, ich stand für nichts mehr. Jetzt könnt Ihr ganz ruhig sein, wenigstens vor den Kaffern.“

Wir waren wie erlöst! Dieser drohenden Gefahr waren wir glücklich entgangen. Wir waren aber auch stolz, und das sind wir jetzt noch. Dank unserer Diplomatie war es uns gelungen, den Stamm der Bergkaffern der Regierung dauernd freundlich zu erhalten. Was geworden wäre, wenn auch die Bergdamaras abfielen, weiß ich nicht. Denn bis auf diesen Tag sind die treuen Bergkaffern in Diensten der Truppe als Führer, Treiber, Bambusen usw. Wenngleich kein Schuß gefallen, kein Blut geflossen ist, so ist es doch gerade der Besatzung von Okombahe zu verdanken, durch Schneid und Umsicht unserer Kolonie diesen sehr wichtigen Dienst geleistet zu haben. Am nächsten Tag schickten wir einen Boten nach Omaruru, um auch dort die wichtigen Nachrichten bekannt zu machen. Er wurde später mit durchschnittener Kehle aufgefunden.

Nach wie vor tönte der Geschützdonner zu uns herüber. Es wurde beschlossen, einige Mann der Besatzung sollten in der Umgegend erkunden, um zu sehen, wie weit die Hereros wären. Schon ritt mein Mann mit zwei anderen aus dem Tor, da kamen zwei Kaffern atemlos gelaufen und riefen: „Laßt sie nicht reiten, sie reiten in den Tod!" Wir fragten: „Woher wißt Ihr das?" Da meinte einer, ein gewisser Keetman: „Ich habe es gestern abend schon in meiner Hand gelesen." Wir wollten ihn verlachen. Da schickte Cornelius Nachricht, die Patrouille müsse auf jeden Fall umkehren, die Gegend sei nicht sicher. Bergdamaraspione kamen kurz darauf und berichteten, daß sich Scharen schwärmender Hereros in der Umgegend aufhielten, um zu beobachten, ob sich nicht vielleicht eine Patrouille herauswage. Alle Wege hielten sie besetzt. Auf diese Weise würde die sowieso geringe Besatzung von Okombahe noch verringert worden sein. Den Hereros lag daran, außerhalb der Station möglichst viele abzuschießen, um bei einem für später geplanten Sturm leichteres Spiel zu haben.

Natürlich wußte Keetman dies ganz genau, obgleich er darauf schwor, er hätte es durch sein Orakel. Der Mann war interessant. Klapperdürr, uralt und schrumpfig, mit einem Bockfell und einer alten Soldatenmütze bekleidet. Vermöge seiner Prophetengabe genoß er großes Ansehen bei den Leuten in der ganzen Gegend. Von weit und breit kamen sie, ihn zu befragen. Dann hockte er sich auf die Erde,

ergriff drei kleine Steinchen und balancierte sie auf der Handfläche. Je nachdem, wo und wie die Steine im Verhältnis zueinander hinfielen, deutete er alsdann. Er gab die Richtung an, nach der hin sich das Vieh verlaufen hatte. Es ward gefunden. Er sagte, noch kämen die Hereros nicht, also mußte man es glauben. Wir ließen ihn oft kommen und befragten ihn, ob unsere Boten mit den Nachrichten glatt durchgekommen wären. Nein, einer seit tot, aber einer auf dem Rückwege. Später stimmte es. Ob Omaruru entsetzt wäre? Nein, noch nicht. — Ob es entsetzt würde? Ja, bald. Der Entsatz käme in der Richtung von Karibib und sei schon auf dem Wege. Viel Blut würde fließen. — Ob Hauptmann Franke noch im Süden sei? Nein, er wäre auf dem Rückmarsch, aber noch weit weg. — Ob wir sterben würden? Nein, nun nicht mehr.

Natürlich war die ganze Wahrsagerei Unsinn, aber der Kerl verstand seine Sache. Er umgab sich mit einem geheimnisvollen Nimbus und wirkte. Er wird, wie die anderen auch, über den Stand der Dinge besser Bescheid gewußt haben. Uns, des sind wir gewiß, wurden viele Nachrichten vorenthalten. Man teilte uns nur das mit, was für nötig gehalten wurde.

Am 22. Januar kamen mehrere hundert Kaffern von Omaruru fliehend bei uns an. Sie erzählten, in Omaruru würde stark geschossen, viele Weiße seien tot. Einen Soldaten, der beim Ausfall aus der Feste erschossen worden sei, hätten sie buchstäblich in Stücke geschnitten. Den Ausländern geschehe nichts. Zwischen ihnen, dem Missionar und den Hereros herrsche nach wie vor freundschaftlicher Verkehr.

Sie beklagten sich, daß Michael und der Unterkapitän Mutate die Kaffern durchaus zwingen wollten, mit ihnen zu gehen. Sie aber hätten sich geweigert. Da berief sie Michael in eine große Versammlung der Hereros und eröffnete ihnen, daß sie alle auf der Stelle umgebracht werden sollten, wenn sie darauf beständen, neutral zu bleiben. Im selben Augenblick sei ein Schrapnell aus „dem großen Rohr" unter sie gefegt. In der allgemeinen Verwirrung seien sie entflohen. Da nunmehr ihres Bleibens auf Omaruru nicht wäre, seien sie schutzsuchend hierher gekommen. Sie erwiesen sich als recht lästige Beigabe,

dem Kapitän ungehorsam, und diebisch, wo immer sich nur Gelegenheit fand.

Nach wie vor wurden wir von den Hereros beunruhigt. Da die Kaffern nun auch für sich selber fürchteten, wurden eifrigst Schanzen gebaut und Patrouillen gegangen. Jeden Abend konnte man die um Okombahe herumliegenden Felsen von den Bergdamaras besetzt sehen. Wie die Paviane hockten sie da. Aber aufmerksam beobachteten sie, das muß man ihnen lassen.

Am 23. Januar, um Mitternacht, brachten sie sieben Spione an. Mit Hilfe der Riemenpeitsche unter dem Kommando des Cornelius bekam man am nächsten Morgen heraus, daß sie von den Hereros abgesandt waren, in der Nacht dicht vor der Station unser sämtliches Vieh zu stehlen. Es waren, bis auf einen, gänzlich verkommene blödsinnige Kerle. Die Hereros schlagen ja, wie bekannt sein dürfte, so lange mit dem Kirri auf ihre Diener ein, und mißhandeln sie fortgesetzt in der grausamsten Weise, bis auch der letzte Funken Verstand aus ihnen herausgeprügelt ist.

Mit dem Kapitän wurde beraten, was mit ihnen anzufangen sei. Schließlich wurden ihnen 25 Hiebe aufgezählt und sie laufen gelassen. Sehr energisch wurde ihnen aber bedeutet, es gäbe eine Kugel, ließen sie sich noch einmal sehen.

In dem siebenten Spion wurde ein ganz durchtriebener Halunke erwischt, der aus dem Gefängnis zu Omaruru entwichen war. Noch sah man die Striemen der Peitschenschläge auf dem edelsten Teile seines Körpers, da er gänzlich unbekleidet war. Er mußte wohl schon beim Transport durch die Kaffern sehr gelitten haben. Der Kräftigste schien er auch nicht. Als die Reihe an ihn kam, lag er zusammengesunken da, und Blut quoll ihm aus Mund und Nase. Er wurde natürlich nicht gezüchtigt. Wir ließen ihn vielmehr in den Schatten im Pferdekral tragen. Stumpfsinnig faßten auf den Befehl die Strafgefangenen zu. Mit dumpfem Klack — Klack schlug der Kopf des Ohnmächtigen auf die im Hofe liegenden Steine auf. Sie sahen es wohl, aber es war ihnen gleichgültig. Ich hatte Mitleid mit dem Armen und goß ihm, um ihn aus der Ohnmacht zu reißen, Wasser über den

Kopf. Da er nicht zu sich kam, ging ich ins Zelt, ein wenig Kognak zu holen.

Bei meiner Rückkehr bot sich mir ein scheußlicher Anblick. Auf dem Sterbenden kniete ein Knirps, eine kleine schwarze Kanaille von höchstens fünf Jahren, und hielt ihm die Gurgel zu. Wut und Haß funkelten aus den Augen. Ich fuhr ihn an: „Was tust Du da?“ — „Ich mache den Kerl tot, er ist mein Feind!“ — „Scher Dich weg da!“ — „Eher nicht, als bis er tot ist.“ Erst eine schallende Ohrfeige ließ ihn meinen Befehl beachten. Wutfunkelnden Blickes ließ das kleine Scheusal mit dem Froschbauch von seinem Opfer ab.

Fünf Minuten darauf war der Gefangene tot. Nun mußten die anderen Sträflinge die Leiche vom Hofe bringen, um sie in einiger Entfernung von der Station zu begraben. In der gleichen idiotischen Weise geschah es; wieder das dumpfe Aufschlagen des Schädels.

Nach einigen Tagen kam ich zufällig in die Gegend. Ein unangenehmer, penetranter Geruch fiel mir auf. Ich ging ihm nach und kam an das Grab des Spions. Das Loch war aber nicht tief genug gemacht; es waren auch zu wenig Steinblöcke auf die zugeworfene Erde gewälzt, und der Wind hatte die Dornen weggeweht. Hyänen und Schakale hatten ihn ausgegraben und Mahlzeit gehalten.

Am 25. kam ein eingeborener Frachtfahrer, Galeb Goseb, nach Okombahe. Er begleitete einen leeren und einen halb bepackten Wagen. Er war in Swakopmund gewesen und hatte für einen Storebesitzer in Karibib Selterwasser und Bier geladen. Unterwegs hörte er vom Aufstande und traute sich nicht nach Karibib hinein. Auf Umwegen wollte er seine Heimat Okombahe erreichen. Da fiel er den Hereros in die Hände, die ihm die ganze Fracht abnahmen. Sie hielten, wie er erzählte, ein riesiges Gelage ab und zerschlugen den Rest der Getränke an den Felsen. Zuerst hatten sie ihm die Ochsen ausgespannt, ließen sie ihm aber auf seine Bitten, denn er war von Jugend auf ein Freund der Hereros gewesen. Sobald sie abgezogen waren, machte er sich mit seinen Leuten dabei und lud auf, was noch heil war. Fünfzig Kisten Bier übergab er unserer Station zur Aufbewahrung.

Monatelang schon hatten wir nicht einen Tropfen des köstlichen braunen Trankes gesehen. Wir hatten Durst darauf, aber wir durften es nicht anrühren, es war noch unverzollt. Wir behielten also unseren Durst und stapelten die vollen Kisten an der Hofmauer entlang auf. Mochten sie wenigstens im Falle eines Angriffes als Verschanzung dienen.

In der Zeit merkten wir von den Hereros weniger. Deshalb ward beschlossen, eine andere Patrouille in der Richtung auf Kawab zu reiten. Um 10 Uhr vormittags verließ sie Okombahe, damit sie mit der großen Hitze in Kawab sein konnte. Befanden sich noch Leute in Kawab, so war sicher anzunehmen, daß sie um diese Zeit im Pontok Mittagsruhe halten würden.

Vorsichtig forschend, kamen die Reiter näher. Der Platz lag totenstill in der Mittagsglut da, verlassen und öde. Die Gärten waren vertrocknet. Da steckten sie einen Pontok nach dem anderen und auch die winzigen Häuser der Großleute an. Von der Station aus sahen wir das Feuer. In schweren Schwaden lag der schwarze Rauch noch lange über den Anabäumen des Riviers. Nicht mit Ruhm bedeckt, aber rauchgeschwärzt kehrte die Patrouille heim. Sogar Beute hatten sie gemacht: 1 Gartenstuhl, 1 drehbaren Schreibtischstuhl, 1 richtig gehendes, zusammenlegbares Harmonium und dergleichen schöne Dinge mehr.

Bis zum Geburtstag Seiner Majestät blieben unsere Flaggen auf dem Turm. Wir feierten ihn, indem wir den Sergeanten so lange bearbeiteten, bis er nachgab und eine Kiste Bier öffnete. Cornelius bekam eine halbe Flasche Rum geschenkt. Vor der Station, im Schatten einer Karre, brachte Themis das Hoch auf den Kaiser aus. Der dicke Sergeant war standhaft genug, nicht von dem unerlaubterweise geöffneten Biere mitzutrinken. An diesem Tage war auch das Menu reichhaltiger als sonst. Es gab Fleisch mit Mehlklößen und dann Fettkuchen, in Talg gebacken. Es war ein „Schlemmertag“.

In der nächsten Zeit wurde noch eine Patrouille geritten, die sich bis Okarundu ausdehnte und dort auf frische Spuren stieß. Ein altes Weib sagte aus, daß die Gegend sehr unsicher sei und voller Spione. Die Hereros hätten nach wie vor die besten Absichten mit uns, kämen

aber noch nicht zu dem geplanten Überfall, weil Omaruru noch nicht erledigt wäre.

Eine Streifpatrouille, die die ganze Nacht dauerte, verlief gänzlich erfolglos.

Sehr amüsant waren die Unterhandlungen mit dem bereits öfters erwähnten Kapitän Johannes von Kawab. Mehrmals hatte er sagen und auch schreiben lassen, er sei der Weißen treuester Freund. Seine Absicht, für die Beteuerungen Tabak als Geschenk zu erhalten, mißglückte. Dann kam ein Brief, in dem er ungefähr schrieb: Er sei allein zurückgeblieben, von all seinen Leuten verlassen, weil er es für Sünde gehalten habe, sich dem bösen Aufstande anzuschließen. Ja, noch schlimmer. Er sei von seinen eigenen Leuten bedroht, sei seines Lebens nicht sicher! Um sich vor ihnen zu retten, hätte er sich auf Merkers Farm zurückgezogen, und bäte nun, Herr Merker möchte ihm doch Ochsen und Wagen nebst einer starken Bedeckung weißer Soldaten schicken, um ihn sicher nach uns auf die Station zu geleiten. — Der Fuchs! Auf diesen Leim ging keiner. Umgehend erhielt er als Antwort: „Tief gerührt durch Deine Freundschaft, lieber Johannes, glauben wir Dir aufs Wort alles, was Du sagst. Wir bedauern sehr, daß Du Dich in solch übler Lage befindest. Selbstverständlich wird die ganze weiße Besatzung Okombahe verlassen und kommen, um Dich in Sicherheit zu bringen. Bis dahin gedulde Dich bitte."

Dieser Brief war kaum abgeschickt, da erschien Cornelius, auch einen Brief von Johannes in der Hand. Hier hatte sich das Blättchen merklich gewendet: „Mein lieber Cornelius! Ich muß mich sehr wundern, daß Du, der Du doch unser treuester Freund bist, Du, der mächtige König der Kaffern, Dich solange besinnst mit dem Häuflein Weißer. Ich kenne Dich ja gut genug, um zu wissen, daß Du es schlauer anfangen wirst als unsere großen Kapitäne Samuel und Michael. Sie töteten mit Messer, Kugel und Kirri. Wir zwei, wir verstehen uns, nicht wahr? Wann wird Dein Gift wirken, um ein Ende zu machen mit den Weißen? Um Dir Deine Aufgabe zu erleichtern, habe ich mir einige der Besatzung herbestellt. Sie werden wohl kommen; mit denen räume ich auf. Ich, der ich bin, der Kapitän Johannes."

T. v. E. aufgen.

Schreibtischecke der Frau v. E.



Frau v. E. aufgen.

Die Büchrerecke.

Aus dem Innern des v. Eckenbrecherschen Hauses in Okombahe.

Guter, braver Johannes! So dauerte das Hin und Her fort. Es wirkte sehr erschlaffend auf die Nerven. Wir wünschten sehnlichst ein Ende herbei, sei es nun so oder so.

Am 4. Februar hörten wir den Donner der Geschütze von Omaruru mit ganz besonderer Stärke. Bis Einbruch der Dämmerung dauerte er. Mit banger Sorge lauschten wir dem Schall und zählten die Schüsse. War die Verstärkung glücklich dort angelangt, oder galt es eine verzweifelte Verteidigung gegen diese ruchlose Bande?

Daß der Kampf heftig getobt, zeigte uns der nächste Morgen. Der durch den Regen der Nacht stark angeschwollene Fluß brachte mehrere Hereroleichen von dort mit. Wir beobachteten sie. In schnell kreisender Drehung wurden sie stromabwärts getragen. Um die Mittagszeit langten furchtbar aufgeregte Kaffern an. Von weitem schon schrieen sie, daß Omaruru entsetzt sei. Von Süden in Eilmärschen kommend, hatte die Kompagnie Franke unter Leitung ihres genialen Führers den bedrängten Bewohnern Hilfe gebracht. Täglich 60 km-Märsche mit Troß, so waren sie von Gibeon aus zurückmarschiert: Windhuk, die Bahnlinie, Okahandja, Karibib, Omaruru — überall die gleichen Lorbeeren. Blutig genug waren sie und schwer errungen, besonders bei Omaruru. Das dort aufgeworfene Massengrab gibt Zeugnis davon. Etwas Genaues war von den Boten nicht zu erfahren. Sie wußten nur, daß Franke dort und die Hereros geflohen seien.

Da erbot sich mein Mann mit noch zwei anderen zum Ritt nach Omaruru, um über unsere Station Bericht zu erstatten und mündlich um Verstärkung zu bitten. Eine Stunde darauf sprengten sie von dannen.

Im Lauf des Nachmittags kam auch ein Bote zurück, den wir nach Karibib geschickt hatten. Im Rocke eingenäht, auf Zeug geschrieben, überbrachte er einen Brief des dortigen Distriktschefs, Oberleutnants Kuhn: „Mut, Aushalten! Ein Hoch den tapferen Männern und Frauen! Verstärkung kommt eventuell von Omaruru. Wenn nicht, dann bitte nochmals schicken, werde es dann von hier aus besorgen!"

Inzwischen waren die Besatzung des „Habicht" und das Seebataillon in Karibib angelangt. Wie dankbar wären wir gewesen,

wenn man uns wenigstens für eine Woche ein kleines Detachement geschickt hätte. Wir hatten nach Karibib geschrieben, wie groß unsere Bedrängnis war, und hatten auch unsere Befürchtungen der Kaffern wegen ausgesprochen.

In der Nacht vom 7. zum 8. Februar kam die Patrouille zurück. Alle, die sie geritten, waren ganz erfüllt von den Heldentaten der Kompagnie Franke. Durch den geradezu berühmt gewordenen Entsatz von Omaruru hat sie sich für ewige Zeiten ein Denkmal geschaffen.

Hauptmann Franke führte sie an. Er war, wie er mir kurze Zeit darauf selber erzählte, fest überzeugt, er könne die Omaruruleute ohne Blutvergießen zur Umkehr zwingen. In Friedenstagen waren sie ihm so unbedingt gehorsam gewesen, daß er auch jetzt noch an seinen Einfluß auf sie glaubte. Aus dem Grunde setzte er sich in der weißen Uniform, seinen bekannten Schimmel „Bleßbock" reitend, an die Spitze der Kolonne und glaubte bestimmt, daß, wenn sie ihn erkennten, sie entweder einen Unterhändler schicken oder ausreißen würden.

Erkannt wurde er, das zeigte ihm das wütende Feuer, das auf ihn gerichtet wurde. Ein wahrer Regen von Kugeln ergoß sich über ihn. Reiche Ernte hielt der Tod. Wie durch ein Wunder entging er den Geschossen und galoppierte zurück, um die weiße Uniform mit der khakifarbenen zu vertauschen.

Im Umsehen war er wieder am Platze und leitete das Gefecht. Unermüdlich ritt er die Schützenlinie ab und bot auch jetzt noch den Feinden unausgesetzt ein gutes Ziel, da ihn doch alle von Angesicht zu Angesicht kannten.

Ein Ausfall der Besatzungs-Kompagnie unter Führung des Feldwebels Müller, der hierbei den Heldentod starb, unterstützte wirksam die Heranrückenden. Mit Kolben und Bajonett wurde gekämpft. Bis auf drei Schritt standen sich stellenweise die Gegner gegenüber. Endlich wich der Feind, nachdem er noch einmal starkes Feuer auf die Ambulanzen abgegeben hatte. Unter bestialischem Wutgeheul entflohen sie in die nahen Berge, voll abergläubischen Schreckens vor Franke, den sie für den „leibhaftigen Teufel" hielten.

In der Nacht kehrten sie zurück, um ihre vornehmen Toten zu holen. Die Feldhereros wurden unbeachtet liegen gelassen.

Viele hilfreiche Hände boten sich den Verwundeten. Von den fünf Offizieren waren drei kampfunfähig. Schrecklich waren die Leiden des uns gut bekannten Leutnants v. Wöllwarth und des Oberleutnants Griesbach, denen der erstere nach einer Woche, der letztere erst nach Monaten erlag. Oberleutnant v. Nathusius hatte einen Fleischschuß in den Oberarm erhalten, der aber bald heilte.

Mit regierungsgeübten Händen ergriff Franke von neuem das Oberkommando von Omaruru, das in seiner Abwesenheit Stabsarzt Dr. Kuhn gehabt hatte. Des letzteren Schneid und Umsicht ist es zu verdanken, daß Omaruru überhaupt imstande war, sich solange zu halten. Und wenn er nicht durch den tapferen Ausfall aus der Station die Stürmenden so günstig unterstützt und dadurch die Hereros im Rücken auch noch bedrängt hätte, wer weiß, welchen Ausgang das Gefecht genommen! Franke hätte sich schließlich den Eingang zur Festung erzwungen, hätte aber viel mehr Verwundungen gehabt und wäre der Gefahr ausgesetzt gewesen, gänzlich aufgerieben zu werden.

Die Ausländer, die sich noch auf dem Platze befanden, mußten auch nach der Station übersiedeln, ebenso der Missionar Dannert mit seiner Familie. Franke wollte an seinen Operationen auf dem Platze nicht durch unnötige Rücksichten gehindert werden. Vielleicht traute man auch diesem oder jenem der Fremden nicht ganz. Sobald er den Platz in Ruhe wußte, machte er sich daran, die noch in seinem Distrikt befindlichen unbeschützten Ansiedler aufzusuchen.

Der ehrwürdige Missionar Bernsmann von Omburo ward von ihm mitsamt seiner Tochter geholt. Der Ärmste hatte viele Enttäuschungen an seinen Hererochristen durchzumachen und konnte es nicht hindern, daß ein weißer Ansiedler, der bei ihm Zuflucht gesucht hatte, erschlagen wurde.

So sah es in Omaruru aus, als Themis mit noch zwei anderen am 7. Februar in Omaruru anlangte. Aufs freudigste wurden sie begrüßt. Ein jeder wunderte sich, die Okombaher zu sehen, die doch allen Meldungen zufolge längst schon für tot galten. Die Hereros hatten nämlich bald zu Anfang des Aufstandes die Nachricht vom Fall von Okombahe und von der Ermordung sämtlicher Weißer, einschließlich der Frauen und Kinder, verbreitet.

Themis berichtete auch von der Standhaftigkeit und Treue des braven Cornelius und von der feindlichen Stimmung und den Absichten des Stammes; wie wir die größte Mühe hatten, Okombahe zu halten. Hauptmann Franke beschloß sofort, die Truppenmacht und das „sprechende große Rohr" den schwankenden Bergkaffern vor Augen zu führen und mich mit dem Kinde bei der Gelegenheit sicher nach Omaruru zu bringen. Mit vieler Erwartung sahen wir der Ankunft der Truppe entgegen.

Ich hatte sehr gekämpft, was wohl das Richtigste sei, meinen Mann zu verlassen und das Kind zu pflegen, oder da zu bleiben. Ich entschloß mich zu ersterem. Mein Mann konnte ohne mich fertig werden, aber das Kind war sehr elend geworden in den Wochen auf der Station.

Das Leben im Zelt bekam ihm nicht. Sobald es regnete, spülte das Wasser den Boden des Zeltes entlang. Alle Sachen, Wäsche, Betten, waren kalt und feucht. Es fehlte an der nötigen Sauberkeit, und Nahrung war für das kleine Ding schwer zu beschaffen. Die Kühe, die den Platz bald abgeweidet hatten, gaben nur noch spärlich Milch. Ich mußte Roggenmehl und Hafergrütze mit dazu nehmen, die aber auch bald aufgebraucht war. Das Kind litt ewig an Verdauungsstörungen und bekam böse Malariaanfälle dazu. Es war blaß und mager geworden, und wir sorgten uns sehr.

In diesen letzten Tagen vor meiner Abreise war ich noch beschäftigt, meinen Mann mit etwas Kleidung zu versorgen, denn er hatte alles eingebüßt. Ich hatte noch bunten Kattun, hellblau geblümt, rot gerankt, in unglaublichen Mustern und Farben. Tage und Nächte lang nähte ich ihm mit der Hand Hemden, des Nachts sogar beim trüben Schein einer kleinen Stallaterne.

5. Im Schutz der Kompagnie Franke.

Es war an einem Sonntag nachmittag, als jenseits des Riviers eine mächtige Staubwolke sichtbar wurde. Nach und nach konnten wir die heranrückende Truppe erkennen.

Im Nu war der Platz mobil. Die Besatzung trat an, die Kaffern stürzten mit offenen Mäulern hinzu. Die Feste schien zu beben, als die sonnengebräunten Reiter die kleine Anhöhe zur Feste hinanritten. Jetzt atmeten wir wirklich auf. Nun war alles gut.

Nachdem ich die Offiziere begrüßt, eilte ich mich, um mit Hilfe des Sergeanten ein Abendessen zu bereiten. Bald war der Tisch gedeckt, Emailleteller, rostige Messer und Gabeln, Emaillebecher, Brot, Speck, Kaffee. Wie wir auch den Proviantraum durchsuchten, es gab nichts weiter, wir hatten schon seit Tagen nur davon gelebt. Mein Mann opferte unsere letzte Flasche Hennessy, Zigaretten und seine letzten Importen. Auch eine Bierkiste wurde aufgemacht und tüchtig mit Wasser durchtränkt. Auf diese Weise wurden die in Strohhülsen verpackten Flaschen gekühlt.

Staubig und müde waren die Soldaten. Sie gingen bald zur Ruhe. Wir anderen saßen noch lange wach, war es doch mein letzter Abend auf Okombahe, wahrscheinlich für lange Zeit.

Vor der Station lag die Schutzwache. Hell schien das Lagerfeuer und beleuchtete den ganzen Vorplatz: Sättel, Kochgeschirre, Maultierkarren, Gewehrpyramide und Kanone. Dies alles bot ein lebensvoll malerisches Bild.

Am gegenüberliegenden Ufer biwakierte die Kompagnie. Wie glimmende Punkte, bald verschwindend, bald größer werdend, sah man ihre Feuer durch die Bäume des Riviers im Nebel tanzen.

Vor Tagesanbruch waren wir munter. Es galt, meine Koffer für eine Europareise zu packen. Um 8 Uhr klang das Signal zum Satteln. Das Kind hatte eine sehr schlechte Nacht gehabt und lag im unruhigen Fieberschlaf. Ich konnte nicht anders, ich mußte fort, wollte ich sein Leben erhalten. Meinen Mann ließ ich im ungewissen in Okombahe zurück. Gab es wohl für uns ein Wiedersehen? Und wenn, würde ich ihm das Kind wiederbringen können?

Für einen Augenblick schloß ich die Augen. Es war fast zu viel. Doch ich nahm mich zusammen. Nur jetzt nicht weich werden. Ich schluckte tapfer, und die Karre setzte sich unter dem Abschiedswinken der Zurückbleibenden in Bewegung.

Am jenseitigen Ufer schlossen wir uns der Truppe an. Wie rührend und aufmerksam sorgte Hauptmann Franke für mich! Sein Diener Benjamin lenkte die Maultiere und paßte dem Befehl zufolge so gut auf, daß wir unbehelligt durch die Dornen kamen, nicht im Sande stecken blieben oder umwarfen.

Die Spitze hatte gegen fünfzig Soldaten und Offiziere. Danach folgten die Kanone und die Munitionskarre, unsere Karre und der Rest der Soldaten, auch wieder ungefähr fünfzig.

Heiß, staubig und schlecht war der Weg. Bei jedem Stoß wimmerte das Kind; es mußte arge Schmerzen haben.

Hinter Kawab, dessen ausgebrannte Pontoks und Häuser einen trostlosen Anblick gewährten, machten wir Halt. Franke und ich teilten redlich unsere knappen Vorräte. Als es kühler geworden war, setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung. Nur undeutlich kamen mir die eigenartigen Schönheiten der Gegend zum Bewußtsein. Ich war todmüde und fand doch keine innere Ruhe durch die brennende Sorge um das Kind. Es verweigerte jegliche Nahrung und weinte unausgesetzt. Ich konnte ihm keine Erleichterung schaffen. Im Trabe ging es vorwärts über Stock und Stein. Oft sprang die Karre ganz hoch, dann wieder schwankte sie höchst verdächtig. Zu beiden Seiten des sogenannten Pfades streiften uns die Dornen. Sie rissen mir Löcher ins Kleid und schrammten mir Gesicht und Hände. Ich mußte ständig darauf bedacht sein, das Kind auf meinem Schoße zu schützen.

Dazu war es glühend heiß. Der undurchdringliche Staub benahm mir den Atem, und der gelbe Sand mit den kahlen Felsen blendete so, daß die Augen tränten.

Es wurde nicht der direkte Weg nach Omaruru genommen, weil das Rivier noch nach Hereros abgesucht werden sollte.

Mit ziemlicher Stumpfheit sah ich die Sonne sinken. Da ward für die Nacht dicht am Rivier abgesattelt. Das Kind war so matt geworden, daß es die ganze Nacht hindurch vor lauter Erschöpfung fest schlief. Franke und ich saßen lange Zeit am hochauf prasselnden Lagerfeuer. Wir kannten uns schon lange und gut, und er hatte mir soviel zu erzählen von den Mühsalen und Strapazen seines Zuges. Dann wurde auch er müde. Ich saß die ganze Nacht bei dem schwer und un-

ruhig atmenden Kinde auf und versuchte, die zahllosen Moskitos zu verscheuchen, die unter den Bäumen schwirrten.

Fern schrieen die Schakale, die Pferde stampften; sonst herrschte große Stille. Und die Sterne leuchteten in erhabener, feierlicher Pracht. Das Kreuz des Südens sank tiefer und tiefer am Horizont. Es wurde empfindlich kalt, und feuchter Nebel lang über den Ufern des Riviers.

Noch standen etliche Sterne blaß leuchtend am Himmel, da wurde zum Aufbruch geblasen. Im Umsehen war alles bereit. Wir stürzten noch schnell einen Becher heißen Tees hinunter. Den Rest füllte ich in des Kindes Saugflasche, und schon saß ich wieder auf der Karre. Wir fuhren dem Tage entgegen. Ich hatte Kopfschmerzen, das Kind fieberte stark. Ich weiß nur noch, daß um 10 Uhr auf Otjimpaue gerastet wurde. Franke teilte seine Erbswurst mit mir, und auch das schwerkranke Kind bekam davon und dann noch dünnen schwarzen Kaffee.

Während alle im tiefen Schlafe lagen, ging ich in der Mittagshitze an den Fluß, machte mich zurecht, wusch das Kind und seine sämtliche Wäsche. Die Pferde brauchten nach dem schweren, mühevollen Wege, den sie hinter sich hatten, die Ruhe notwendig, und so wurde der Aufenthalt länger, als anfänglich beabsichtigt war, ausgedehnt.

Ich war nicht mehr ganz so trostlos, als es weiter ging. Das Ende unserer Reise näherte sich. Außerdem ging es dem Kinde besser, bis auf stark von Staub und Wind entzündete Augen.

Endlich erschien der Omaruru-Berg, und bald sahen wir den Ort vor uns. Wir fuhren durch seine leere Straße, an der Kirche und dem Missionshaus vorbei und kamen über das Rivier. Da lag noch eine furchtbar aufgedunsene Hereroleiche, so aufgebläht, daß alle Knöpfe des weißen Jacketts, bis auf den obersten, abgeplatzt waren. Der Anblick war widerlich.

Von weitem schon sah man das rege Leben auf dem Hofe der Station, wo gerade das Seebataillon eingetroffen war.

6. In der Kaserne zu Omaruru.

Stabsarzt Dr. Kuhn und seine junge Frau nahmen sich aufs rührendste meiner an und sorgten für das Kind. Ich sollte erzählen und mußte mit einem ständigen Angstgefühl kämpfen, ich könnte vom Stuhle fallen. In dumpfen Lauten nur schlug die Unterhaltung an mein Ohr.

Jetzt hieß es ein Unterkommen für mich finden, aber wo bei der Menge Soldaten? In der Kaserne, die aus drei Häusern bestand, mußte es sein. Die Mannschaften lagen aber bereits in den Veranden und auf dem Hofe. In einem Hause wohnten zusammengepfercht die Ansiedler, während die beiden anderen für die Soldaten bestimmt waren. Der Rest der Flüchtigen hatte den Hof entlang eine Wagenburg aufgeschlagen, wo es aussah, wie auf einem Jahrmarkt. Hinter den Wagen lagen die Viehkrale mit dem geretteten Vieh der Ansiedler und dem Beutevieh der Kompagnie.

Es wäre mir gänzlich gleichgültig gewesen, wo ich mein müdes Haupt zur Ruhe gelegt hätte, handelte es sich nicht um das kranke Kind. Wie der Retter in der Not erschien abermals Hauptmann Franke und ließ mir ein kleines Unteroffizierzimmer einräumen. Dort hatte ich es über Erwarten gemütlich. Ein bequemes eisernes Bett stand da mit weißblau gewürfelten Bezügen, ein Waschtisch und ein allerdings durchgetretener Stuhl.

Herr Kindt, genannt der Dicke, polsterte mir seine Badewanne mit Decken aus als Kinderbett. Auch verschaffte er mir eine kleine Öllampe, Eßgeschirr und Proviant. Sogar Milch und ab und zu ein frisches Ei fürs Baby und Bedienung zauberte er herbei.

Des Kindes Ruhe in der Nacht störten die vor meiner Tür liegenden Soldaten. Deshalb mußte ich es, um es zu beruhigen, die ganze Nacht auf und ab tragen. Am Morgen hatte es 40,9 Grad Fieber. Stabsarzt Dr. Hummel konstatierte Malaria; seiner unverdrossenen Sorgfalt bei aller Arbeit im Lazarett verdanke ich, daß es dem Kleinen bald besser ging.

Im Lazarett sah ich mich, sowie es meine Zeit erlaubte, nach den Verwundeten um. Bei den vielen Verwundeten wäre eine Diakonissin



T. v. E. aufgen.

Buschmannzeichnungen in Spitzkoppjes.

wohl am Platze gewesen. So und so viele Frauen saßen da, die keine Kinder hatten, aber keine einzige sprang hilfreich ein. Ich hätte es gern getan, schon um den überanstrengten Lazarettgehilfen abzulösen, aber das Kind bedurfte stündlicher Pflege mit all den Packungen und Abreibungen, Umschlägen, Bädern und Medizinen.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes besuchte ich die Gräber der Gefallenen. In dem einen lagen acht stille Schläfer, viele, die ich kannte, die den Tod für die Kolonie erlitten. Im anderen, unter einem großen Anabaum, ruhte der Leutnant v. Wöllwarth. Vergnügte zwei Tage hatten wir im Dezember mit ihm verlebt. Frisch und sonnig, das Urbild des jungen Offiziers, so steht er mir noch vor Augen. Wie lieb ihn alle gehabt hatten!

Mir war auf der Fahrt nach Omaruru ein mittelgroßer Hund von unbestimmbarer Rasse aufgefallen. Ich beobachtete, daß alle Soldaten, ohne Ausnahme, sich um ihn bemühten. War er müde und zu heiß, dann hoben sie ihn auf die Karre. Ein Soldat leerte sogar den Rest seiner Feldflasche in den Deckel des Kochgeschirrs, um den durstenden Hund zu erquicken. Das Tier interessierte mich, und ich erkundigte mich, wem es gehöre. Da sagte mir ein Soldat: „Das ist dem Leutnant v. Wöllwarth sein Hund. Wir sind es seinem toten Herrn schuldig, daß wir den Köter gut behandeln. Den hatten wir doch alle so lieb. Daß der auch gerade bleiben mußte!" Und dabei wischte er sich die Augen.

Am Grabe traf ich einen anderen Soldaten, der mit das einfache Kreuz darauf gesteckt hatte. Er war ganz gerührt, als er meine bescheidenen Blümchen, die ich mir in der Umgegend gesucht hatte, sah. Wir kamen in ein Gespräch, und er meinte: „Aber sonderbar ist es. Um den hatten wir alle Angst. Es gibt welche, von denen man weiß und fühlt, daß sie nicht wiederkommen. Er gehörte mit dazu. Schon einmal ist er in höchster Lebensgefahr gewesen. Es war, als wir den Swakop passierten, der reißend und angeschwollen war. Der Leutnant durchritt ihn als letzter. Plötzlich verlor das Pferd den Grund unter den Füßen und wurde durch die Wellen fortgetrieben. Zufällig drehte sich unser Hauptmann um. Ehe wir wußten, was los sei, war er ins Wasser hineingeritten, um Wöllwarth zu helfen. Er konnte ihn aber

nicht ans Ufer heranziehen und mußte ihn festhalten, weil die Strömung drohte, beide mit fortzureißen. Der Gefreite Bössow hörte seinen Ruf und brachte beiden Hilfe. Fast möchte ich wünschen, der Hauptmann hätte ihn damals nicht gehalten, dann wäre er da verunglückt und hätte hier nicht so schrecklich zu leiden brauchen."

Nach dem 20. Februar kam der Befehl zum Abrücken der Truppe, die sich mit den von Deutschland eingetroffenen Verstärkungen und der von Outjo kommenden 4. Feldkompagnie vereinigen sollte, um gemeinsam gegen die bei Otjihuenamaperero versammelten Hereros vorzugehen. Am späten Abend versammelten sich alle Anwesenden auf dem Kasernenhofe, um das Abendmahl zu empfangen. Zwei mächtige Scheiterhaufen erhellten mit flammendem Schein den Platz. Zwischen ihnen stand der weißgedeckte Altartisch. Hochauf loderten die Flammen in roter Glut und beleuchteten eine Szene, die, wer sie gesehen, niemals in seinem Leben vergessen wird. Vor dem Tisch amtierten die beiden Missionare. Einer der rauhen, wettergebräunten Krieger nach dem anderen, voran die Offiziere, trat unbedeckten Hauptes heran, um den Leib des Herrn zu empfangen.

Selten reizvoll war auch das Bild, das sich mir am nächsten Morgen bot. Da standen die Kanonen aufgefahren, in langer Reihe die Gepäck-, Proviant- und Munitionskarren. Trotz allem geschäftigen Hin und Her herrschte die musterhafteste Ordnung. Die Sättel lagen auch reihenweise bereit, desgleichen die Packtaschen, Kochgeschirre, Feldflaschen, und was sonst noch mitgenommen werden sollte. Bald, nachdem das Kommando ertönte, war alles fertig.

In Reih und Glied standen sie da, Muskeln und Nerven von Stahl, alle kupferbraun von der afrikanischen Sonne, mit mächtigen Bärten.

Ja, die Truppe war zum Fürchten. Von denen hatte jeder den Teufel im Leib. Wie viele hatten Hab und Gut verloren, nun ging es zur Rache! Ein Zug von wilder Entschlossenheit war in manchem Gesicht zu lesen. Was sie in jahrelanger, mühseliger Arbeit gewonnen, war dahin, nun kam andere Arbeit, bei der es keine Gnade und kein Erbarmen gab.

Der Missionar Bernsmann, im weißen, wallenden Bart, stand mit erhobenen Armen vor der Front und erteilte den Segen.

Der schier endlose Zug setzte sich in Bewegung. Ich ging nochmals auf den Major v. Estorff zu, dem mein Mann viel Liebes und Gutes zu danken hatte, um ihm Lebewohl zu sagen. Er bat eindringlich: „Nicht wahr, Sie versprechen mir fest, Sie kommen wieder zurück nach Südwest? Was soll denn aus Südwest werden, wenn die Frauen die Flinte ins Korn werfen? Sie dürfen die Kolonie nicht aufgeben und müssen wiederkommen. Versprechen Sie es mir!" Ich versprach es hoch und heilig und war auch fest davon überzeugt, daß ich nur kurze Zeit hier in Deutschland bleiben würde. Wir waren durch alle Freuden und Leiden zu eng mit der Kolonie verwachsen, als daß wir sie hätten aufgeben können.

Hier und da noch ein Händedruck, ein Zuruf. Manches Auge der Zurückbleibenden war naß. Ein jeder fühlte, hier gab es ein Abschiednehmen auf Leben und Tod. Ein unbestimmtes Etwas stieg vor dem inneren Auge auf: Kampfgetöse, Kanonendonner, Gewehrfeuer, zuckende Leiber, entstellte Gesichter, Blut. Wem ist es wohl beschieden, deutschen Boden wieder zu betreten? Wem winkt der Sensenmann, einzutreten in das Tor des großen Schweigens, wo alles ausgeglichen, alles versöhnt wird, wo der Haß aufhört und die Liebe herrscht? Unwillkürlich falteten sich die Hände: „Lieber Gott, mach es gnädig mit ihnen, schütze und behüte sie!"

Über das Rivier zogen sie. Dann sah man drüben die Kette der braunen Gestalten, dann eine mächtige Staubwolke. Vorbei! Ich stand noch lange da, längst noch, als nichts mehr zu sehen war. Und die Tränen liefen mir übers Gesicht, lange, lange. Ich wußte es kaum.

Omaruru war wie ausgestorben. Oberleutnant v. Nathusius bekam den Oberbefehl, da Stabsarzt Dr. Kuhn mit ausrücken mußte, und machte sich schleunigst an die Aufräumungsarbeiten.

Die ganze Gegend wurde abgesucht. Jeder Pontok und jedes Haus wurde durchstöbert. Viel geraubtes Eigentum der Weißen fand man wieder, auch die Möbel aus der Wohnung des Hauptmanns Franke, total zerschnitten, mit dem Namen des Kapitäns Michael bemalt. Auch ein großes Bild des Deutschen Kaisers fand man. Die Unterschrift war ausgestrichen. Dafür konnte man lesen: „Michael-Omuhonga. Michael ist der Herr."

Die noch aufgefundenen Leichen wurden verbrannt. Dicht bei der

Werft des Kapitäns Michael, wo der Kampf am heißesten getobt hatte, waren früher all die feindlichen Gefallenen auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt worden. Jetzt lagen hier verkohlte, grinsende Schädel und Gebeine durcheinander.

Alle Pontoks und Häuser wurden angezündet. Wie gewaltige Fackeln schwelte mehrere Tage lang der Rauch gen Himmel, ein Warnungszeichen, daß der weiße Mann furchtbar straft, wird er beleidigt.

Im Lazarett gab es immer noch viele Arbeit. Die Wunden eiterten trotz aller Sorgfalt und heilten schlecht, weil die Geschosse angeblich vergiftet waren. Es war von jeher Gewohnheit bei den Hereros, die Kugeln vor dem Gebrauch in die eigenen Geschwüre und Eiterbeulen zu stecken, um ihre eklen Krankheiten auf den Feind zu übertragen. Ihren Zweck erreichten sie aber nicht damit, weil das Geschoß sich so sehr im Lauf erhitzt, daß die Hitze antiseptisch wirkt. Nur die Absicht ist so teuflisch. Viel schlimmer ist das pflanzliche Gift der vielen Euphorbienarten, das sie meisterhaft zu gebrauchen wissen.

Und da wurde in der Heimat viel Lärm gemacht, weil es vorgekommen sein sollte, daß der eine oder andere seine Patronen an der Spitze einkerbte, um ihnen beim Aufschlagen größere Wirkung zu verleihen.

Eines Abends, kurz nach 10 Uhr, saß ich in meinem Zimmer, als mir plötzlich ein gut bekannter mehrmaliger Peitschenknall auffiel. Es klang mir so, als handhabe Friedrich, unser alter Treiber, die Swip. Ich trat vor die Türe und erkannte richtig unsere Karre. Seelenvergnügt kam mein Mann auf mich zu. Er hatte die noch übrigen Kisten des unversteuerten Bieres auf unsere Karre geladen, um einen Grund zu haben, aus Okombahe herauszukommen und sich im Felde zu betätigen.

Unsere Karre wurde sofort requiriert und zu Truppentransportzwecken verwandt.

Themis hatte auch nicht lange Ruhe. Er hatte sich durch Funkentelegraphie mit Major v. Estorff in Verbindung gesetzt und bekam den Auftrag, eine Munitionskarre ins Innere zu bringen, um sich dann dem Stabe Estorffs anzuschließen.

So schlug uns denn abermals die Trennungsstunde. Ich war wieder allein und sehnte mich unendlich nach Ruhe und einer Heimat. Endlich kam die ungeduldig erwartete Nachricht aus Karibib, daß die Pad Omaruru—Karibib für Wagen unter starker Bedeckung passierbar sei.

Frau Kuhn, deren Mann ebenfalls mit ins Feld mußte, wollte auch nach der Küste. Sie war so liebenswürdig, mich bis Karibib mitzunehmen.

7. Heimwärts.

Am 28. Februar, gegen 3 Uhr, nahmen wir Abschied von den Omaruruern und beeilten uns, in schnellen Trecks vorwärtszukommen.

Wir benutzten den Weg, den die Kompagnie Franke vor dem Entsatz der Festung genommen hatte. Er war gekennzeichnet. Wir stießen erst auf einen zerbrochenen Wagen, vor dem noch angeschirrt die Kadaver der getöteten Ochsen lagen. Dann wieder trafen wir auf tote Pferde, Beutestücke, zerschlissene Sättel und Fetzen aller Art.

Wir fuhren, ohne anzuhalten, bis 1 Uhr nachts. Die Nacht war wundervoll mild, und der afrikanische Vollmond leuchtete uns in aller seiner Pracht. Mit Wehmut gab ich mich dem Zauber der Landschaft hin. Ich war noch gar nicht aus Afrika hinaus, da hatte ich schon Heimweh und konnte nicht abwarten, wieder da zu sein. Wenn das Kind nicht gewesen wäre, ich hätte das Land nicht verlassen.

Beim Aufbrechen und Einpacken in der Nacht fiel Babys Flasche hin. Ich war in Verzweiflung. Da bot mir ein Soldat seine geleerte Rumflasche als Ersatz an. Sie hat mir bis Swakopmund gute Dienste getan.

Kurz vor Sonnenaufgang waren wir in Etiro. Dort besahen wir das Haus des ermordeten Farmers Joost. Nicht ein Gegenstand darin war heil. Frau Joost hatte auch in Omaruru Schutz suchen wollen, war von den Hereros gefangen genommen und beraubt, nachher aber beim Missionar Dannert abgegeben worden.

Frau Kuhn und ich waren steif geworden von der langen Fahrt und gingen in aller Frühe ein wenig spazieren. Um den herrlichen

Sonnenaufgang zu sehen, erstiegen wir eine kleine, felsige Anhöhe. Da lagen kopfabwärts zwei tote Hereros. Zum Teil waren sie von den Schakalen angefressen worden. Bei dem einen steckte noch ein ganzes Bein im hohen Reiterstiefel. Der andere hatte ein silbernes Kettenarmband um den Arm, der bloß noch aus zwei Knochen bestand.

Unter den Strahlen der sengenden Sonne treckten wir bis 10 Uhr, und wieder von 2 Uhr bis spät in den Nachmittag hinein. Da waren wir vor Karibib. In den Ort selbst konnten wir nicht, denn er war mit Stacheldraht verschanzt. Eine Militärperson öffnete uns schließlich, und wir fuhren von Hotel zu Hotel, bis wir bei Rubien Aufnahme fanden.

Das Kind bekam wieder einen heftigen Malariaanfall, und ich fühlte mich elend und hatte mir außerdem eine so schlimme Augenentzündung zugezogen, daß mir der Stabsarzt Blümchen am nächsten Morgen sofort zwei Schwestern schickte, die sich unserer annahmen. Das Kind erkrankte außerdem noch an typhösem Darmkatarrh und mußte, weil es nicht mehr einnehmen konnte, Chinininjektionen erhalten, unter deren Folgeerscheinungen es noch monatelang hinterher zu leiden hatte.

In Karibib war kein angenehmer Aufenthalt. Ein lautes Treiben herrschte auf dem Platze. Wohin man sah, Müll und Schmutzhaufen. Es wunderte mich, daß nicht damals schon der Typhus ausgebrochen war.

Von den braven Karibibern wird auch noch ein hübsches Schildbürgerstückchen erzählt. Eines Abends glaubten sie sich wieder einmal von den Hereros umzingelt. Da sahen sie, wie ein dunkles Etwas vorsichtig die Storestraße entlang schlich. Erregten Gemütes nahm man an, daß es ein Spion sei, der erkunden wollte, wo der Stacheldraht am geeignetsten für einen Angriff wäre, trotz der sechzig Mann, die allabendlich Wache stehen mußten. Es galt, auf der Hut zu sein. Nach eingehender Beratung, als „das Dunkle" näher gekommen war, ertönte das Kommando: „Schnellfeuer!" Viele Schüsse fielen in der Richtung der dunklen Gefahr. Man schien mit Erfolg geschossen zu haben. Das „Etwas" stöhnte und blieb liegen. Sofort fanden sich mutige Seelen, die der Gefahr trotzen und den grimmen, nun kampf-

unfähigen Feind von nah besehen wollten, aber man war dagegen. Die Nacht war längst angebrochen und „man kann nie wissen".

Es wurde beschlossen, am nächsten Morgen den Ort der Tat zu besichtigen, denn bei Tageslicht war es wesentlich sicherer. Und so geschah es auch. Das Etwas war noch da und bewegte sich auch noch. Es war eine Sau mit ihren kleinen Ferkeln, die der heimatlichen Bucht entlaufen war. Arg blessiert war sie glücklicherweise nicht, und munter lagen die Kinderchen bei der Alten.

Die Hereros hatten sich nie bis nach Karibib gewagt. Es waren zu viel Weiße dort, da hätten sie doch nichts ausrichten können. Und die Weißen übten sich unermüdlich, um dem anstürmenden Feinde gewachsen zu sein.

Da sich im Befinden des Kindes keine Besserung zeigte, so riet mir der Stabsarzt, mich zu eilen, an die Küste zu kommen. Am 2. März wurde ein Güterzug abgelassen, der mich mitnahm. Zwar trug ich noch eine Binde über beiden Augen, doch konnte ich, wenn ich sie zurückschob, genug sehen.

In Jakalswater schlief ich in der Wohnstube der liebenswürdigen Frau Heyn. Den nächsten Morgen ging es gemächlich weiter, und in der Nacht langte ich in Swakopmund an.

Kommt man aus dem Innern, so ist es an der Küste empfindlich kalt. Es war sehr spät, und ein naßkalter Nebel hing über dem Ort. Ich wußte nicht, wo ich eine Unterkunft finden konnte. Der Bezirksamtmann von Swakopmund war mir zwar in Karibib vorgestellt worden, auch hatte ihn der Stabsarzt gebeten, sich meiner anzunehmen. Doch mußte ich selbst zusehen, wo ich blieb.

Der Bahnhof liegt ziemlich weit draußen. Ich belud mich mit meinem vor Kälte und Hunger weinenden kranken Kinde und suchte, selbst kaum fähig zum Gehen, im tiefen Dünensand, mühsam tastend, meinen Weg nach irgend einem Hotel.

In einem Bretterverschlag des Zentralhotels war noch ein Bett zu haben. Für das Kind gab es eine Kiste, und nach langem Reiben und Beruhigen hatte ich das kleine Geschöpf so weit, daß es etwas warme kondensierte Milch nahm und dann einschlief. Der Nebel

drang aber feuchtkalt durch die Fugen des Holzes. Alle Decken fühlten sich feucht an, und um die Lampe lag es wie ein Schleier.

Im Lauf des nächsten Tages kamen der Oberleutnant v. Zülow, derselbe, der in schneidigster Weise der verzagenden Besatzung von Okahandja Hilfe brachte und für seinen Mut und seine Tapferkeit die größte Anerkennung verdient, und noch viele andere Swakopmunder Herren, die sich mir zur Verfügung stellten. Ganz rührend war Dr. Zachlehner, der mir das Kind abnahm und mir für die Seereise alles erdenkliche Schöne mitgeben wollte. Auch die Wirtin, Frau Funck, war voller Aufmerksamkeit. Ich bekam Geld und Sachen angeboten, und was ich sonst nur wünschen konnte, und mußte nur immer gerührt und dankend ablehnen. Es gab ja noch andere Frauen, denen es viel, viel schlimmer ergangen war wie mir.

Am 7. März schiffte ich mich auf der „Lucie Woermann" ein, begleitet von Frau Kuhn, Herrn Wecke und Dr. Zachlehner, der mir das Kind an Bord schaffen wollte. Der „Pionier" brachte uns von der Mole aus nach der weiter draußen ankernden „Lucie". Spiegelblank lag die See. Von der „Lucie" aus wurde an der Kette der Korbstuhl herabgelassen, auf dem bekannterweise die Passagiere an Bord gewunden wurden. Die Zeit verging schnell. Der Befehl an die Besucher zum Verlassen des Dampfers erscholl. Die Kapelle spielte einen Marsch und mit mächtigem Ruck wurden die Anker in die Höhe gewunden. Dumpf ertönte die Sirene, und langsam bewegte sich der Koloß.

Weiter und weiter entfernten wir uns von Swakopmund — jetzt sah man noch die Häuser — jetzt bloß die Küste mit den weißen Brechern — nun noch einen Dunststreifen — dann nichts.

Ich stand an der Railing, und das Herz war mir zum Springen schwer. Südwest, du Land unserer Ideale und Träume, wie schmählich hast du uns betrogen! Mit wie viel Liebe und Hoffnung kamen wir zu dir. Enttäuschung über Enttäuschung hast du uns gebracht. Gegeizt hast du mit deinen Gaben, das Letzte uns genommen. Mit leeren Händen und wehem Herzen verlasse ich dich. Und doch, ich habe dich lieb wie kein anderes Land. In meinem Herzen, da wacht jetzt schon die Sehnsucht. Wollte Gott, ich könnte bald deine trotzigen

Felsen wiedersehen mit den tiefen, blauen Schatten, wo die Paviane wohnen und die Klippdachse. Ich möchte bald wieder dem eintönigen Gesang der Kaffern lauschen, wenn sie am Lagerfeuer sitzen, und dem Schrei des Schakals in dunkler Nacht. Ich möchte hinausschauen auf die endlos gelbe Namib, wenn die Mittagsglut darüber brütet, oder wenn der silberne Mond durch die Hackidorns scheint. Ich möchte . . . Ich möchte . . .

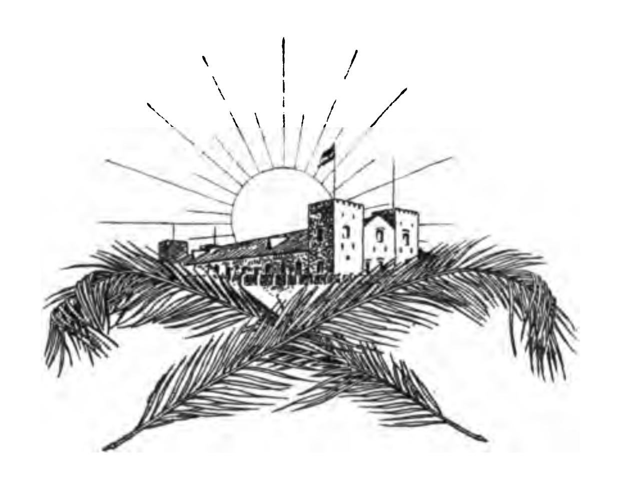
Die Tischglocke riß mich aus der trüben sehnsüchtigen Stimmung, und das Kind, das fest geschlafen hatte, verlangte nach mir.

Wie ein böser Traum sind mir jetzt die drei entsetzlichen Wochen an Bord. Das Kind wurde von Tag zu Tag kränker, ich war stündlich auf das Ende vorbereitet. Auch der Arzt gab mir keine Hoffnung mehr. Das kleine Wesen vegetierte nur noch und wurde durch teelöffelweis verabreichtes Eiweiß am Leben gehalten. Die Leiden des kleinen Geschöpfes mit anzusehen, war mir eine harte Prüfung, schlimmer als alles, was ich bisher durchgemacht. Der Arzt riet mir, seinen Tod in Madeira abzuwarten, damit ich wenigstens den Trost hätte, es nicht auf See begraben zu wissen. Ich war wie verzweifelt und entschloß mich allem zum Trotz, an Bord zu bleiben. So kam ich bis nach Hamburg. Meine Mutter und ich hatten ein trauriges Wiedersehen.

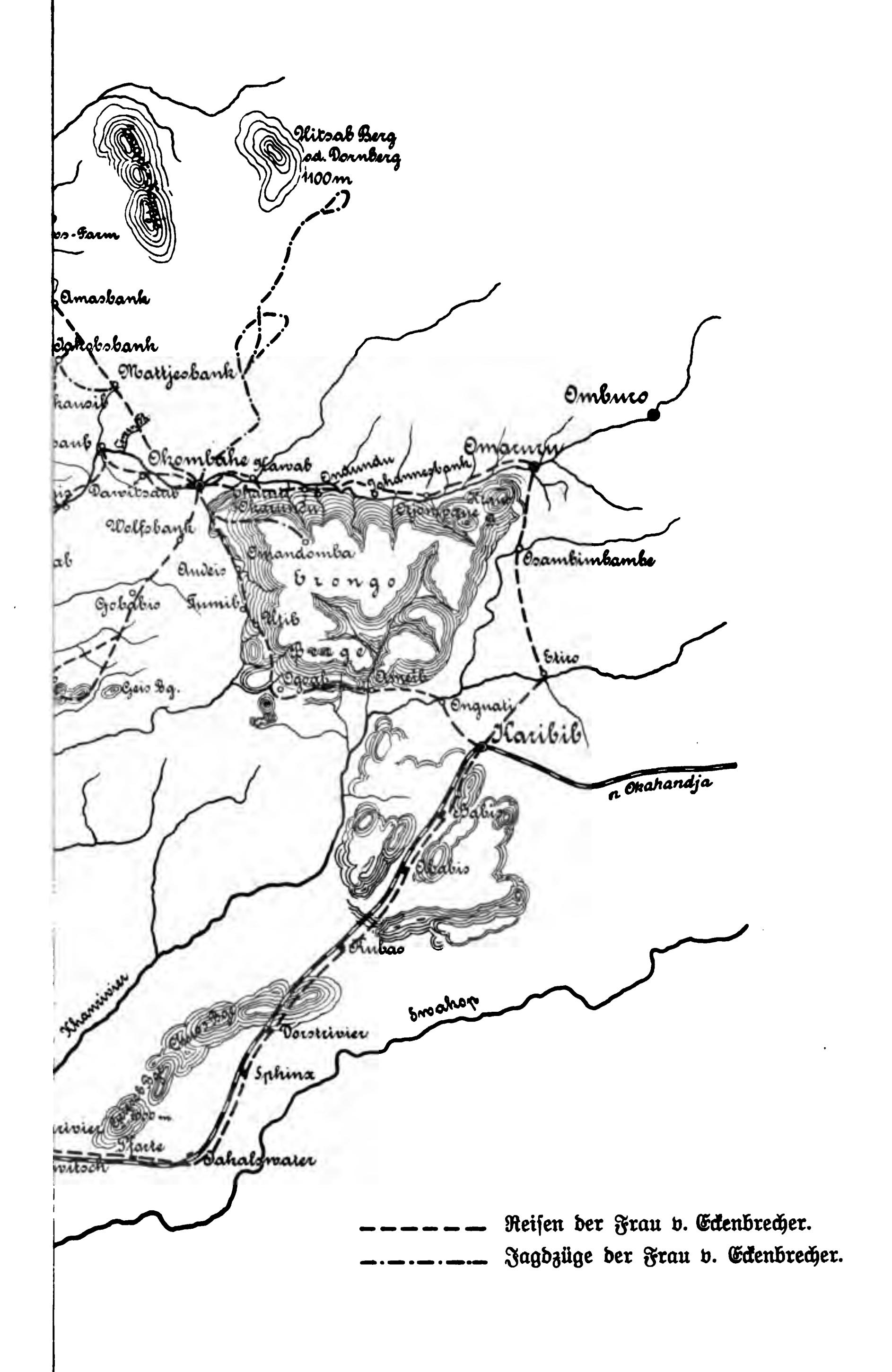
In Berlin stellte der Arzt überstandenen Typhus und schwere Lungenentzündung fest. Fast drei Monate lang schwankte ich zwischen der Hoffnung, das Kind durch sorgfältigste Pflege am Leben erhalten zu können, und der gänzlichen Mutlosigkeit, daß alle Mühe vergebens sei.

Von meinem Mann kamen auch schlechte Nachrichten. Er hatte sich bei Otjihaenamaparero den Typhus geholt. Die Krankheit traf ihn so schwer, daß ich auf das Ende vorbereitet wurde, nachdem er seit Wochen schon ohne Besinnung lag. Er wurde aber langsam wieder gesund und trat im August 1904 die Heimreise an. Da er durch den jahrelangen Aufenthalt in Südwest und durch die fast übermenschlichen Strapazen herzleidend geworden war, so durfte er bis jetzt noch nicht nach Südwest zurückkehren.

Wir schlugen unser Heim in Weimar auf, wo mein Mann die Kunstschule besuchte. Er hat es so weit gebracht, dank dem Talent, das er vom Vater ererbt, jetzt Ausstellungen beschicken zu können. Mit Vorliebe malt er aus der Erinnerung afrikanische Motive. Wir beide werden uns wohl nie ganz glücklich hier fühlen können, wir haben Afrika, das wir mit tausend Schmerzen erobert haben, zu lieb. Wer einmal draußen war, den packt die Sehnsucht, er findet nirgends Ruhe und Rast, bis er dorthin zurückgekehrt. Und es ist auch unser sehnlichster, innigster Wunsch, dort endlich das Glück zu finden, das wir bisher vergebens gesucht. Für Afrika haben wir gekämpft und gelitten, dorthin gehören wir und unsere beiden Söhne.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.



Reisen der Frau v. Eckenbrecher.

Jagdzüge der Frau v. Eckenbrecher.

H g.
[illegible]


THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT
This book is under no circumstances to be taken from the Building
form 410


G.E. STECHERT
& CO.
NEW YORK

